

MAGISCHE  
IV  
GESCHICHTEN

# TRAUMSCHWESTER

HERAUSGEgeben von  
**MARION ZIMMER BRADLEY**



F I S C H E R



*Marion Zimmer Bradley* wurde 1930 in Albany, New York, geboren und war von 1949 bis 1964 in erster Ehe mit Robert A. Bradley verheiratet. Sie lebt heute mit ihrem zweiten Mann, Walter H. Breen, in Nordkalifornien. Schon in ihrer Schulzeit beschäftigte sich Marion Zimmer Bradley mit phantastischer und Science-fiction-Literatur. Ihren größten Erfolg erreichte sie mit der einfühlsamen Nacherzählung der Artus-Sage aus der Sicht einer Frau, dem Buch »Die Nebel von Avalon« (Band 8222). Im Wolfgang Krüger Verlag erschien ihr großer neuer Roman »Die Wälder von Albion«.

*Traumschwester*. Auch in dieser neuen Sammlung magischer Geschichten von und über Frauen finden sich wieder faszinierende Zaubersprüche, scheußliche Dämonen, hübsche Mädchen und alte Hexen, mutige Krieger und feige Räuber, grausame und listige Göttinnen und Götter und allerlei Werwölfe und Drachen.

Wieder nehmen die Heldinnen ihr Schicksal, und sei es noch so trist, nicht in schlaffer Ergebenheit auf sich, sondern greifen mutig zu List und Waffen, um selbst über ihr Leben zu bestimmen.

Wie im ersten Band »Schwertschwester«, im zweiten Band »Wolfsschwester« und im dritten Band »Windschwester« hat Marion Zimmer Bradley auch hier neue spannende und originelle Storys der Frauen-Fantasy versammelt.

Von Marion Zimmer Bradley sind im Fischer Taschenbuch erschienen:

»Die Feuer von Toja« (Bd. 10287),  
»Die Nebel von Avalon« (Bd. 8222),  
»Tochter der Nacht« (Bd. 8350),  
»Lythand« (Bd. 10943),  
»Luchsmond« (Bd. 11444),

sowie die von ihr herausgegebenen »Magischen Geschichten« in vier Bänden:

»Schwert-schwestern« (Bd. 2701),  
»Wolfsschwester« (Bd. 2718),  
»Windschwester« (Bd. 2731) und  
»Traumschwester« (Bd. 2744).

# Traumschwester

Magische Geschichten IV

Herausgegeben von

Marion Zimmer Bradley

Aus dem Amerikanischen  
von V. C. Harksen

Scan, Format und Korrektur: Karl Napf  
2002-12-02

**Dieses ebook wurde für Doc Gonzos Forum erstellt  
und ist nicht zum Verkauf bestimmt!**

Fischer Taschenbuch Verlag

23. – 25. Tausend: Oktober 1993  
Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main, November 1989

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1987 unter dem Titel

›Sword and Sorceress IV‹ bei Daw Books, Inc., New York  
Copyright © 1987 Marion Zimmer Bradley

Für die deutsche Ausgabe:

© 1989 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Manfred Walch, Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany  
ISBN 3-596-22744-5

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier  
Gescannt mit 100% recycelten Bytes

# Inhalt

MARION ZIMMER BRADLEY	Einführung.....	6
MERCEDES LACKEY	Heldensage.....	11
ROBIN W. BAILEY	Das Waldland von Zarad–Thra.....	27
CHARLES DE LINT	Trauereiche.....	44
DAVE SMEDS	Möwenreiter.....	55
DIANA L. PAXSON	Bluttänzerin.....	69
PAULA HELM MURRAY	Kaylis Feuer.....	81
JOSEPHA SHERMAN	Lifarís Ring.....	93
JENNIFER ROBERSON	Initiationsritus.....	104
RICHARD CORWIN	Die Augen der Götter.....	121
MILLEA KENIN	Das Schicksal und die Träumerin.....	128
DOROTHY J. HEYDT	Die Mittagshexe.....	137
STEPHEN L. BURNS	Das Erlöserrätsel.....	152
SYN FERGUSON	Die Baumfrau von Arketh.....	168
RICHARD CORNELL	Der bindende Zauber.....	178
DEBORAH WHEELER	Sturmgodt.....	190
L.D. WOELTJEN	Stirb wie ein Mann.....	197
BRUCE D. ARTHURS	Der Tod und die Häßliche.....	208
DEBORAH M. VOGEL	Blusteine.....	215

# Einführung

Wieder ist ein Jahr ins Land gegangen, und auch wir sind wieder da. Langsam kommen mir diese Bände wie ein Magazin im Taschenbuchformat vor, das jährlich erscheint und sich der Absicht widmet, die »Schwert-und-Zauberei«-Literatur, einst der sexistischste Bereich der Fantasy überhaupt, aus ihrer Beschränkung auf Stories von Macht und Raubzügen, angereichert mit unappetitlichen Vergewaltigungen, aus denen das »Schwert-und-Zauberei«-Genre früher zu rund achtzig Prozent bestand (und zwar einschließlich der von Frauen verfaßten Texte), herauszuholen. Diese Geschichten, in denen es von machtvoll-sehnigen Helden (was sind eigentlich Sehnen? Ich könnte es natürlich im Lexikon nachlesen, aber ehrlich gesagt, eigentlich will ich es gar nicht wissen) und keuschen (oder kreischenden) Maiden, deren Hauptaufgabe es war, schreiend in der Gegend herumzustehen oder dem Helden als Preis für sein schlechtes Benehmen verliehen zu werden, nur so wimmelte, hielten sich in der Regel an eine Grundphilosophie (wenn man es so nennen kann), die da lautete: »Ha! Und abermals ha! Ein neuer Tag, ein neuer Drache, eine neue verfolgte Unschuld.« Aber trotzdem lasen sie sich oft ganz amüsant, und selbst Frauen hatten ihren Spaß an den Abenteuern, auch wenn wir über die Philosophie klagten, auf denen sie beruhten. Unsere eigene Reihe ging dagegen nur von einer wesentlichen Vorschrift aus: es sollten, ohne daß man sich in feministische Rhetorik verstrickte, Frauen als Hauptfiguren ihrer eigenen Abenteuer auftreten, Frauen, die weder Opfer waren, noch danebenstanden, wenn die Männer Großes vollbrachten. Im ersten Band gab es noch viel zu viele Geschichten von Vergewaltigungen und Rache – eine Kategorie, die inzwischen praktisch ausgestorben zu sein scheint; dieses Jahr bekam ich nur eine derartige Story vorgelegt, und die stammte von einem Mann. Aber nicht einmal Männer malen sich heute noch einen Vergewaltiger als tapferen Helden aus, sondern sehen ihn als den kranken, impotenten Psychopathen, der er gewöhnlich ist.

Andererseits haben wir uns große Mühe gegeben, auf die Abenteurerin zu verzichten, die lediglich der mit langen Haaren und Röcken verkleidete, mit einem Mädchennamen ausgestattete männliche Abenteurer ist; ebenso haben wir uns angestrengt, Geschichten wegzulassen, in denen es nur darum geht, daß eine Frau die Magie (oder Mystik) von Männern herausfordert und beweist, daß sie genausogut Kameltreiberin, Zauberin, Söldnerin, Schwertkämpferin oder Drachenbändigerin sein kann; diese Art Geschichte lockt heute, wo es weibliche Astronauten gibt und Frauen den Mount Everest besteigen, niemanden mehr hinter dem Ofen vor. Ebensowenig überrascht es mich oder, wie ich hoffe, meine Leser, daß Frauen als Diebin oder Soldatin Erfolg haben oder sich sogar besonders auszeichnen; Leute, die das noch überrascht – oder besonders befriedigt – leben im finsternen Mittelalter. Schließlich hat von meinen drei Kindern auch nur das Mädchen eine Urkunde ihrer Universität für sportliche Leistungen erhalten. Während ihre Brüder sich damit begnügten, sich in der Mathematik oder Kunst hervorzutun, gewann meine hochgewachsene, athletische Tochter eine Urkunde im Fechten – in Amerika kein Sport, der für seine weiblichen Champions bekannt ist, obwohl er vielleicht durchaus für sie geeignet wäre. Eine der Autorinnen der Schwester-Bände ist Inhaberin des schwarzen

Kung–Fu–Gürtels, und es gibt unter ihnen Uni–Professorinnen, Bäuerinnen, Dompteusen und sogar einige, die den Mut haben, Hausfrau und Mutter zu sein, der in unserer Zeit wahrscheinlich am wenigsten beliebte aller Berufe.

Wiederum genossen die Frauen in unserem Land in gesellschaftlicher Beziehung und auf dem Gebiet weiblicher Errungenschaften und weiblicher Erziehung einen gewaltigen und uneingeschränkten Vorteil (und trotz größter Anstrengungen einiger irregeleiteter Frauen genießen sie ihn immer noch): niemand erwartete oder verlangte von ihnen, einen Haufen Energie oder Initiative darauf zu verschwenden, zu lernen, wie man verschiedene Sorten Bälle über irgendein Spielfeld wirft, kickt oder jagt. Frauen waren und sind meist auch noch heute frei, sich auf ernsthaftere Prüfungen des menschlichen Geistes zu konzentrieren. Eine ungeheure Masse männlicher Energie wird dagegen von ihren runden Dingern in Anspruch genommen (und wenn diese Anspielung auch wirklich nicht mit Absicht hier steht – sie paßt...). Das einzige, was meiner Ansicht nach noch blödsinniger ist als der Anblick einer Rotte angeblich erwachsener Männer, die einen Ball über ein Spielfeld oder einen Platz treten, schmeißen oder hetzen, ist der noch viel albernere Anblick erwachsener Männer, die auf ihrem schlappen und mangelhaft bewegtem Hintern sitzen, um einer anderen Gruppe angeblich erwachsener Männer zuzuschauen, wie diese ihrerseits irgendeinen aufgeblasenen Plastikklumpen über irgendein Spielfeld kicken, jagen, werfen oder prügeln. Der Zyniker, der Golf als »gute Methode, einen rundherum vorzüglichen Spaziergang zu ruinieren« definierte, hat offenbar über das Problem des Montagabendfußballs nie ernstlich nachgedacht. Dabei nämlich handelt es sich um eine Vergeudung menschlichen Verstandes, die in der Geschichte ohne Beispiel ist, einmal abgesehen vielleicht von der Haarpflegeindustrie oder dem Interesse an der Handlung von Fernseh–Rührstücken. Der Hunger nach Abenteuer steckt noch in uns allen (so sehr auch Barbara Cartland und ihre Konkurrentinnen dagegen ankämpfen), und ihn möchten unsere Bände stillen.

Als Kind faszinierten mich die Heldentaten Maurice Herzogs, der den Annapurna bestieg, und Francis Chichesters, der als Einhandsegler der Clipperroute folgte; inzwischen sind diese Leistungen und viele andere mehr auch von Frauen erzielt worden, und selbst die dümmsten Chauvis können das nicht mehr bestreiten. Aber mit unseren eigenen Abenteuergeschichten entstehen auch eigene Klischees.

Unser erster Band ›Schwertschwester‹ handelte vornehmlich von Vergewaltigung und Rache, ein Genre, das zum Glück abgenommen hat. Der zweite Band ›Wolfsschwester‹ betonte ein bißchen sehr die unterschiedlichen Aspekte der Geschichte von der geopferten Jungfrau.

Dieses Jahr habe ich ein neues Klischee entdeckt, das so oft auftauchte, daß ich es in diesem einen Jahr schon satt bekam, darüber zu lesen: die Diebin, die verkaterd aufwacht und bei einem letzten Versuch alles zuvor Gewonnene vergeudet oder verspielt hat; oder manchmal war es auch jemand, der irgendwo, und zwar immer in irgendeiner Schenke, eine erschöpfte, abgebrühte, grauhaarige, alte oder noch nicht ganz alte Söldnerin trifft, die einen Weg sucht, einen allerletzten Beutezug zu unternehmen und dann in Pension zu

gehen. Ich habe solche Stories angekauft und werde es auch weiterhin tun, so wie es in Kriminalromanen immer wieder den (nach außen hin) hartgesottenen Privatdetektiv mit dem massiven Sahnebonbonherzen geben wird; aber sie müssen ein bißchen weniger plump daherkommen. Wenn ich auf der ersten Seite schon weiß, wie es weitergeht, greife ich nach meinem handlichen Ablehnungsformular und bemühe mich gar nicht erst, bis zu dem schleimigen Auftraggeber weiterzulesen, der die unglückliche Dame anstellt, die unredlich erworbenen Vermögenswerte von Pappnase dem Barbaren zu stehlen oder den Hort der Horde heimzuholen; jedenfalls dann nicht, wenn selbst der unerfahrene Leser sofort merkt, daß die Kleine nur als das Opfer fungieren soll, das der Hüter des Schatzes in der fallenverseuchten Feste verlangt, damit der schleimige Auftraggeber mit dem Zaster abhauen kann.

Solche Geschichten sind vielleicht das moderne Gegenstück zum allzu strapazierten Gouvernantenroman – die Sorte, die wir alle hundertmal gelesen haben, in der die nicht übermäßig gescheite Heldin als Erzieherin, vielleicht auch Gesellschafterin in das einsame alte Haus am Rand des Moors geht und von dem finsternen Helden, Typ Lord Byron, der das Haupt der Familie ist, in den alten Weinkeller gelockt wird. Diese Art Geschichte gibt es im zwanzigsten Jahrhundert fast gar nicht mehr, was an der Abnahme von Kandidatinnen für den Gouvernantenposten liegt, denen es dermaßen an weltlichem Verstand fehlt, daß sie nicht wissen, was gut für sie ist. Die heutige potentielle Gouvernante hat ein Diplom in frühkindlicher Erziehung oder den Abschluß einer Fröbelschule und kann 84 Worte pro Minute tippen. Und selbst wenn sie im finsternen alten Haus am Rand des Moors landet und der finstere Arbeitgeber sie in den alten Weinkeller zu locken versucht (ob er sie nun dort ermorden oder verführen will), könnte sie zum Telefon greifen und die Bullen anrufen oder den ersten Greyhound-Bus nehmen und sich davonmachen. Es besteht also Hoffnung, daß selbst eine müde Söldnerin in mittleren Jahren vielleicht doch so schlau ist, eine Falle zu erkennen, wenn sie davorsteht oder auf ihren langjährigen Streifzügen durch die Welt so viel Hirn entwickelt hat, daß sie weiß, was ihr nützlich ist und sich nicht mehr in Reichweite von Pappnase dem Barbaren und seinen diversen bösen Zauberern und Tricks begibt. Natürlich möchte ich niemandem den Spaß am Lesen oder auch am Schreiben solcher Stories verderben. Ich glaube, daß uns die großartigen alten Geschichten allen Spaß machen – und wirklich ist die Geschichte von dem Kerl, der es trotz Tod und Teufel und allen bösen Unholden nach Hause schafft, nach wie vor aktuell, ob man ihn nun Odysseus oder Zwei-Kanonen-Tex oder Travis McGee nennt. Wenn ich also vollkommen hingerissen so eine Geschichte verschlinge und erst hinterher merke, »verflixt noch mal, ist das nicht die alte Kamelle von Des Hortes Heimholung?«, dann ist es prima; aber wenn ich es auf Seite 1 bereits feststelle, gibt es das vorgedruckte Ablehnungsformular und sonst gar nichts. Wir können uns immer noch in einen liebenswerten Dieb verlieben, ob er nun Robin Hood oder trickreiche Tessie heißt. Aber Tessie muß Robins liebenswerte Eigenschaften besitzen, und es dürfen nicht einfach alte Weine in neuen Schläuchen zusammengemischt werden. Ob Sie es mir glauben oder nicht, ich freue mich immer noch jeden Tag über den Stoß Manuskripte, die bei mir eingehen; zwar schlitzt mir mittlerweile die Sekretärin die Umschläge auf, aber ich stürze mich immer noch begeistert auf den Inhalt. Schließlich

kann die Belohnung dafür, daß man neunzehn Drachengeschichten gelesen hat, die sich senkrecht auf Anne McCaffrey zurückführen lassen, darin bestehen, daß die zwanzigste so ist wie Kaylis Feuer. Man findet immer wieder eine Kostbarkeit. Es ist wie Perlentauchen. Meistens hat man, wenn man die Muschel auffreißt, nichts weiter vor sich als eine nasse, überliechende Auster, die nicht einmal richtig eßbar ist.

Aber beim hundertsten Mal stößt man auf die Perle. Ich habe das Tauchen erledigt – Sie bekommen die Perle. Etwa die Hälfte der diesjährigen Geschichten stammt von Männern, worüber sich niemand wundern sollte. Schließlich waren es Männer, die das Genre *Schwert-und-Zauberei* erfanden. Dennoch bekomme ich gelegentlich noch merkwürdige Briefe (meist von ebenso merkwürdigen Personen), die mich fragen, wie ich es wagen kann, Frauen-Fantasy von Männern abzudrucken. (Übrigens sprechen diese Leute gewöhnlich von »feministischer Fantasy« und wollen wissen, ob ich es zulassen kann, daß »feministische Fantasy, die von starken und für starke Frauen verfaßt und ausschließlich für solche Frauen bestimmt sein sollte« von Männern übernommen und mitbestimmt wird.) Nun, ich fürchte, daß ich lediglich gute Geschichten haben will; und Frauen, die etwas dagegen haben, daß Männer über Frauen schreiben, sollten sich daran erinnern, daß in unseren ersten dreißig Jahren (ungefähr) weibliche Science-Fiction- und Fantasy-Autorinnen meistens über Männer schreiben mußten. Wollen diese Frauen wirklich sagen, daß man nichts über eine Figur schreiben kann, die dem eigenen Geschlecht nicht angehört? Wie traurig. (Und wie albern). Da gab es zum Beispiel Leigh Bracketts großartigen Eric John Stark — einen der größten *Schwert-und-Zauberei*-Helden aller Zeiten. Und Catherine L. Moores unvergleichlichen Northwest Smith.

Phantasie leidet immer, wenn man ihr Feld einzuzäunen versucht. Besser gesagt, wenn man sie einsperren kann, ist es sowieso keine Phantasie mehr.

Zugegeben, manche von Männern erdachte Frauengestalten sind weiter nichts als fleischgewordene Wunschträume – und ich denke nur sehr ungern darüber nach, was für Wünsche sie wohl erfüllen mögen. Da gibt es die modernen *Heinlein-Girls* (Frauen kann man sie immer noch nicht nennen), die erwachsen geworden sind und das Fluchen gelernt haben – aber untendrunter sind sie immer noch Podkayne vom Mars; kleine Mädchen, von denen ich glaube, daß sie viel attraktiver waren, bevor sie sich das Fluchen und ein leicht verklemmtes Sexleben angewöhnt hatten. Aber darum geht es gar nicht. Wichtig ist, daß es viele hervorragende Schriftsteller gibt, deren Figuren weder gewaltige Männer mit Heldenbrust sind noch schüchterne Jungfrauen, die nur zum Film kommen, weil sie kreischen können wie einst Fay Wray in *King Kong*, sondern schlicht und einfach Menschen.

Ich finde zum Beispiel, daß es schwer sein dürfte, einen glaubhafteren, schlicht menschlicheren Charakter zu erfinden, als es B. D. Arthurs in *Der Tod und die Häßliche* getan hat. Und ich bezweifle, daß Robin Baileys Cymbal in *Das Waldland von Zara-Thra* von irgendeiner weiblichen Autorin besser beschrieben werden könnte, und sei sie politisch noch so einwandfrei. Allerdings empfinde ich einen angeborenen Widerwillen gegen jede Art von Apartheid, auch wenn sie als »Forum für Frauen« auftritt oder, wie die Befriedenden es vermutlich ausdrücken würden, »feministischer Freiraum«.

Wenn es um Politik geht, halte ich mich immer an den Satz: »Hol der Henker eure beiden Häuser!« (Aus *Romeo und Julia* von Shakespeare – A. d. Ü.). Jeder Versuch, Kunst und Politik zu mischen, bringt nichts als schlechte Kunst und schlechte Politik. Warum würden sich sonst so viele Tänzer und Choreographen, verhätschelte Lieblinge des Systems, aus jenem Paradies der politischen Kunst, der Sowjetunion, absetzen? Man sollte jeden Versuch, die Politik in phantastische Literatur hineinzutragen, mit größter Verachtung strafen – ganz zu schweigen von der schärfsten Waffe des Herausgebers, dem Ablehnungsformular. Wer einen politischen Traktat an die Öffentlichkeit bringen will, soll einen Saal mieten – oder soviel Anstand besitzen, seinen Text auch als politische Äußerung zu verpacken und ihn an der Straßenecke an bereits Bekehrte zu verteilen, anstatt zu versuchen, ihn in seine Geschichte einzuschmuggeln. Wenn Sie andererseits mit Überzeugung und Aufrichtigkeit schreiben, werden Ihre Ansichten schon deutlich genug herauskommen. Keine einzige unserer Geschichten begibt sich auf das Niveau der bloßen Rhetorik (die schließlich als Kunst definiert wird, die schlechtere Sache als bessere erscheinen zu lassen, oder als die noch feinere Kunst, Lügen zu erzählen), aber ich bin der Meinung, daß sie einen schlüssigen Überblick über Frauen in der Abenteuerliteratur geben. Und das ist ja schließlich der Zweck der Übung.

*Marion Zimmer Bradley*

## MERCEDES LACKEY

*›Misty‹ Lackey gab ihren Einstand als Schriftstellerin mit der Erzählung ›Schwertverschworen‹ in ›Windschwester‹ und machte uns darin mit Tarma und Kethry bekannt. Kürzlich hat Misty eine Romantrilogie an DAW Books verkauft. Ich kann sie kaum abwarten. Weibliche Abenteurer neigen dazu, paarweise zu reisen (wie Nonnen?), und meist ist das Paar recht unterschiedlich: eine Schwertkämpferin und eine Zauberin.*

*In der folgenden Geschichte haben sie es mit einem eher häuslichen Problem zu tun, und manch eine überzeugte Feministin mag die Lösung unhaltbar finden; aber jeder das Ihre. Die Haggis-Knappheit ist noch nicht bedrohlich. (Haggis ist ein schottisches Gericht aus Leber und Hafermehl, an das man sich ganz schön gewöhnen muß. Nur gut, daß dem einen sin Uhl immer noch dem annern sin Nachtigall ist—stellen Sie sich vor, was für einen Mangel an Haggis es sonst gäbe!)*

*Wenn Ihnen aber diese Geschichte nicht gefällt, dann versuchen Sie es mit der nächsten. Robin Baileys ›Das Waldland von Zarad-Thra‹ beruht, oberflächlich betrachtet, auf den gleichen Handlungselementen und stellt recht ähnliche Fragen, aber trotzdem unterscheidet sich die Story grundlegend von der ersten. – MZB*

# MERCEDES LACKEY

(Nach einer Idee von Robert Chilson)

## Heldensage

»Meilenweit vom Weg ab und immer noch nicht der geringste Hinweis auf etwas Ungewöhnliches«, brummelte Tarma, deren rauhe Stimme mühelos das Stampfen der Pferdehufe übertönte. »Auf gar keinen Fall eine Andeutung von Frauen in irgendeiner Klemme. Bist du...«

»Vollkommen sicher«, erwiderte Kethry (die Gefährtin der Schwertkämpferin) und ließ die Augen nach rechts und links über die Felder schweifen. Ihr wadenlanges, lederbraunes Gewand, Zeichen der Wanderzauberin, war voller Straßenstaub, und sie kniff die Augen zusammen, um eben diesen Staub nicht eindringen zu lassen. Die frostige Luft war erfüllt vom Geruch abgestorbener Blätter und trockenen Grases. »Du weißt, daß es etwas ist, das ich nicht überhören kann. Wenn meine Klinge *Not* mir sagt, daß es in dieser Richtung Frauen gibt, die in Schwierigkeiten sind, dann besteht daran kein Zweifel. Das weißt du doch mittlerweile selber.«

Vor zwei Tagen waren sie von der Hauptstraße abgewichen und folgten jetzt diesem Weg, der kaum breiter war als eine Karrenspur. In Kürze mußte die herbstliche Regenzeit beginnen; kalte Güsse, denen Tarma auszuweichen gehofft hatte, indem sie dafür sorgte, daß sie sich schon vorzeitig auf den Weg zu ihrem nächsten Auftrag machten. Seit sie die Karawanenstraße verlassen hatten, waren wenige Anzeichen von Besiedlung erkennbar gewesen, nur wellige Grashügel und ein paar verstreute Waldstücke, samt und sonders braun und verborrt. Die leuchtenden Farben des Herbstes kamen in dieser Gegend nicht vor — wenn der Frost eintraf, verblaßte der Pflanzenwuchs zu Tönen, die eher Tarmas abgetragenem Lederzeug und Kethrys Reisegewändern glichen als den jahrmarktsbunten Farben der nördlichen Gefilde. Kurz und gut — bisher war die Reise ergebnislos und sterbenslangweilig verlaufen.

»Ich schwöre, daß dein Schwert uns manchmal mehr Kummer macht, als es uns erspart«, schnaubte Tarma. »Diese Zauberer!« Kethry lächelte; sie wußte sehr wohl, daß die Shin'a'in-Schwertkämpferin sie nur necken wollte. Die magische Klinge mit dem Namen *Not*, die Kethry trug, hatte den beiden mehr als einmal das Leben gerettet. Sie hatte die besondere Eigenschaft, einer Zauberkundigen Waffenerfahrung zu verleihen oder eine Schwertkämpferin vor schlimmster Magie zu schützen; sie konnte in einem Bruchteil der normalen Zeit Verletzungen und Krankheiten heilen — aber nur eine Frau konnte sie führen. Und wie bei jeder Art von Zauberei, kosteten Nots Gaben einen Preis. Die Frau, die sie trug, mußte von ihrem Weg abweichen, um allen Frauen beizustehen, die Hilfe brauchten, gleichgültig, wie weit das Schwert sie auch von der beabsichtigten Route fortführte.

»Vor ein paar Wochen, als Not und ich deine Lungenverletzung heilten, hast du noch ganz anders geredet.« »Das war damals, und jetzt ist heute«, zitierte ihre Gefährtin mit dem

Falkengesicht. »Kein Augenblick gleicht dem andern.« Ein Anflug von frischerer Brise trieb den Straßenstaub fort, ließ die beiden aber noch etwas mehr frösteln.

Kethry schüttelte das bernsteinfarbene Haar aus den Augen, das runde Gesicht voller Erheiterung. »O weise Schwester mein, hast du denn für alles ein Sprichwort?«

Tarma lachte. »Verdammst beinahe! Grünauge, die Felder hier sind bebaut – man hat sie nur dieses Jahr brachliegen lassen. Ich glaube, da vorn ist ein Bauernhof. Wollen wir mal nachsehen, ob der Besitzer uns heute nacht in seiner Scheune schlafen läßt? Es sieht nach Regen aus, und ich würde lieber im Trockenen übernachten, ohne daß du deine Zauberei verausgaben mußt, damit wir trocken bleiben.«

Kethry spähte voraus, ob ihnen Gefahr drohte, nutzte Zauberkunst, um Zauberei aufzuspüren. »Es scheint sicher zu sein – versuchen wir es. Vielleicht gibt es einen Hinweis, warum *Not* uns ruft. Außerdem gefällt es mir nicht, daß die Luft immer kühler wird, schließlich bin ich ein Luxusgeschöpf. Wenn es geht, würde ich lieber im Warmen schlafen.«

Die häßlichen, graufleckigen Schlachtstuten der beiden rochen die Anwesenheit anderer Pferde genau in dem Augenblick, als die Zauberin ihren Satz beendete. Andere Pferde, das hieß zumindest Futter und Wasser, im besten Fall sogar einen trockenen und warmen Stall. Jetzt, wo das Jahr schon so herbstlich geworden war, durfte man einen warmen Stall nicht verachten. Die beiden beschleunigten so unvermittelt den Schritt, daß der riesige schwarze »Wolf«, der neben dem Pferd der Schwertkämpferin hertrattete, im Staub zurückblieb. Er stieß ein verblüfftes Protestgebell aus und trabte eilig hinterher.

»Das kommt vom Tagträumen, Faultier!« lachte Tarma, die eisblauen Augen gegen den aufsteigenden Staub zu Schlitzen zusammengerollt. »Schau nicht so dumm, hoch mit dir, sonst lassen wir dich sitzen!«

Das wolfsähnliche Tier, dessen Schulter bequem bis an Tarmas Gürtel reichte, sammelte sich und sprang. Es landete auf dem Tragesitz aus gepolstertem Leder gleich hinter ihrem Sattel; die Stute grunzte beim Aufprall, zeigte jedoch keine Überraschung. Sie wartete lediglich, bis das Tier sich hingesetzt und die einziehbaren Klauen in das Lederpolster gekrallt hatte, dann fiel sie in einen den Weg verschlingenden Trab. Das Pferd der Zauberin folgte ihr in gleichem Schritt und Tritt.

Aus Tarmas Zopf lösten sich Strähnen rabenschwarzen Haares und wehten ihr in die Augen, ohne sie jedoch beim Sehen so zu behindern, daß ihr die plötzliche Bewegung im Gebüsch am Straßenrand entgangen wäre, und ebensowenig die kleine Gestalt, die querfeldein davonrannte. »Sieht aus, als ob die Kundschafter unterwegs wären«, grinste sie ihre Gefährtin an. »Man hat uns entdeckt.«

»Was? Oh...« Kethry sah das Kind, das über eine Hecke setzte und verschwand. »Wofür es uns wohl gehalten hat?« »Das werden wir gleich erfahren.« Von der anderen Seite der Hecke näherte sich ein kräftig gebauter, muskelbepackter Bauer, braun wie seine Felder; ein Mann, der die Sense hielt wie einer, der weiß, was für eine brauchbare Waffe sie abgibt. Die beiden Frauen brachten die Pferde zum Stehen und warteten, bis er die Straße erreicht hatte.

»Wegwandererfrieden, Landsmann«, begann Tarma, als er auf Hörweite herangekommen war. Sie streckte ihm die leeren Hände entgegen. Er musterte sie sorgfältig.

»Geschworen bei der *Kriegerin*, Shin'a'in?« fragte er.

»Geschworen.« Sie hob erstaunt eine Augenbraue. »Du kennst *Shin'a'in*, Landsmann? Wir sind weit fort von den Ebenen.«

»Ich bin herumgekommen.« Er hatte sich merklich entspannt, sobald Tarma den Schwur geleistet hatte. »War eine Zeitlang Soldat. Ja, ich kenne Shin'a'in – und ich erkenne eine Verschwarene, wenn ich sie sehe. Man trifft nicht oft eine Shin'a'in, und noch seltener eine Schwertverschworene, die ihr Eid an eine Ausländerin bindet.«

»Du erkennst auch Schwestern des Bluteids? Du steckst voller Überraschungen, Landsmann.« Tarmas ruhiger Blick umfaßte ihn; ihre blauen Augen waren kalt geworden.

»So viele Überraschungen ... ich frage mich, ob wir bei dir sicher sind.«

Er hob den linken Arm. Auf der Oberseite des Handgelenks war ein fünfspeichiges Rad eingebrennt. Kethry entspannte sich mit einem Seufzer. Ihre Gefährtin warf ihr einen Seitenblick zu.

»Und ich kenne die, die das Rad bindet«, erklärte die Zauberin.

»*Mögen deine zukünftigen Taten alles ausgleichen.*«

»*Und deine Füße stets den Weg finden*«, beendete er den Satz und fand endlich ein Lächeln. »Ich heiße Landric.«

»Ich bin Tarma – meine Gefährtin heißt Kethry. Nur aus Neugier – woher wußtest du, daß wir she'enedran sind?« fragte Tarma, als er herankam, um neben ihren Pferden zu gehen.

»Selbst bei den Shin'a'in sind Eidschwestern nichts Alltägliches.«

Er war ein großer, muskulöser Mann. Er trug einfaches, braunes, hausgewebtes Tuch, aber die Kleidungsstücke waren gut genäht. Haare und Augen waren ein paar Töne dunkler als die sonnengebräunte Haut. Er schwang die Sense gewandt nach oben und zur Seite, und obwohl er Tarmas tierischen Begleiter wachsam musterte, verhielt er sich nicht so, als hätte er Angst vor ihm. Das ließ ihn in Tarmas Achtung steigen.

»Ich hatte ein Söldnerpaar in meinem Trupp, das eidverbunden war«, erklärte er. »Das war natürlich, bevor ich das *Rad* annahm. Bruder und Schwester waren sie, und schwertverschworen außerdem, wenn ich mich recht erinnere. Als du die Hände hochhobst, erkannte ich die Halbmondnarbe in der Handfläche, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß eine Shin'a'in mit jemand anderem als ihrer Eidschwester reist. Wenn ihr meine Gäste sein wollt, seid willkommen, obwohl...« sein Gesicht verfinsterte sich – »ich fürchte, daß mein Herd nur kalte Bequemlichkeit bietet.« Kethry hatte eine blitzartige Eingebung. »Kummer, Landsmann – deine *Rad*-Gefährtin?«

»Sie erwartet die nächste Umdrehung. Was das Ungeheuer von ihr übrigließ, begrub ich beim Frühjahrsfestival – vor sechs Monaten.«

Ihr Gastgeber ging neben den Pferden her und erzählte kunstlos seine Geschichte.

»Und ich hatte keine Zeit mehr, eine Waffe zu holen, und wenn ich eine gehabt hätte, hätte ich auch kaum etwas ausrichten können. Und als das Ungeheuer sich auf das Kind stürzte, fuhr sie dazwischen, und das Geschöpf nahm sie anstatt des Kindes, so wie sie es gewollt hatte.« Mühsam unterdrückter Schmerz lag in seiner Stimme.

»Verdammt«, sagte Tarma und schüttelte ehrfürchtig den Kopf vor der Tapferkeit der toten Frau. »Bin nicht sicher, ob ich den Mut dazu hätte. Was ist das überhaupt für ein Untier?«

»Es gleicht keinem Wesen, von dem ich je gehört habe. Groß –größer als ein Dutzend Pferde auf einmal. Bewachsen mit borstigen braunen Haaren. Ein Kopf, der nur aus Zähnen und Kiefern besteht. Sechs Beine. Und Krallen, so lang wie meine Hand. Wir glauben, daß es irgendeinem Zauberer ausgerissen ist. Es sieht aus wie etwas, das ein boshafter Kopf nur so zum Vergnügen zusammengebaut hat – womit ich dich nicht beleidigen möchte, Zauberin.«

»Ich bin nicht beleidigt.« Kethry sah ihm offen in die braunen Augen. »Die *Herrin* weiß, daß es unter den Leuten meiner Art eine Menge Unheilstifter gibt. Sprich weiter.«

»Jawohl. Das Untier ist außerdem schnell wie der Blitz. Sogar die Tiere unseres Edelmannes überholt es ohne Schwierigkeiten. Seine Lieblingsbeute sind Frauen und Kinder. Ich denke, für Nahrung, die sich noch ein bißchen wehren kann, hat es nicht viel übrig.«

Kethry fing den Blick ihrer Gefährtin auf. *Hab's dir gesagt*, signalisierte sie durch Handsprache. *Not* weiß. »Unser Herr Havirn hat bisher nichts dagegen unternehmen können, deswegen benutzt er jetzt die ›Drachenmethode‹, bis er einen Helden findet, der es umbringt.«

»Die ›Drachenmethode‹?« erkundigte sich Tarma mit schrägem Blick.

»Er füttet es und hofft, daß es sich damit zufriedengibt und die anderen Leute in Ruhe läßt«, half Kethry aus. »Vieh, hoffe ich?« Sie schaute zu dem Bauern hinunter, der neben ihrem Pferd herlief. Er hielt mühelos mit dem Tier Schritt; Kethry war beeindruckt. Nur ein kräftiger Läufer konnte Höllenbanns Geschwindigkeit folgen.

Er schüttelte den Kopf. »Menschen. Tiere röhrt es nicht an. Bisher ist es ihm gelungen, nur Verbrecher zu nehmen, aber die Gefängnisse werden immer leerer, und aus irgendwelchen Gründen scheint kaum noch jemand Lust zu haben, ein Gesetz zu übertreten. Auch hält die Fütterung das Untier nicht völlig vom Jagen ab, wie ich zu meinem Kummer erfahren mußte. Der Herr hat die übliche Belohnung ausgesetzt: die Hälfte seiner Ländereien und seine Tochter, ihr kennt den Brauch.«

»Und von beidem hätten wir eine Menge«, murmelte Tarma auf Shin'a'in. Kethry unterdrückte ein Lächeln. In geringer Entfernung konnten sie jetzt den Hof sehen. Von hier aus machte er einen stattlichen und wohlhabenden Eindruck, aus Backsteinen gebaut und mit mehreren Räumen. Das Dach war mit Stroh gedeckt und in ausgezeichnetem Zustand. Mindestens fünf kleine Gestalten hatten sich vor der Haustür versammelt. »Das sind meine Kleinen«, erklärte er mit Stolz und einem Anflug von Besorgtheit. »Kinder!« rief er der kleinen Gruppe zu, die sich an der Tür zusammendrängte, »begrüßt unsere Gäste, wie es sich gehört!«

Das Gewusel löste sich auf. Zwei Mädchen rannten ins Haus und wieder heraus, während der älteste Junge herbeikam, um die Zügel der Pferde zu nehmen. Das der Größe nach nächste Kind, ein kulleraugiges Mädchen (eines der beiden, die ins Haus gelaufen waren), brachte Brot und Salz. Ihr folgte ein weiteres Kind, ein Mädchen, das dem Wolf knapp bis zur Schulter reichte. Mit der Feierlichkeit, die einem großen religiösen Kunstwerk gebührt, schleppete es einen Gastbecher herbei. Als die drei Kinder den Wolf sahen, blieben sie stehen und ihre Gesichter verrieten Zweifel und leise Furcht. Offensichtlich wollten sie dem Vater gehorchen, aber ebenso offensichtlich wollten sie dem schwarzen

Ungetüm nicht näher als auf eine Meile Abstand kommen.

Tarma gab dem Wolf ein wortloses Zeichen. Er trottete auf ihre rechte Seite und setzte sich dort hin, wobei er so ruhig und harmlos aussah, wie ein Wolf nur irgend aussehen konnte. »Das ist Warrl«, sagte sie. »Er ist mir seelenverwandt und mein Freund, so wie in den Geschichten – ein Zaubertier aus den Bergen von Pelagir. Er ist weise und sehr freundlich«, mit komischer Miene hob sie eine Braue, »und er ist bei weitem klüger als ich!« Warrl schnaubte wie zustimmend, und die Kinder kicherten. Ihre Furcht legte sich und sie traten vor, um unter dem lobenden Blick ihres Vaters ihr Begrüßungswerk fortzusetzen. Als die Gastzeremonie beendet war, führte der älteste Sohn (der nicht viel älter aussah als zehn Jahre, aber ganz das verkleinerte Abbild seines Vaters war) die Pferde in den Viehschuppen. Wahrscheinlich wäre es zu gefährlich gewesen, ihm gewöhnliche Pferde mit Kampfausbildung anzuvertrauen, aber diese beiden stammten aus Shin'a'in-Zucht und waren geübte Schlachtrösser. Sie besaßen so viel Vernunft und Intelligenz, daß man sich im Gefecht ohne weitere Anweisungen auf sie verlassen konnte, würden aber einem Kind genausowenig Schaden zugefügt haben wie einem ihrer eigenen Fohlen, nicht einmal aus Versehen. Im Augenblick wußten sie ganz genau, daß man sie jetzt in den Stall bringen und füttern würde, und sie hatten es so eilig, in die Scheune zu kommen, daß sie das arme Kind fast umrissen. »Hai!« rief Tarma scharf. Sofort blieben die Pferde stehen und wandten den Kopf nach ihr. »Geht sanft mit ihm um, Kriegsherrinnen«, fügte sie in ihrer eigenen Sprache hinzu, »benehmt euch.«

Landric verbarg ein Lächeln, als die auf einmal ganz braven Tiere sich wegführen ließen und ihren Schritt dabei dem Gang des Jungen anpaßten. »Ich sollte ihm wohl besser helfen, wenn du denkst, daß sie es mir erlauben«, sagte er zu der Shin'a'in. »Sonst ist er die ganze Nacht damit beschäftigt. Er wird auf eine Leiter steigen und sie zu striegeln versuchen!«

»Sie werden alles mit sich machen lassen, solange er es nicht mit Gewalt tut und du unsere Sachen bei ihnen läßt; aber entferne in deinem eigenen Interesse unser Gepäck nicht aus ihrer Sichtweite. Ich fände es äußerst ärgerlich, dich für gebrochene Knochen und eine neue Scheune entschädigen zu müssen!«

»Ich habe dir doch gesagt, daß ich mit Shin'a'in zusammen gedient habe, oder? So etwas würde ich nie versuchen. Macht es euch inzwischen drinnen bequem. Es ist armselig genug, und ich bitte euch um Verzeihung für den Zustand, aber...«

»Landric, niemand kann zwei Sachen gleichzeitig tun. Es ist besser, daß das Haus ein wenig leidet, als daß deine Äcker und das Vieh leiden müßten. Saubere Teller füttern dir die Kleinen nicht!«, sagte Kethry und folgte dem ältesten Mädchen nach innen. Drinnen roch es muffig, als wäre das Haus lange nicht mehr gelüftet worden. Zu beiden Seiten des Tisches lagen auf den Bänken Stapel sauberer Kleidung. Auf dem Tisch selbst war eine Unmenge schmutziges Geschirr aufgeschichtet, überall lag Staub, und Spielzeug war kreuz und quer im Raum verstreut. Das Feuer hatte man ausgehen lassen, wahrscheinlich damit der Zweijährige, der auf einer Herdecke saß, nicht hineinfiel, solange sein Vater nicht zu Hause war. Die Feuerstelle war längere Zeit nicht ausgeräumt worden. Die Küche roch nach verbranntem Haferbrei und Zwiebeln.

»Bei der Klinge der *Kriegerin*, was für eine Schweinerei!« entfuhr es Tarma leise, als sie

in die chaotische Wohnküche traten.

»Die Ansammlung mehrerer Monate«, erinnerte sie ihre Gefährtin, »und zwar mehrerer Monate ziemlich ungeschickter Versuche, die Hausarbeit in den Griff zu bekommen. Gäste oder nicht, so lasse ich das hier nicht liegen.« Sie machte sich daran, die Ärmel ihres lederbraunen Reisegewandes aufzustecken und steuerte auf den nächsten Gerümpelhaufen zu.

»Ganz meiner Ansicht«, erwiederte die Schwertkämpferin und begann ihre Waffen abzulegen.

Als Landric und sein Sohn die Stuten eingestellt hatten, fanden sie ein ebenso willkommenes wie unerwartetes Schauspiel vor. Die Gäste hatten das Haus vollständig in Ordnung gebracht. Auf dem vorher kalten Herd brodelte ein riesiger Suppenkessel, und die Zauberin spülte gerade flott das restliche schmutzige Geschirr. Alle Töpfe und Pfannen in der Küche waren bereits abgewaschen, und das älteste Mädchen trocknete sie sorgfältig ab und stellte sie weg. Die Zweitälteste war mit dem Ausfegen des Hauses fast fertig; sie benutzte einen Besen, den ihr eine der Frauen auf eine Größe zurechtgestutzt hatte, mit der sie umgehen konnte. Der vierjährige Sohn trottete feierlich hin und her und räumte unter der sorgfältigen Aufsicht der – der *Schwertkämpferin*? – Sachen auf.

Ja, es war wirklich die falkengesichtige Schwertkämpferin, die die Arbeit der Kinder leitete. Irgendwie schaffte sie es, gleichzeitig die schmutzigen Windeln des Kleinkinds zu wechseln und es dabei zu kitzeln, bis der Kleine vor lauter Kichern so hilflos war, daß er sich nicht wie sonst wehrte, den Vierjährigen bei seiner Tätigkeit zu beaufsichtigen und die Sechsjährige zu ermahnen, wenn sie beim Fegen eine Stelle vergaß – und bei all dem noch auszusehen, als machte die ganze Angelegenheit ihr einen Riesenspaß. Landric blieb in der Tür stehen und riß vor Erstaunen Mund und Nase auf.

»Ich hoffe, ihr habt euch gewaschen, nachdem ihr mit den Pferden fertig wart«, rief Kethry von ihrer Seifenwasserwanne herüber. »Wenn nicht, dann wartet, bis ich hier fertig bin, und ihr könnt das Abwaschwasser nehmen, bevor ihr es wegkippt.« Sie spülte das letzte Geschirr und blieb mit deutlichem Hinweis neben dem Wassertrog stehen, während sie darauf wartete, daß Landric es benutzte oder hinaustrug.

»Das war – nicht nötig«, brachte er hervor, als er die Wanne schulterte, um sie nach draußen zu bringen. »Ihr seid Gäste...«

»Rege dich nicht auf – hast du wirklich geglaubt, zwei Frauen würden alles hier so lassen?« kicherte Kethry und hielt ihm die Tür auf. »Außerdem ist das hier etwas, das wir sonst nie tun müssen. Es ist direkt eine Erleichterung, einmal bis zu den Ellbogen im heißen Wasser zu stecken anstatt in Schwierigkeiten. Und Tarma liebt Kinder über alles; sie kann von ihnen erreichen, was sie will. Du hast gesagt, du kennst Schwertverschwarene; dann weißt du auch, daß sie nicht heiraten. Sie hat nicht oft die Möglichkeit, sich um kleine Kinder zu kümmern. Aber das würde ich gern wissen: warum hast du keine Frau angestellt oder eine Nachbarin um Hilfe gebeten?«

»Es gibt keine Frauen, die man anstellen könnte – wegen des Ungeheuers«, versetzte Landric traurig. »Die, die es nicht gefressen hat, sind in die Stadt gelaufen, weil sie dort in

Sicherheit zu sein glauben. Ich lebe am äußersten Ende von Herrn Havigns Land, und meine nächsten Nachbarn haben keine Lust, den Weg zu mir zurückzulegen, solange jedermann weiß, daß das Ungeheuer meine Frau unmittelbar vor dem Haus geholt hat. Ich kann ihnen deshalb keinen Vorwurf machen. Jetzt nehme ich den Ältesten immer mit, und die anderen Kinder müssen sich im Haus verbarrikadieren, bis wir zurückkommen. Die Götter des *Rades* wissen, wie überglucklich ich wäre, irgendeine gesetzte Frau zu finden, die für Kost und Unterkunft und ein wenig Silber bereit wäre, auf sie aufzupassen und das Haus in Ordnung zu halten, aber es ist keine da, die ich einstellen könnte, ganz gleich zu welchem Preis.« »Dann muß ich dich jetzt um Verzeihung bitten«, sagte Kethry zerknirscht.

»Nicht beleidigend gemeint, nicht als Beleidigung aufgefaßt.« Fast kräuselten sich seine Lippen zu einem Lächeln. »Wie könnte ich mich gekränkt fühlen – nach all dem?«

Abends unterhielt Tarma die Kinder mit Geschichten, bis sie einschliefen, während Kethrys Hände fleißig mit Ausbessern beschäftigt waren. Immer wieder hatte Landric Tarma staunende Blicke zugeworfen – die kampfzernarbte Shin'a'in-Kriegerin mit dem scharfen Gesicht von einem Haufen Kinder umswimmelt zu sehen, wobei sie offensichtlich jede Sekunde davon genoß, war unzweifelhaft ein Anblick, den er sich im Leben nicht hatte vorstellen können. Und Warrl setzte Landrics Verblüffung die Krone auf, als er zuließ, daß das Kleinste auf ihm herumtapste, ihn an Fell, Schwanz und Ohren zog und endlich auf ihm als Matratze einschlief.

Als alle Kinder brav im Bett lagen, räusperte sich Kethry auf eine Art, die andeuten sollte, daß sie vorhatte, ihrem Gastgeber eine etwas heikle Frage zu stellen.

Er verstand den Hinweis, und die Schläfrigkeit verschwand aus seinen Augen. »Ja, Zauberherrin?«

»Hättest du etwas dagegen, wenn ich einen kleinen Zauber ausführte? Ich weiß, daß es nicht ganz den Regeln des Pfades entspricht, sich der Magie zu bedienen, aber...« »Ich sehe das ein wenig nüchtern als einige meiner Genossen. Nein, Herrin, ich habe nichts gegen eine kleine Zauberei. Woran dachtest du?«

»Eigentlich an zwei Dinge. Erstens möchte ich mir ein Bild von eurem Ungeheuer machen und sehen, womit wir es zu tun haben.« »Herrin«, unterbrach er sie, »laß dir abraten, es anzugreifen. Sollen es doch die gemieteten Helden erledigen!«

»Während es sich noch mehr Frauen und Kinder holt?« Sie schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht, Landric – selbst wenn es nicht gegen mein Gewissen ginge, verpflichtet mich ein Gelübde dazu. Das zweite, das ich tun möchte, ist, dir eine kleine Hilfe für die Kinder dazulassen – eine Art Kreuzung zwischen Warrl und einem Schäferhund, wenn du nichts dagegen hast. Es wird nicht so klug oder so groß und stark sein, aber es kann auf die Kleinen aufpassen, sie vor dummen Streichen bewahren und notfalls Hilfe holen.«

»Wie könnte ich etwas dagegen haben? Die Götter wissen, wie sehr ich etwas derartiges brauche. Aber du darfst dich nicht verpflichtet fühlen...«

»Setz du auf deine Art das Rad ins Gleichgewicht, und ich tue es auf die meinige, ja?« Das Zwinkern in Kethrys Augen nahm ihren Worten jeden Stachel.

Er neigte leicht den Kopf. »Wie du willst, Zauberin. Wenn meine Anwesenheit nicht nötig

ist, gehe ich schlafen.«

»Sie ist nicht nötig, Landric. Sei bedankt.« Als er hinausgegangen war, trat Kethry zu dem Stapel sauberen Geschirrs und wählte eine dunkle, fast schwarze Tonschale.

»Wasserspähen?« fragte Tarma und setzte sich an die Seite des Tischs.

»Mh-hm«, antwortete Kethry abwesend und füllte die Schale sehr vorsichtig mit klarem, kaltem Wasser. Dann trug sie sie zum Tisch und stäubte ein feines Pulver aus Salz und Kräutern aus einem Beutel an ihrem Gürtel darüber. »Für uns beide — vielleicht siehst du, was mir entgeht.«

Sie hielt die Hände nicht dicht über die Wasseroberfläche, schloß, um sich zu konzentrieren, die Augen und stimmte einen leisen Singsang an. Wenige Augenblicke später umgab ein nebelartiger Glanz ihre Hände. Er wurde heller und nahm einen schwach bläulichen Ton an, floß dann von ihren Händen hinunter auf das Wasser und schwebte darüber, ohne es zu berühren. Als er zur Ruhe gekommen war, nahm Kethry die Hände weg, und Tarma und sie schauten in die Schale.

Es war, als schauten sie in einen Spiegel. Sie mußten vorsichtig atmen und auf ihre Bewegungen achten, denn wenn die Wasserfläche schwankte, verzerrte sich das Bild oder verschwand völlig.

»Häßliches Scheusal«, war Tarmas erste Bemerkung, als das Untier deutlich zu erkennen war. »Wo und wann?«

»Ich spähe in die Vergangenheit; alle bisherigen Begegnungen mit Möchtegern-Helden.«

»Hm. Scheint wohl nicht viel Glück zu haben.« Das war eine Untertreibung, denn das Ungeheuer machte gerade kurzen Prozeß mit einem bewaffneten Mann mittleren Alters.

»Sieht aus, als würden sie es einmal wöchentlich füttern«, meinte Kethry, ohne daß Tarma sich vorstellen konnte, wie es der anderen gelang, in ihrer Schale die Zeitabläufe zu verfolgen. »Oh, das hier ist ein Zauberer. Mal sehen, wie es ihm ergeht.« »Hm. Auch nicht besser als ein Versuch mit dem Schwert.« Zauberei prallte von der Haut des Ungeheuers einfach ab. Der Zauberer nahm am Ende denselben Weg wie die Kämpfer. »Mit ziemlicher Sicherheit ist es ein Zauberwesen«, schloß Kethry. »Jeder Magier, der sein Gewand wert ist, wird sein eigenes Spielzeug gegen fremde Zauberei wappnen.« Nachdem sie sich alle Versuche – und ihr Mißlingen – angesehen hatten, saßen die beiden schweigend da.

»Wir wollen noch einmal darüber nachdenken. Für den Augenblick wissen wir genug.«

»Einverstanden. Willst du jetzt Landrics kleinen Hütehund aufbauen?«

»Das könnte ich im Schlaf. Mal sehen – zuerst brauche ich ein Gefäß dafür.«

Warrl stand auf und trotzte zu Tarma. *Laß mich jagen*, sagte er in ihrem Kopf.

»Warrl hat sich gerade angeboten, das ›Gefäß‹ für dich zu finden.«

»Segen über dich, Pelzgesicht! Ich nehme an, es ist irgend etwas in der Nähe?«

»Er sagt: ›Vielleicht nicht so groß, wie du gehofft hast, aber gescheiter.‹«

»Für diese Aufgabe ist Grütze im Kopf wichtiger als Körperkraft.«

Warrl huschte zur Tür hinaus und war noch vor Ablauf einer halben Stunde wieder da. Er trieb ein merkwürdiges kleines Tier vor sich her, das aussah wie eine Mischung aus Fuchs und Katze und menschenähnliche Hände besaß.

»O helle Herrin, das sieht aus wie ein Wechselbalg aus den Hügeln von Pelagir!«

»Warrl sagt, es käme vom selben Ort wie das Ungeheuer — als das ausbrach, kamen anscheinend auch eine Menge anderer Wesen frei.«

»Um so besser für das, was ich vor habe.« Kethry lockte das Geschöpf auf ihren Schoß und streichelte es mit sanft glühenden Händen. Mit leichtem Stirnrunzeln konzentrierte sie sich. »Wunderbar!« seufzte sie dann erleichtert. »Es gehört auf den Pfad des Lichts und ist noch von niemandem geprägt worden. Es ist wie ein leeres Blatt, das darauf wartet, beschrieben zu werden — ich kann gar nicht glauben, daß ich solches Glück habe!«

Das Glühen ihrer Hände verwandelte sich in warmes Gold, legte sich auf Kopf und Hals des Wesens und drang in die Haut ein wie von ihr aufgesogen. Das Geschöpf seufzte auf und schließt sofort ein. »So«, sagte sie, erhob sich und legte es neben die Feuerstelle.

»Wenn es aufwacht, wird sich sein ganzer Mutterinstinkt auf Landrics Kinder richten, und es ist dabei so intelligent, daß er die Kinder sogar mit dem Herdfeuer allein lassen kann, ohne daß sie in Gefahr sind.« Sie stand da und schwankte vor Erschöpfung. »Das ist mehr als genug für eine Nacht«, rief Tarma, stützte sie und führte sie zu dem Strohsack, mit dem Landric sie versorgt hatte. »Es wird entschieden Zeit, daß du dich selber mal ein bißchen ausruhest! Grünauge, ich schwöre, wenn ich nicht da wäre, würdest du dich zum Schatten deiner selbst abrakern!« »Kein Schatten —«, gähnte Kethry, aber noch ehe sie den Gedanken zu Ende denken konnte, war sie schon eingeschlafen.

Sie brachen am nächsten Morgen auf, die flehentlichen Bitten der vier Jüngsten noch im Ohr. So aufregend diese das neue »Haustier« auch fanden, wollten sie doch am liebsten, daß die beiden Frauen dableiben. Besonders Tarma wollte keines der sechs Kinder fortlassen.

»Ich wäre gern geblieben«, sagte Tarma ein wenig sehnüchtig, als sie sich im Sattel umdrehte, um Lebewohl zu winken. »Ich auch — wenigstens eine Zeitlang.« Kethry seufzte. »Aber Not läßt mir keine Wahl. Sie quält mich fast zu Tode. Die ganze letzte Nacht habe ich gespürt, wie sie an mir zerrte; noch so ein paar Tage, und ich fange an, die Möbel anzuknabbern. Außerdem hatte ich den entschiedenen Eindruck, daß Landric mich heute morgen musterte, als erwäge er, mir einen Antrag zu machen.« »Du solltest ihn beim Wort nehmen, Grünauge«, lachte Tarma. »Du könntest es schlechter treffen.«

»Danke — aber nein danke. Er ist ein recht netter Mann, und ich würde ihn in der ersten Woche umbringen. Er hat ganz genaue Vorstellungen von dem, was sich für eine Ehefrau gehört, und nichts davon trifft auf mich zu. Außerdem würde es ihm bestimmt nicht gefallen, wenn du seine Sprößlinge zu Shin'a'in erziehst! Du willst mich ja auch nur verheiraten, damit du mit mir einen neuen Stamm gründen kannst.«

»Den Versuch kannst du mir nicht vorwerfen«, antwortete Tarma achselzuckend und mit schiefem Grinsen. Der Verlust ihres alten Stammes lag inzwischen so lange zurück, daß Kethry sie mit ihrem Wunsch, einen neuen Stamm aufzubauen, getrost necken konnte.

»Immerhin hast du dem Rat versprochen, daß du es tun würdest.«

»Und das werde ich auch — wenn ich die Zeit für richtig halte, und mit dem Mann, den ich mir aussuche, einem Mann, der mein Freund und Gefährte sein und nicht über mich herrschen will. Für manche Frauen mag das gut sein, aber nicht für mich. Außerdem muß der Mann, den ich heiraten werde, sich über die Idee freuen, daß meine Eidschwester unsere Kinder zu Shin'a'in ausbildet. Ich habe dem Rat nichts versprochen, she'enedra«,

sie ritt so nahe an Tarma heran, daß sie ihre linke Hand fassen und drücken konnte, →»dir habe ich es versprochen.««

Tarmas Miene wurde sanfter, wie am Vortag bei den Kindern. »Ich weiß es, Liebherz«, sagte sie und bekam ein wenig feuchte Augen. »Und du weißt, daß ich dich nie darum gebeten hätte, niemals. Ach was, wir wollen weiter. Ich werde rühselig.« Mit einem Lächeln ließ Kethry ihre Hand los, und die Pferde beschleunigten den Schritt.

Die Stadt, in die sie einritten, drängte sich am Fuß der Burg des Edelmannes zusammen wie eine Ansammlung von Stellat-Schößlingen am Fuß des Mutterbaums. Der allgegenwärtige Staub bedeckte den ganzen Ort und hing in brauner Wolke über ihm. Sie hatten Warrl vor der Stadt zurückgelassen, um das Aufsehen zu vermeiden, das er sonst verursachen würde. Bei Anbruch der Dunkelheit würde er sich einschleichen und bei ihren Pferden im Stall oder, wenn sie einen Raum zu ebener Erde und mit einem Fenster fanden, bei ihnen bleiben. Sie folgten den Hinweisen des Torwächters und kamen zu einem Gasthaus. Es war einfach, aber sauber genug, um sie zufriedenzustellen, und roch nicht allzu stark nach Räucherspeck und abgestandenem Bier. »Wann wird das Ungeheuer gefüttert?« fragte Tarma den Wirt. »Heute. Wenn ihr zum Haupttor geht, seht ihr den Zug.« Der Zug machte den Eindruck eines makabren Volksfest-Umzugs. Herrn Havirns Tochter führte ihn an, auf einem weißen Pony reitend, die Hände mit einer dünnen Goldkette gefesselt. Ihr Gesicht zeigte eine Mischung aus Gereiztheit, weil sie sich dieser Zeremonie unterziehen mußte, und verdrießlichem Stolz, weil sie im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit stand. Ihre weißen Gewänder und das mit Blumen und Perlen durchflochtene Haar wiesen auf das sorgfältige Wirken mindestens zweier Dienerinnen hin. Besagte Dienerinnen gingen kräuterstreuend neben ihr her; dahinter folgte eine Prozession von Priestern mit Weihrauchfäßchen. Die Luft war voller Weihrauch, der mit dem unvermeidlichen Staub kämpfte.

»Was ist hier eigentlich los?« fragte Kethry eine sonnverbrannte Bauersfrau und nickte zu dem Pony und seiner mürrischen Reiterin hinüber.

»Schau, nichts als Schau. Unser Herr liebt es, so zu tun, als wäre es seine Tochter, die hier geopfert wird. Aber das wirkliche Futter für das Ungeheuer ist da drüben.« Sie zeigte auf einen stabilen Ackerwagen, in dem ein schweregefesselter, schurkisch aussehender Mann hockte. Trotz des Schicksals, das ihn erwartete, fielen ihm fast die Augen zu. »Sie haben ihn betäubt, das arme Schwein, damit das Ungeheuer weiß, daß es ihn in aller Ruhe fressen kann. Sie bringen die junge Herrin auf den Berg, mit großem Geheul und Geflenne, und jeder von den Helden bekommt einen kleinen goldenen Schlüssel, der ihre Kette auf schließt. Aber an den Pfahl binden sie den Dieb, nicht das Mädchen. Glaubst du auch, daß es, wenn einer von den Helden wirklich mal das Untier erschlägt, in den Geschichten heißen wird, er hätte sie von den Ketten errettet, mit denen sie am Pfahl hing – sie, und nicht der arme Bastard da?«

»Wahrscheinlich.«

»Schade, daß sie nicht einmal wirklich versucht haben, sie an das Untier zu verfüttern – vermutlich wäre es an Magenbeschwerden eingegangen, so verzogen ist das Mädel.« Sie betrachteten mißfällig den Zug und kehrten dann in ihre Herberge zurück.

»Ich glaube, alles in allem«, sagte Tarma nach einigem Nachdenken, als sie in der

Behaglichkeit und Ruhe ihres Zimmers im Gasthof an einem kleinen Tisch zusammensäßen, »wäre es am besten, sich bei der wöchentlichen Fütterung an das Untier heranzumachen. Und zwar wenn es gefressen hat, nicht vorher.« »Die *Herrin* weiß, wie widerlich ich es finde, an dieser ekelhaften Parade teilzunehmen, aber du hast recht. Und wenn es dann draußen im Freien steht – na gut, vielleicht prallt jeder Zauber von seiner Haut ab, aber es gibt immer noch ein paar Sachen, die ich mit seiner Umgebung anstellen könnte. Vielleicht eine tiefe Grube unter ihm auftun, oder so.«

»Wir müßten –« Wilde Jubelrufe unterbrachen Tarma. Als ein Blick aus dem Fenster keine Erklärung brachte, gingen die beiden auf die Straße hinunter.

Die Straßen wimmelten von zügellos jauchzenden Menschen, die die beiden Fremden mitrissen und ihnen Speisen und Getränke aufdrängten. Der Lärm war so groß, daß sie keine Fragen stellen, geschweige denn Antworten darauf hören konnten. Ein Anschwellen der Freudenrufe kündigte das Herannahen der möglichen Erklärung an. Die beiden Frauen reckten den Hals und sahen den Schlüssel zum Rätsel vorüberreiten, von sechs Kaufleuten auf den Schultern getragen. Es war einer der Möchtegern–Helden, den sie mit der Prozession hatten ausziehen sehen; er war blutüberströmt, zerschlagen und von Wunden bedeckt, insgesamt jedoch in ausgezeichneter Verfassung. Hinter ihm folgte der Karren, auf dem der Dieb gesessen hatte. Jetzt lag darauf der Kopf von etwas, das zu Lebzeiten bemerkenswert scheußlich und ungemein groß gewesen sein mußte. Der Kopf paßte nur knapp auf den Karren.

Die Menge schleppte ihn in den Gasthof, in dem Tarma und Kethry wohnten, und lud ihn dort ab. Tarma packte Kethry am Ellenbogen und machte ein Zeichen zu dem Hof mit den Ställen hinüber. Kethry nickte, und die beiden schlängelten sich durch die Menge, bis sie den verlassenen Hof erreichten.

»Also! Das war ja wohl ein Schlag ins Wasser.« Tarma wußte nicht, ob sie erleichtert oder ärgerlich sein sollte. »Ich gebe es ungern zu...« Kethry war sichtlich bekümmert. »Heißt das, daß *Not* aufgehört hat, dich zu quälen?« Kethry nickte.

»Logisch. Betrachte es doch einmal von dieser Seite: Was hätten wir schon mit Herrn Havirns Tochter oder seinen Ländereien anfangen sollen?«

»Das Land, denke ich, hätten wir gebrauchen können...« Ein verächtliches Schnauben Tarmas unterbrach sie. »Nun ja, wahrscheinlich ist es gut so. Ich bin keineswegs unglücklich, daß ich dem Untier nicht gegenübertreten muß. Aber für das Zimmer haben wir bezahlt, darum können wir hier ruhig noch übernachten.«

»Das Volksfest, das sie gerade aufbauen, dürfte den Aufenthalt lohnen. Gut, daß Warrl selbst auf sich aufpassen kann. Ich glaube nicht, daß er sich an diesen Menschenmassen vorbeischlängeln könnte.«

Das Volksfest war wirklich das Bleiben wert. Herr Havirn selbst öffnete Küche und Keller, und wenn in den Brunnen kein Wein floß, so nur darum, weil die gesamte Bevölkerung viel zu sehr damit beschäftigt war, ihn sich in den allgemeinen Hals zu kippen. Auch die beiden Frauen waren nicht mehr ganz nüchtern, als sie zum Schlafen nach oben gingen.

Aber nur ein paar kurze Minuten, nachdem sie ihr Zimmer aufgesucht hatten, war Kethry wieder nüchtern. Der Ausdruck des Erschreckens und der Überraschung im Gesicht ihrer

Gefährtin machte auch Tarma schnell wieder nüchtern. »Was ist passiert?« »Es ist *Not* – sie zieht wieder.«

»Ach, verdammter Mist!« stöhnte Tarma und zog sich das Lederwams wieder über den Kopf. »Nur gut, daß wir die Kerze noch nicht ausgemacht hatten. Wie weit?«

»Ganz nah. Es ist auch bei weitem nicht so stark wie das ursprüngliche Zerren. Ich glaube, diesmal ist es nur eine einzige Person ...«

Kethry öffnete die Zimmertür und starre verblüfft auf das zerzauste Mädchen, das sich auf dem Korridor zusammenkauerte. Es zitterte und hatte sichtlich geweint. Seine Kleidung war zerrissen und schien nur flüchtig übergeworfen. Es sah sie flehend an und brach in einen Sturzbach von Tränen aus. »Ach, verdammter Mist!« wiederholte Tarma.

Als sie das Mädchen endlich so weit beruhigt hatten, daß es Worte fand, erzählte es Dinge, die die beiden Frauen in großen Zorn versetzten. Herr Havirn hatte befohlen, es dürfe dem großen »Helden« nichts verweigert werden – außer natürlich Herrn Havirns Tochter. Das mußte warten, bis sie ordnungsgemäß verheiratet waren. Damit es dem »Helden« aber in der Zwischenzeit an nichts fehlte, war dem Wirt Befehl erteilt worden, ihm eine Frau zur Verfügung zu stellen, wenn ihn danach verlangte. Und natürlich wünschte er das. Leider war die Dame, die sich sonst um derartige Bedürfnisse kümmerte, unpaßlich – sie hatte ihre Mond-Tage. Um keiner fremden Gunstgewerblerin Lohn zahlen zu müssen, hatte der Wirt das Zimmermädchen Fallan nach oben geschickt, ohne sich vorher die Mühe zu machen, ihr mitzuteilen, was sie erwartete.

»Ich bin 'n gutes Mädel, Herrin. Hab ihn erst gar nicht verstanden, dachte, der will noch 'n Bad oder so was. Aber der hat mich gegrabscht, bevor ich begriffen hab, was er wollte. Hat mir die Kleider zerrissen – ein' Monatslohn, das haben sie mich gekostet. Und er – er...« Ein neuer Tränenstrom folgte. »Unheimlich grausam war er, Herrin. Er – ich hab's ihm nicht recht gemacht, und da hat er mich verprügelt. Und als er fertig war, hat er mir die Kleider ins Gesicht geschmissen und hat nach dem Herrn gebrüllt und ihm gesagt, ich war der letzte Dreck, und was er sich vorstellt, daß er ihm sowas schickt, was nicht reif ist und nicht grün? Und mein Herr hat – der hat mich weggeschickt! Hat gesagt, ich soll verschwinden, sonst bezieh ich von ihm auch noch 'ne Tracht!«

»Was hat er?« Tarma hatte Mühe, dem Mädchen zu folgen, so stark waren seine Dialektfärbung und Tarmas eigene, in ihr aufsteigende Wut.

»Er hat sie entlassen. Der Bastard hat sie nach oben geschickt und vergewaltigen lassen, und dann hat er die gottverdammte Unverschämtheit, sie vor die Tür zu setzen!« Kethry war ganz kurz vor dem Explodieren.

»Ich hab nichts, wo ich hingehn könnte, kein Zeugnis – was soll ich jetzt machen?« stöhnte das Mädchen und hockte mit an die Brust gepreßten Knien da, immer noch sichtlich verstört.

»She'enedra, hol den Schnaps. Ich lege sie in mein Bett. Du und ich, wir können zusammen schlafen«, sagte Kethry leise. »Kind, mach dir morgen früh Sorgen darüber. Hier, trink das.«

»Ich kann nicht zurück nach Hause. Da haben sie nicht genug, um die Gören zu füttern, die noch zu klein sind zum Arbeiten«, fuhr das Mädchen mit eintöniger Stimme fort.

»Zwei Jahr bin ich schon keine Jungfrau mehr, aber ich war so brav, wie's eben ging. War nie 'n leichtes Mädel. Hab mir immer bloß was zusammensparen wollen, für 'ne Mitgift – vielleicht ein Fuhrmann oder 'n Diener, dem's nichts ausmachen würde; selbst paar Gören haben...« Offensichtlich war sie starken Alkohol nicht gewöhnt. Der Schnaps wirkte schnell. Eine Weile murmelte sie noch vor sich hin, sank dann in Kethrys Bett zusammen und schlief ein. »Diesen verfluchten Wirt würde ich am liebsten aufspießen«, knurrte Tarma.

Kethry hatte das Mädchen auf Verletzungen untersucht und sah jetzt mit einem finsternen Blick auf, der sich von Tarmas Miene in nichts unterschied. »Da sind wir schon zu zweit. Daß das Mädchen keine Jungfrau mehr war, entschuldigt sein Verhalten in keiner Weise. Und sie dann auch noch hinauszuwerfen...« Tarma konnte ihre Hände vor mühsam beherrschter Wut zittern sehen. »Sieh dir das an.«

»Unsanft« war eine entschiedene Untertreibung für die Art, wie das Mädchen zugerichtet worden war. Vom Knie bis hinauf zum Hals war sie voller Prellungen, überall häßliche, blaurote Flecke. Kethry holte Not unter dem Bett hervor und legte die Klinge neben das Mädchen, um dann beide mit den Decken zuzudecken. »Gut, das erledigt die körperlichen Schäden, aber was ist mit dem Schaden an ihrer Seele?«

»Das kann ich dir nicht beantworten«, seufzte Kethry, deren Zorn sich langsam abkühlte. »Aber weißt du, nach ihren Worten zu schließen, macht ihr wohl weniger die Vergewaltigung etwas aus als die Tatsache, daß man sie vor die Tür gesetzt hat. Was wir wirklich tun müssen, ist einen Platz für sie zu finden.« »Verdammter Mist. Hier, wo wir keine Menschenseele kennen. Na schön, zerbrechen wir uns morgen den Kopf darüber.« Am andern Morgen sah es so aus, als hätte ihr Schützling beschlossen, das Problem dadurch zu lösen, daß er bei ihnen blieb.

Beim Aufwachen stellten sie fest, daß das Mädchen eifrig damit beschäftigt war, ihre Schwerter zu reinigen – obwohl es interessant gewesen wäre, zu erfahren, was es sich gedacht hatte, als es wach wurde und *Not* neben sich fand. Tarmas Rüstung lag ordentlich aufgeschichtet und schon gesäubert und geordnet da, und die Kleidung der beiden war ausgebürstet und für sie bereitgelegt. Das Mädchen hatte die beiden Stiefelpaare neben sich gestellt und wollte sie offenbar putzen, sobald sie mit den Schwertern fertig war. »Was ist denn hier los?« fragte Tarma, noch nicht völlig wach. Das Mädchen machte einen Satz. Mit zitternden Lippen antwortete es, wobei es aussah, als wolle es gleich wieder in Tränen ausbrechen: »Bitte, Herrin, ich will mitkommen, wenn ihr weggeht. Ich weiß, daß ihr keine Dienerin habt. Ja? Ich kann mich gut um euch kümmern. Ich kann auch kochen und waschen und flicken. Ich eß nicht viel und brauch nicht viel. Bitte?« »Das hatte ich befürchtet«, murmelte Kethry. »Schau, Fallan, wir können dich wirklich nicht mitnehmen. Wir brauchen keine Dienerin.« Sie hielt inne, als das Mädchen wieder losheulte und seufzte dann resigniert. »O helle Herrin! Also gut, wir nehmen dich mit. Aber nicht für immer, nur bis wir eine neue Stellung für dich finden.«

»Nur bis wir eine neue Stellung für dich finden.« She'enedra, ich glaube langsam, daß es dein Schwert diesmal ein bißchen zu weit treibt. Drei Tage unterwegs, und es kommt mir schon vor wie drei Jahre.«

Fallan hatte sich an die Verwandlung vom Zimmermädchen zur Landfahrerin nicht besonders gut gewöhnen können. Nicht, daß sie sich keine Mühe gegeben hätte, aber für ein Stadtkind wie sie war die Wildnis etwas, das an allen Ecken von unbekannten Gefahren wimmelte. Jede Schlange, jedes Insekt war für sie giftig; die halbe Nacht lag sie vor Entsetzen wach und lauschte den Geräuschen um das Feuer. Vor Warrl und den Stuten hatte sie Todesangst.

Zweimal mußten sie sie retten – einmal aus dem Fluß, in den sie gefallen, das andere Mal aus dem Brombeerdrückicht, in das sie gerannt war, weil sie glaubte, ein Bär sei hinter ihr her. Für Fallan bedeutete jedes unbekannte Knacken im Gebüsch einen Bären, und zwar einen, dem der Sinn nach Fallan–Koteletts stand. Gleichzeitig weigerte sie sich aber hartnäckig, aufzugeben. Kein einziges Mal bat sie die beiden Frauen, sie aus ihrer selbstgewählten Knechtschaft zu entlassen. So verängstigt sie auch sein mochte, nie gestand sie ihre Furcht ein und rannte auch nicht schutzsuchend zu ihnen. Es war, als wäre sie entschlossen, sich selbst und den anderen zu beweisen, daß sie dasselbe aushalten konnte wie sie.

»Was das Mädchen braucht, ist ein Ehemann«, erklärte Kethry müde. »Gib ihr etwas zu tun, das innerhalb von vier Wänden ausgeführt werden kann, etwas, das sie kennt, und sie macht es großartig; aber hol sie dort heraus, und sie ist hoffnungslos. Wenn die nächste Stadt nicht Tage von hier entfernt wäre, würde ich sogar versuchen, ihr in irgendeiner Herberge eine neue Stellung zu besorgen.«

»Und sie den gleichen Gefahren aussetzen wie früher? Das mach dir klar – es würde genauso kommen wie letztes Mal. Die arme Fallan gehört einfach nicht zu denen, die aus freien Stücken ihre Gunst verkaufen, und sie ist auch wiederum nicht so häßlich, daß sie in Ruhe gelassen wird. Das gute Kind – sie ist zu gehorsam und zu anständig für den eigenen Vorteil — und dabei leider nicht übermäßig gescheit. Keine Lösung, Grünauge. Wirklich schade, daß die meisten Bauern hier in der Gegend keine Magd brauchen oder sie sich nicht leisten können, oder...«

Ein plötzlicher Einfall ließ sie verstummen. Kethry hatte die gleiche Eingebung.

»Landric?«

»Der und kein anderer. Er macht einen recht freundlichen Eindruck ...«

»Keine Sorge. Er folgt dem Rad. Mit der Tätowierung hat er einen Eid geleistet, alles Böse, das er früher getan hat, durch Gutes auszugleichen. Ich habe den Verdacht, daß er deshalb auch Bauer geworden ist, um durch lebendige Saat auszugleichen, was er früher als Soldat an Tod gesät hat. Und sahen die Kinder aus, als würden sie schlecht behandelt?«

»Die gesündeste und glücklichste Horde, die ich außerhalb unserer Stammestreffen je gesehen habe. Die einzige Schwierigkeit —« »Ist, ob sie mit kleinen Kindern umgehen kann? Laß uns zu Landric reiten. Unterwegs kannst du mit ihr reden, und wenn wir erst dort sind, werden wir ja sehen, wie sie mit ihnen fertig wird.« Zwei Tage ritten sie auf der eigenen Spur zurück, dann hatten sie die Straße unweit von Landrics Hof wieder erreicht. Wie beim ersten Mal war es Landrics Sohn, der sie entdeckte und zu seinem Vater rannte. Landric empfing sie dort, wo der Pfad zu seinem Gehöft von der Straße abging. Er lachte über das ganze Gesicht. »Ich hatte nicht geglaubt, euch wiederzusehen, als die Nachricht

kam, das Ungeheuer sei erschlagen«, sagte er herzlich zu Tarma.

»Dann weißt du ja auch, daß wir ein bißchen zu spät kamen, um das Erschlagen selber zu besorgen.«

»Um die Wahrheit zu sagen, bin ich um eure willen dafür genauso dankbar. Der Held hatte eine Mannschaft von sechs gemieteten Helfern, und alle sechs starben, um ihm die Chance zu geben, die er brauchte. Es hätte mich sehr betrübt, wenn das auch euer Schicksal geworden wäre. Ach, übrigens hat sich das kleine Haustier, das ihr den Kindern dagelassen habt, als unschätzbar erwiesen.«

»Wenn wir im Rachen des Ungeheuers gelandet wären, hätte es dich nicht halb so sehr betrübt wie mich«, lachte Tarma. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie Kethry mit Fallan und den Kindern ins Haus ging. »Hör zu, Landric, du könntest uns einen Gefallen tun. Ich möchte dir ungern zur Last fallen, aber – nun ja, wir haben da noch so ein ›Tierchen‹, für das wir ein Zuhause suchen.« Schnell und präzise berichtete sie ihm Fallans traurige Geschichte. »Darum haben wir gehofft, du würdest vielleicht jemanden kennen, der sie aufnimmt. Sie ist eine gute Arbeiterin, das kann ich bestätigen, nur für ein Wanderleben eignet sie sich nicht. Und, um die Wahrheit zu sagen, sie ist geistig nicht übermäßig beweglich – ich glaube, wir schockieren sie.«

Er lächelte langsam. »Ganz so dumm bin ich auch wieder nicht, Verschworene. Du hoffst, daß ich sie aufnehme, nicht wahr?« »Nun ja, ich gebe zu, daß mir dieser Gedanke gekommen ist.« Tarma lächelte ihr schiefes Lächeln.

»Es ist eine Möglichkeit. Es würde einiges Unrecht, das ich als Soldat getan habe, sehr schön ausgleichen...« Sein Blick wurde nachdenklich. »Ich will dir etwas sagen — sehen wir zu, wie sie mit den Kleinen umgeht. Dann werde ich mich entscheiden.«

Am Ausdruck von Landrics Augen, als sie über die Schwelle traten, konnte Tarma erkennen, daß er sich bereits entschieden hatte. Es lag nicht nur daran, daß Fallan wiederholt hatte, was die beiden anderen beim Aufräumen des Hauses geleistet hatten (auch wenn die Aufgabe diesesmal weit weniger umfangreich ausfiel), und auch nicht am würzigen Duft des Eintopfs im Kessel auf dem Herd, auch nicht am Anblick von fünf der sechs Kinder, die, auf den Knien gefüllte Schüsseln, in einer Reihe dasaßen und schön ordentlich ihr Abendessen verspeisten. Nein, was Landric seinen Entschluß fassen ließ, war der Anblick von Fallan mit dem Jüngsten auf dem Schoß, wie sie ihn herzte und seine Tränen über das Knie, das er sich gerade aufgeschürft hatte, trocknete und dabei so selig aussah wie im Himmel.

Sie blieben eine Woche und reisten nur ab, weil sie vor allen diesen Ereignissen eine Stelle als Karawanenwächter angenommen hatten und sich verspäteten, wenn sie noch länger verweilten. Von dem Augenblick an, als sie zur Tür hereingekommen war, war Fallan in ihrem Element gewesen. Und mit jedem neuen Tag hatte es den Anschein gehabt, als sähe Landric immer weniger die gemietete Magd in ihr und weit eher etwas ganz anderes. »Glaubst du auch, was ich glaube?« fragte Tarma ihre Gefährtin, sobald sie außer Hörweite waren.

»Daß er sie schon bald heiraten wird? Wahrscheinlich. Sie achten und schätzen einander, und Fallan liebt die Kinder. Sie mag sogar das kleine Tier! Es ist kein Leben, das dir und mir zusagen würde, aber es scheint genau das zu sein, was sie sich wünscht. Es gibt

schlechtere Grundlagen für eine Ehe.«

»Wie die Tochter des Edelmanns mit ihrem ›Helden‹?« Tarma verzog das Gesicht. »Ich weiß nicht, ob er mir mehr leid tut oder sie, oder alle beide. Nach dem Wenigen, was ich gesehen und gehört habe, ist er nicht gerade das Gelbe vom Ei, und der Herr Vater hat bestimmt dafür gesorgt, daß nur er die Hände auf den Geldsack legen kann und nicht der junge Ehemann.« »Was der sich kaum vorgestellt haben wird, als er auszog, um das Ungeheuer zu erschlagen. Andererseits haben wir allen Grund, den Mann für eine gefühllose Bestie zu halten. Sie verdienen einander«, erwiderte Kethry nachdenklich. »So wie Landric und Fallan. Das sind die wirklichen Helden – die Menschen, die nicht aufgeben, die immer wieder neu anfangen, so viele Schläge ihnen das Schicksal auch zufügt. Niemand wird ein Lied über sie schreiben, aber trotzdem sind sie Helden«, ergänzte Tarma nüchtern und grinste dann: »Und wenn wir bekommen wollen, was wir verdienen, dann müssen wir erst einmal dafür arbeiten. Reiten wir los, she'nedra, bevor dein verflixtes Schwert sich etwas Neues für uns einfallen läßt!«

## ROBIN W. BAILEY

Die erste für eine Anthologie ausgesuchte Geschichte des Jahres entscheidet in gewisser Weise über die Ausrichtung des ganzen Bandes. Nachdem Misty Lackeys ›Heldensage‹ häusliche Züge trug, versuchte ich aus mehr äußerlich orientiertem Heldentum und entsprechenden Abenteuern ein Gegengewicht dazu zu bilden; weil Misty sich an den altehrwürdigen Brauch gehalten hatte, eine Soldatin mit einer eher milderden Zauberin zu einem Paar zu vereinen, nahm ich mir vor, ein ganz und gar andersartiges Gespann unterschiedlicher Frauen dagegenzustellen.

Diese beiden, scharf voneinander abweichenden Geschichten bestimmten in vieler Hinsicht die Tendenz des vorliegenden Bandes.

Robin Bailey erschien in ›Schwertschwester‹, der ersten Anthologie der »Schwester«-Serie, mit ›Kind des Orkus‹, der Story einer Gladiatorin, die den Tod herausfordert, und zwar nicht, wie alle Gladiatoren es tun, in einem abstrakten Sinn, sondern ganz konkret, wie Orpheus. Zuerst hießt ich Robin, was in Amerika häufig zutrifft, für einen Frauennamen, weil Baileys Helden in keine der Fallen geht, die Männer ihren Frauengestalten zu stellen pflegen – schwache Geschöpfe oder wilde Wunschträume, wie sie zu Lande oder zu Wasser niemals ein Schwert geführt haben.

Ich erkläre hiermit, daß man daran einen Schriftsteller erkennt, auf dessen Geschlecht es überhaupt nicht ankommt; wenn ich es hier angebe, dann nur, um anderen Autoren zu sagen: »Gehe hin und tue desgleichen.« Jetzt hat Bailey, dem es nicht genügte, eine Gladiatorin zu erfinden, die schwierige und mühsame Aufgabe in Angriff genommen, sich eine Helden auszudenken, die ganz gegen ihren Willen mit einem Kleinkind belastet ist; es ist, wie weibliche Autoren unermüdlich betonen, schwierig, in der Zeit zwischen dem jeweiligen Windelwechsel auch noch auf Abenteuer auszuziehen. Robin Bailey bereichert dieses einzigartige Dilemma um eine ebenso einzigartige Perspektive, und wenn er auch den Knoten nicht ganz so löst, wie eine Schriftstellerin das vermutlich tun würde, glaube ich doch nicht, daß seine Lösung unsere Leserinnen verärgern oder gar beleidigen wird. Obwohl viele von den Autorinnen dieses Bandes, einschließlich der Herausgeberin, Mütter sind, kann ich mich an kein Problem dieser Art erinnern, mit dem geschickter umgegangen wurde. Seit seinem ersten Auftreten bei uns hat Robin Bailey zwei Romane mit den Titeln ›Skullgate‹ (1985) und ›Bloodsong‹ (1986) veröffentlicht. –MZB

## Das Waldland von Zarad–Thra

Klagend heulte der eisige Wind und peitschte die dahintreibenden Schneeflocken zu schäumender, prasselnder Tollheit auf. Sie stachen Cymbalin in Gesicht und Augen. Obwohl sie von Kopf bis Fuß in Pelzkleidung gehüllt war, hatte sie das Gefühl, bis ins innerste Mark zu Eis zu erstarren. Nur das kleine, zappelnde Bündel tief in ihren mehreren Wämsern strahlte noch Wärme aus, aber das gab ihr keinen Trost. Sie taumelte durch den Sturm und umklammerte dabei das verdammte kleine Balg, das an ihrer geschwollenen Brust knabberte und saugte. Immer wieder hatte sie sich vorgenommen, es unter einem Busch oder in einer Schneewehe auszusetzen. Ihr fiel ein, daß es unter den dicken Pelzen vielleicht ersticken und sie es auf diese Weise los sein würde. Wenn es doch nur einschliefe und sie eine Weile in Ruhe ließe! Sie war wund von seiner ständigen Nahrungssuche und so müde, daß sie fast umfiel. Verzweifelt spähte Cymbalin durch die ragenden Bäume nach oben und stapfte weiter. Der eintönig graue Himmel wurde immer dunkler, die Göttin Nacht breitete ihre stygischen Flügel über die Erde. Aber Cymbalin wagte nicht anzuhalten. Sie wußte, daß Einschlafen Erfrieren bedeutete, den Tod in diesem Winterwald.

Wieder begann das Kind mit seinem unaufhörlichen Weinen. Sein Körper fühlte sich an ihrer Haut heiß an. Fieber? überlegte sie ängstlich. Noch immer quälten sie Erscheinungen von pestverkrümmten Leibern und Einäscherungsfeuern. Wieder sah sie die Flammen vor sich, die so hoch emporschossen und in so höllischer, knisternder Lust durch die Haufen infizierter Leichen tanzten, von denen einige ihre Freunde gewesen waren. Sie hatte Glück gehabt, aus Ischandi fliehen zu können, bevor die Soldaten des Königs die Stadt unter Quarantäne stellten. Aber war sie der Krankheit wirklich entkommen? Vergiftete dieser quäkende Sproß ihrer eigenen törichten Lenden nicht gerade eben die Luft, die sie atmete? Götter, wie hatte sie nur so dumm sein und sich von einem bloßen Leutnant einen dicken Bauch anhängen lassen können? Alles Vergnügen, das sie an seinem geschmeidigen, harten Körper gefunden hatte, war ihr gänzlich entfallen, als sie entdeckt hatte, daß sie ein Kind erwartete. Er hatte gelacht und ihr mitgeteilt, das sei ihr Problem und nicht seines. Dann hatte er sich aus dem Staub gemacht.

Solange es ging, hatte sie ihren Zustand zu verbergen gesucht. Schließlich aber hatte selbst der Truppführer ihre Gewichtszunahme bemerkt. Das hatte ihrem Dienst als Söldnerin ein schnelles Ende bereitet. Und weil sie die einjährige Vertragsperiode nicht einhalten konnte, hatte man sie einfach fortgeschickt, ohne auch nur eine Kupfermünze, um sich etwas zu essen zu kaufen. Wenn sie nur daran gedacht hätte, ihrem Liebhaber den Hals abzuschneiden, bevor sie sich davonmachte! Vielleicht hätte die Erinnerung an sein Blut ihren schmerzhaften Durst gestillt. Sie raffte eine Handvoll Schnee auf und stopfte sie sich in den Mund. »Sei still!« fuhr sie das schreiende Kind an. »Laß das Gekreisch!« Es war Bitte und Befehl zugleich und blieb ohne jede Wirkung. Sie versuchte, vor den

schrillen Klägelauten die Ohren zu verschließen.

Nach ihrer Entlassung hatte sie sich nach Ischandi durchgestohlen und durchgehurt, in der Hoffnung, in der Stadt ein Kräuterweib zu finden, das geschickt genug war, den Samen in ihrem Körper abzutöten, ohne sie dabei selbst zu vergiften. Aber bis dahin war ihre Schwangerschaft schon viel zu weit fortgeschritten. Keine der verlässlichen Heilkundigen wollte ihr helfen, und so verzweifelt sie auch war, hatte sie doch genug Verstand, als daß sie sich mit einer Hinterhof-Kurpfuscherin abgegeben hätte. Sie war in Ischandi geblieben und hatte sich so viel ergaunert, daß sie sich eine anständige Hebamme leisten konnte. Das Kind war noch nicht drei Tage alt gewesen, als der Pestruß durch die Stadt gellte, die Menschen in Panik versetzte und die Soldaten des Königs von Shardaha herbeieilen ließ, um die Stadt von der übrigen Gegend abzuriegeln.

Jetzt verfluchte sie den Impuls, der sie getrieben hatte, neben dem Schwert auch den Säugling zu ergreifen, aber ihr war zum Überlegen nicht viel Zeit geblieben. Die Seuche hatte mit furchtbarer Schnelligkeit zugeschlagen, schon in der ersten Nacht forderte sie zwanzig Leben. Ohne auf den Schmerz in ihren Lenden zu achten, war sie ans Fenster getreten, um die Rollwagen mit den Leichen vorbeifahren zu sehen. Sie hatte das hervorquellende Blut und den Eiter gesehen, die roten Schwären, die die Gesichter zeichneten wie Pocken. Und sie hatte in der Mitte der Stadt die Scheiterhaufen erblickt, die auf die Toten warteten.

Da war sie gerannt, so schnell der geschwächte Körper und die Last an ihrer Brust es zuließen. Sie hatte die Pest schon einmal erlebt. In ganz Shardaha, das wußte sie, würde es keinen sicheren Ort mehr geben. Wie die Seuche die Stadt angesteckt hatte, so würde sie die Soldaten des Königs erfassen, und sie würden das ganze Land damit überziehen.

Darum wollte sie Shardaha verlassen und schlug den Weg zur Grenze und in das benachbarte Rhianoth ein. Das Schreien des Säuglings steigerte sich zu einem schärferen Ton und riß sie aus ihren Träumen. Gleichzeitig verfluchte und wiegte sie das Kind, wobei sie ihre Kleider am Hals ein wenig öffnete, damit es frische Luft bekam. *Sei ruhig, sei doch ruhig*, wünschte sie sich und kümmerte sich nicht um den kalten Wind auf ihrer entblößten Haut. *Wenigstens wirst du genährt, undankbares Biest. Seit zwei Tagen kein Bissen für mich!* Sie umklammerte den Griff ihres Schwertes, dann den Dolch in der Scheide daneben. Vielleicht war es doch am besten, den kleinen Brüllaffen jetzt gleich umzubringen, ganz schnell. Sie würden ohnehin beide erfrieren, ehe sie aus diesem Wald herauskamen. Wenigstens hätte sie dann ein paar Stunden Frieden, bevor ihre Götter sie zu sich riefen. Sie blickte auf. In winterliches Eis gehüllt, ragten die hohen Bäume trotzig gegen den Himmel. Die geschwärzten Äste woben Kristallspitzen über ihrem Kopf. Als das Waldland dichter wurde, entstand ein Baldachin, ein Dach, das einen Teil des beißenden Windes und Schnees abhielt. Angestrengt starre sie in die fast vollständige Finsternis und fürchtete sich vor Wurzeln, über die sie stolpern könnte, Löchern, die sie verschlingen würden. Aber die größere Furcht vor der Pest zwang ihre Glieder. Sie achtete nicht auf das Ächzen ihrer Muskeln und stapfte weiter. In ihrer Zeit im Heer von Shardaha hatte Cymbalin auch Landkarten studiert. Sie war nicht ganz sicher, aber es war gut möglich, daß sie sich in dem riesigen Waldgebiet befand, das sich an der Grenze zwischen Shardaha und Rhianoth erstreckte. Das gab ihr eine geringe Hoffnung, aber

jeder Schritt, den sie tat, erschien ihr als ungeheure Anstrengung.

Plötzlich blieb sie stehen und starre auf die Erde. Im Schnee zeigten sich Fußspuren. Sie konnte sich nicht besinnen, wie lange sie ihnen schon folgte, sie war viel zu verstört, zu sehr in ihre Gedanken vertieft gewesen. Sie stieß einen erneuten Fluch aus. Die Schritte waren weit voneinander entfernt, das Muster unregelmäßig. Jeder einzelne hatte den makellosen Schnee in trüben Schmutz verwandelt. Diesmal fluchte Cymbalin laut.

Jemand war erst vor kurzem hier entlanggekommen und gerannt, als wären ihm Teufel auf den Fersen.

In diesem Augenblick war es nicht die Kälte, die ihr eisig über den Rücken lief. Wer immer hier vorbeigekommen war, konnte von der Pest angesteckt sein. Vielleicht kam die Luft, die sie jetzt atmete, schon aus fremden, kranken Lungen, vielleicht atmete sie Pesthauch ein. Sie untersuchte ihre Hände, ob sich die roten Flecken darauf zeigten. Die Hände machten einen sauberen und reinen Eindruck, wenn sie auch von der Kälte bleich waren. Wieder kam ihr die Wärme des Kindes in ihrem Wams zu Bewußtsein, verbunden mit ihrer früheren Angst, das Kind könnte die Seuche haben. Sie zitterte und wußte nicht, was sie tun sollte. Endlich packte sie trostsuchend den Schwertgriff und schleppete sich weiter, den Fußspuren nach. Der Pfad war schmal, und wenn sie sich nicht durch das Unterholz drängen wollte, blieb ihr keine andere Wahl.

Ihr Magen knurrte zum Erbarmen, aber heute nacht würde sie ihn nicht besänftigen können. Wenigstens hatte der Säugling sich beruhigt.

Cymbalin hörte das Mädchen lange, bevor sie sie sah. Zuerst hatte sie geglaubt, das Kind hätte wieder zu wimmern angefangen. Aber es war nicht das Kind. Die Töne wurden lauter, während sie den Fußstapfen folgte, und schließlich erkannte sie eine in Pelze gehüllte Gestalt, die ausgestreckt im Schnee lag. Das Mädchen wurde derart von kläglichem Schluchzen geschüttelt, daß Cymbalin an die krampfhaften Zuckungen der Pestopfer von Ischandi denken mußte. Hastig bedeckte sie Mund und Nase mit dem Ärmel, blieb stehen und überlegte, ob sie auf dem Waldweg zurückfliehen sollte. Aber in dieser Richtung lag nur die Seuche. Also packte sie den Schwertgriff fester und beschloß, einen großen Bogen um die Fremde zu machen.

In diesem Augenblick hob das Mädchen den Blick, und Cymbalin sah, daß es nicht die Pest, sondern entsetzliche Angst war, die sie so zittern ließ. Sie begegnete dem flehenden Augenaufschlag und musterte das elfenbeinblasse Gesicht unter der Hermelinkapuze.

Glitzernde, gefrorene Tränen bildeten auf Wangen und Wimpern winzige Perlen.

Demütig bittend hob das Mädchen die Hand. »Bitte!« stöhnte sie. »O ihr Götter, nimm es und laß mich!«

In der behandschuhten Handfläche glitzerte eine Halskette. Selbst in der Dunkelheit schimmerten die Juwelen in ihrem eigenen, von innen leuchtenden Glanz und brannten in den goldenen Fassungen.

Cymbalin überwand ihre Angst und trat einen Schritt näher. Das Mädchen stieß einen erstickten Schrei aus, duckte sich und preßte das Gesicht in den Schnee, wobei sie den Kopf mit den Armen schützte, als wollte sie einen Schlag abwehren. Aber Cymbalin berührte das Mädchen lediglich an der Schulter. »Ich tue dir nichts«, versprach sie sanft. Dann riß sie ihre Hand zurück, weil sie wußte, daß eine einzige Berührung genügte, die

tödliche Krankheit zu übertragen. Sie wollte die Jüngere trösten und ihr die Furcht nehmen, aber es hatte keinen Sinn, ein törichtes Risiko einzugehen. »Du brauchst keine Angst vor mir zu haben«, erklärte sie und kreuzte die Arme vor ihrem Leib und unter dem Bündel in ihrer Kleidung. »Ich werde dich nicht berauben.«

Das Mädchen blickte langsam wieder auf und versuchte, rückwärts durch das flockige Weiß davonzukriechen. In ihren Augen glitzerte Hysterie. »Ich gehe nicht zurück!« fauchte sie und zerkratzte mit den Fingernägeln die Luft. »Töte mich gleich hier, aber zurück bringst du mich nicht!«

Es lag Feuer in den Worten, aber der Zorn erstarb schnell. Eine neue Tränenflut brach hervor, und wieder warf das Mädchen sich bebend in den Schnee.

Cymbalin knirschte mit den Zähnen und unterdrückte ein paar häßliche Worte. Ihr reichte es, daß sie mit einem Kleinkind dastand. Verächtlich betrachtete sie das heulende Bündel zu ihren Füßen, das so deutlich alles verkörperte, was sie an ihrem eigenen Geschlecht verabscheute. Sie hatte gute Lust, einfach weiterzugehen und das dumme Gör erfrieren zu lassen. Aber sie dachte an das Entsetzen in den Worten der anderen. Wenn jemand oder etwas das Mädchen bedrohte, dann konnte auch Gefahr für Cymbalin auf dem Weg liegen. Es war besser, jetzt herauszufinden, was es war. Sie hatte es mit Sanftmut versucht. Nunmehr kniete sie sich hin, hob dem Mädchen das Kinn hoch und versetzte ihr eine kräftige Ohrfeige. »Genug jetzt!« knurrte sie. »Hör mit dem Geflenne auf und sieh mich an, oder du kriegst wirklich rote Backen.« Aber die Ohrfeige wirkte schon gar nicht. Das verängstigte Mädchen heulte nur noch lauter.

Nun begann der Säugling an Cymbalins Brust, den die Wucht des Schlages oder die zornige Stimme seiner Mutter vielleicht geweckt hatte, ebenfalls loszuweinen. Und dieses kleine Geräusch erreichte, was Cymbalins Drohungen nicht geschafft hatten.

Jäh richtete das Mädchen sich auf. Ihre Tränen versiegten, und sie starnte Cymbalin mit großen Augen an.

»Ein Kind!« flüsterte sie ungläublich. »Du hast ein Kind unter deinen Kleidern! Hol es heraus! Es kann doch unter so vielen Pelzen gar nicht atmen.« Sie streckte die Hände aus. Bei der Bewegung schimmerte die Halskette, die in ihrer Faust hing. Aber als sie nach dem zappelnden Bündel in Cymbalins Kleidern tastete, schlug die Ältere ihre Hände fort. Das Schmuckstück flog beiseite, und das Mädchen stürzte ihm nach, um es aus dem Schnee zu klauen. »Du kleine Gans!« fuhr Cymbalin sie an. »Wenn ich es herausnehme, wird ihm die Kälte das Blut gefrieren lassen und kalte Luft in seine Lungen dringen. Sag mir jetzt lieber deinen Namen und was du hier ganz allein treibst. Läufst du auch vor der Pest davon, oder ist es etwas anderes?« Das Mädchen drückte ihr kostbares Besitztum an die Brust und starnte Cymbalin mit dem Ausdruck eines verzweifelten Tieres an, einem Ausdruck, der nach und nach verschwand. Dann öffnete sie ihr Gewand am Hals und ließ die Kette hineinfallen. »Pest?« fragte sie mit schräggestelltem Kopf und verwirrter Miene. »Ich habe von keiner Pest gehört. Mein Name ist Iella.« Auf Händen und Knien kroch sie durch den Schnee auf Cymbalin zu. Wieder griff sie nach dem Kind unter den Pelzen, und wieder schlug Cymbalin ihre Hand fort. »Ich war eine Gefangene von Zarad-Thra. Er erhebt Anspruch auf diese Wälder.« Erneut fuhr ein scharfer, kalter Schauer Cymbalin das Rückgrat hoch, ein Gefühl, das keine Winterkleidung fernhalten konnte. Sie hielt ihr Kind

fest und stand auf. *Zarad*. Das war ein Shardahani-Wort, Name und Titel zugleich. Es bedeutete *Zauberer*. »Ich hielt dich für einen seiner Dämonen, bis ich das Kind weinen hörte«, fuhr lella fort. »Hat dich nicht *Zarad-Thra* geschickt, um mich zurückzuholen?« »Ich heiße *Cymbalin*«, versetzte diese kopfschüttelnd. »Und manche Männer haben mich einen Dämon genannt.« Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Meistens dann, wenn sie sich das Blut von den Kratzern im Gesicht abwischen.«

Iella erhob sich, trocknete mit dem Ärmel ihre Tränen und ging langsam einmal um *Cymbalin* herum. Glänzendes Eis überzog die langen Strähnen blonden Haares, die unter der Hermelinkapuze hervorquollen. Im Gegensatz zur Blässe ihrer Haut funkelten die Augen wie schwarzes Feuer. Offensichtlich hatte der Hunger seinen Zoll von ihrer einst üppigen Gestalt gefordert. lella war abgemagert und sah schwächlich aus. »Du könntest selbst für einen Dämon durchgehen«, bemerkte *Cymbalin*. »Ich habe noch nie eine Frau mit einem Schwert gesehen«, sagte lella mit einem Anflug von Hochachtung. »Kannst du damit umgehen?«

*Cymbalin* zog die Stirn in Falten und versuchte, ihre Vorurteile herunterzuschlucken. In ihrer Heimat *mußten* die Frauen an der Seite ihrer Männer kämpfen. Die Dörfer waren zu klein und wurden zu regelmäßig überfallen, als daß sich irgend jemand den Luxus eines friedlichen Lebens hätte erlauben können. Eine Frau focht neben ihrem Vater oder Gatten und besiegte den Feind; andernfalls wurde sie wie ein Stück Vieh behandelt, das je nach Laune des Schicksals von einem kriegsführenden Stamm zum nächsten verschlagen wurde.

Aber in diesem Teil der Welt schienen die Frauen stolz auf ihre Schwäche zu sein. Das ging über *Cymbalins* Verstand. »Ich führe es ganz gut«, erwiderte sie schließlich. »Und was ist mit deinem Kind?« fragte lella weiter und kam näher. Ihre Augen huschten zu der Wölbung, die das Kind in den Pelzen der Älteren bildete, aber dieses Mal behielt sie die Hände bei sich. »Hat es einen Namen? Ist es ein Junge oder ein Mädchen?« Instinktiv wischte *Cymbalin* zurück und stellte unbehaglich fest, daß sie das Kind gewiegt und versucht hatte, sein Weinen zu stillen. »Es hat keinen Namen«, murmelte sie. »Ungebeten und unwillkommen ist es auf die Welt gekommen. Es ist eine Last, sonst nichts. Ein *Ding*. Ich würdige kein Ding mit einem Namen.« Ein entsetzter Ausdruck huschte über lellas Gesicht. »Das ist eine harte Einstellung«, sagte sie bissig und dann, weicher: »Laß es mich nehmen.« Sie breitete die Arme aus.

»Ich habe dir schon einmal gesagt«, versetzte *Cymbalin* und hielt lella mit zornigem Blick in Schach, »daß die Kälte es ganz sicher töten würde. Denk jetzt lieber an deine eigene Haut. Wenn es in diesen Wäldern einen Zauberer gibt, sollten wir uns so schnell wie möglich nach Rhianoth aufmachen.«

»Ich könnte das Kind tragen«, beharrte lella. »Dann hättest du die Hände für dein Schwert frei, falls *Zarad-Thra* uns angreift.« Das leuchtete *Cymbalin* ein, und sie strich mit der Hand über die Waffe an ihrer Hüfte. Aber sie würde mehrere Gürtel lösen und verschiedene Kleidungsstücke ablegen müssen, um an das Kind heranzukommen. Ihr Blick schweifte über die dunklen Winkel des Waldes und entlang den Ästen der Bäume, auf der Suche nach Anzeichen von Gefahr. »Wir scheinen einigermaßen sicher zu sein«, meinte sie endlich. »Ich trage es noch ein bißchen länger.« *Cymbalin* drehte sich um und

ging auf dem Weg weiter. Mit all dem Geschwätz hatte sie schon zuviel Zeit vertrödelt, und vom Herumstehen wurde ihr kalt. Sie schlug eine flotte Gangart an und fand eine verborgene Kraftquelle in sich, die ihr half, vor einem Mädchen, das sie heulend auf der verschneiten Erde gefunden hatte, weder Müdigkeit noch Schwäche erkennen zu lassen. Es überraschte sie jedoch, daß Iella keine Schwierigkeiten zeigte, mit ihr Schritt zu halten. Nach einer Weile verstummte das Kind. Das Knirschen der Schritte im Schnee und ihr mühsames Atmen waren die einzigen Laute. Cymbalin spürte den federlichten Atem des Kindes an ihrer Brust und begriff, daß der Säugling döste. Erleichtert seufzte sie auf, dankbar dafür, wenigstens eine Weile vom Saugen und Ziehen des kleinen Mundes befreit zu sein.

»Diese Halskette«, sagte sie endlich zu Iella und hoffte, eine Unterhaltung würde ihr dabei helfen, die bleierne Müdigkeit zu vergessen, die in ihren Beinen hochkroch. »Woher hast du sie? Sie ist schön.«

Iella umklammerte das Schmuckstück, das auf ihrer Brust lag, unter den Pelzen. Cymbalin bemerkte die Bewegung und grinste spöttisch. *Ein Säugling an meiner Brust und kalte Steine an ihrer. Wer hat es schlechter getroffen?* Der Gedanke schoß ihr durch den Kopf, bevor sie ihn verdrängen konnte. Sie wußte ganz genau, wessen Schatz der größere war, und die Steine würden in Iellas Körperhitze schon warm werden.

Iella schien zu zögern. Dann erklärte sie: »Ein Verehrer hat sie mir geschenkt. Ich hatte sie um, als Zarad-Thra mich entführte.« Bei der erneuten Erwähnung dieses Namens biß Cymbalin sich auf die Lippen. »Erzähl mir mehr von diesem Mann, von Zarad-Thra«, sagte sie. »Wenn er uns bedroht, ist es besser, wenn ich etwas von ihm weiß.«

»Zarad-Thra ist kein Mann«, erwiderte Iella finster, »er ist ein boshafte Zauberwesen, ein Ungeheuer mit bestialischen Gelüsten.«

*Die Worte eines echten Opfers und eines feigen dazu*, höhnte Cymbalin innerlich und schnitt ihr ein Gesicht, im sicheren Bewußtsein der Tatsache, daß es Iella unter ihrer pelzgefütterten Kapuze nicht sehen konnte.

»Ich war eine Tavernentänzerin in Shalikos«, berichtete Iella. »Die Männer kamen von überallher, um mir zuzuschauen.« Wieder zögerte sie und lächelte dann. »Oh, ich hatte meine Verehrer, und sie machten mir auch Geschenke – teure Geschenke – aber niemals gab ich mich ihnen hin. Keinem einzigen.« Während sie sprach, fuhr sie sich mit der Hand über die Brüste und hielt wieder die Kette ganz fest. Dann stieß sie einen langen Seufzer aus. »Vor einigen Nächten kam Zarad-Thra in die Taverne. Damals kannte ich ihn noch nicht – ich dachte, er wäre einfach irgendein Mann.« Sie schlug die Arme um ihren Leib, als sei die Kälte auf einmal durch ihre Pelze gedrungen. »Aber als ich nach Hause ging, wartete er in der Gasse auf mich. Seine Augen brannten in roten Feuern; ich konnte den Blick nicht von ihm wenden!« Sie schluckte hart, und die Angst verzog ihren Mund zu einer straffen Linie. »Das nächste, woran ich mich erinnere, ist, daß ich in seiner Höhle wieder aufwachte, irgendwo tief in diesem Wald.« »Du nennst ihn *zarad*«, unterbrach Cymbalin. »Hast du seine Macht gesehen? Welche Götter betet er an?«

»Gath«, antwortete die andere schaudernd. »Den Herrn des Chaos. Zarad-Thra betet bei einem uralten Baum, der im innersten Herzen dieser Wälder steht. Er bringt dort Opfer dar.« Wieder erbebte sie, und ihre Augen durchschweiften die Finsternis, die sie umgab.

»Darum hat er mich auch gefangen. Weißt du, was heute für ein Tag ist?«

Cymbalin überlegte und nickte dann verständnisvoll. »Der Tag der Spinne«, sagte sie leise, »im Monat der Spinne und im Jahr der Spinne.« Man brauchte nicht viel von Zauberei zu verstehen, um zu wissen, daß ein solcher Zeitpunkt für Zarad-Thra etwas Geheiligtes sein mußte. Die Spinne war ein besonderes Tier des Herrn des Chaos. Manche behaupteten, der Gott selber habe das Tierchen erschaffen, damit es über dem ungeheuren, schäumenden Abgrund, über den er regierte, ein winziges Stück Ordnung webte.

Cymbalin konnte sich nicht erinnern, daß es jemals einen Gath-Kult gegeben hatte, wohl aber hörte man von einzelnen, die ihn anbeteten. Ihnen mußte die heutige Nacht Macht und Ziel bedeuten. »Du solltest dein Opfer sein«, vermutete Cymbalin. Iella nickte. »Ich hatte keusch gelebt und meine Tugend behütet. Und wohin hat mich das gebracht? Wenn ich an diese hübschen Jungen denke, von denen manche meinetwegen zu Rivalen geworden sind!«

Noch während sie so redete, stieg in Cymbalin ein Verdacht auf, daß Iella vielleicht doch nicht ganz so keusch war – zumindest im klassischen Sinn des Wortes. Vielleicht lag es an einer gewissen Spannung ihrer Unterlippe, als sie von hübschen *Jungen* sprach. Vielleicht war es auch nur ein Unterton der Stimme, der sich nicht völlig unterdrücken ließ, ein Unterton von Erfahrung. Cymbalin gestattete sich ein kleines Grinsen. Es war der erste Anflug von Humor, den ihre neue Gefährtin gezeigt hatte. Und schließlich, wer war sie, um über andere zu richten? Immerhin hatte sie selbst eine Schwäche für die *Jungen*.

»Aber wenn seine Macht so groß ist«, fragte Cymbalin und versuchte, ihre Gedanken von den eigenen Problemen abzulenken, »wie bist du dann überhaupt entkommen?«

Iella kniff die Augen zu und schlug sich mit der Hand auf den Mund. Einen Augenblick lang sagte sie gar nichts. Dann kamen die Worte zischend zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Den ganzen Nachmittag hat Zarad-Thra in der Umarmung eines Alraun-Pulvers geschlafen, um sich für das Ritual auszuruhen, das er heute abend vollziehen wollte.« Sie warf Cymbalin einen verstohlenen Blick zu, und wieder stand die Furcht in ihren Augen. »Er hat mich in einen kleinen Tunnel gesperrt, aber während er schlief, gelang es mir, von dem kleinen Bett, das er mir gegeben hatte, einen alten Eisennagel abzumachen.«

Wieder schluckte sie hart, und beim Weiterreden verloren ihre Wangen alle Farbe, ob aufgrund der Kälte oder der Erinnerung, das konnte Cymbalin nicht entscheiden. »In der Abenddämmerung kam er, um mich abzuholen, aber die Droge muß in seinen Adern noch gewirkt haben, denn er war langsam und unvorsichtig.« Sie hielt inne und starre auf ihre rechte Hand. »Ich habe ihm den Nagel ins Auge gestoßen. Es war gräßlich! Er schrie, und überall war Blut!« Sie rieb ihre Hand am Ärmel, als wollte sie sie abwaschen. »Ich schob ihn beiseite und rannte davon. Stundenlang muß ich gerannt sein. Als ich dich dann den Pfad entlangkommen hörte, hielt ich dich für einen Dämon und gab alle Hoffnung auf.« Cymbalin schauderte. Wenn sie jetzt schlau wäre, würde sie dieses Weibsbild so weit wie nur irgend möglich hinter sich lassen. Sie spürte nicht die geringste Neigung, sich zwischen einen verwundeten Zauberer und seine Beute zu stellen. Sie beschleunigte ihre Schritte und hoffte, Iella würde zurückfallen. Aber das Mädchen hielt sich eng an ihrer Seite.

Als sie ein Stück weiter waren, blieb Cymbalin endlich doch stehen, um sich auszuruhen; anstatt Iella zurückzulassen, hatte sie es nur geschafft, sich selbst außer Atem zu bringen. Sie verfluchte ihre schmerzenden Beine, die schlaffe Wundheit ihrer Brüste, ihre Schwachheit insgesamt. Sie öffnete ihre Wämser am Hals, spähte hinein und versuchte, einen Blick auf ihr Kind zu werfen, aber es war zu dunkel und ihre Kleidung zu eng. Sie erreichte lediglich, daß das Kind wieder aufwachte. Es schrie nicht, aber es drängte den kleinen Mund von neuem an ihre Brustwarze. Cymbalin stöhnte vor Wut und Schmerz leise auf; in ihren Brüsten war nur noch wenig, eigentlich fast gar keine Milch mehr; nichts war übriggeblieben als eine merkwürdige, gelbliche Flüssigkeit, die ihr einen Schreck eingejagt hatte, als sie sie zum ersten Mal bemerkte. Es blieb ihr keine andere Wahl, als das Saugen zu ertragen.

Iella sah weiter vorn einen teilweise aus dem Schnee ragenden Baumstamm und führte sie hin. Die beiden setzten sich, und Cymbalin war beinahe zornig auf das Mädchen. Iella schien sich in weit besserer Verfassung zu befinden, als es einem Tavernenmädchen zukam, vom schnellen, stetigen Ausschreiten kaum ermüdet, ja sogar begierig weiterzukommen. Cymbalin empfand die eigene Müdigkeit nur um so stärker und zog ein finstres Gesicht.

»Du bist erschöpft«, bemerkte Iella. »Laß mich eine Weile das Kind tragen. Es muß schwer für dich sein, du hast es schon so weit geschleppt.«

Cymbalin legte die Arme um das Kind und fühlte, wie es in ihren Pelzen strampelte. Es machte einen zu warmen Eindruck, und wieder dachte sie an Fieber und die Pest, und Furcht befiel sie. »Laß es mich doch nehmen!« beharrte Iella. »Wir können uns einen Namen ausdenken!«

»Kein Name!« fauchte Cymbalin und stieß Iella, die nach ihr griff, um Cymbalins Gürtel zu lösen, rückwärts von dem Baumstamm. »Ich habe es dir doch schon einmal gesagt. Nenn es meine Last, wenn du es schon irgendwie benennen mußt. Oder meine Sorge. Wie immer es auch genannt wird, für mich heißt es nichts als Ärger.«

Iella stand auf und klopfte sich den Schnee von den Kleidern. In ihren dunklen Augen glomm Zorn, und die Hände waren zu Fäusten geballt. Aber die Fäuste lockerten sich wieder, und das Mädchen nahm bescheiden wieder Platz. »Wenn dir das kleine Ding so eine Last ist, dann gib es doch mir und führ dein selbstsüchtiges Leben allein weiter. Ich werde ihm ein Zuhause und viel Liebe schenken. Es wäre wunderbar, ein Kind zu haben, ohne daß man dabei einen Mann in Kauf nehmen müßte!« Cymbalin warf der albernen Gans wütende Blicke zu, erhob sich und stapfte durch den Schnee davon, ohne sich umzuschauen. Ein nasses Knirschen hinter ihr auf dem Pfad verriet ihr jedoch, daß Iella immer noch hinterherkam. Sie murmelte eine Beleidigung, die die Wangen eines Soldaten hätte erröten lassen und marschierte weiter durch die Dunkelheit und die Bäume. Auf einmal zögerte sie und blieb stehen.

Mitten vor ihr auf dem Weg schwiebte in der Luft eine kleine Flamme und flackerte warm in der Düsternis des Waldlands. Noch während sie sie ansah, begann die Flamme zu funkeln und zu tanzen. Plötzlich loderte sie heller, knisterte und sprühte und nahm eine seltsame, unnatürliche Form an, fast wie eine menschliche Gestalt.

Cymbalin stockte der Atem, als sie ein entsetzliches Gesicht durch eine feurige Maske

boshaft anstarre. Der Höllenkrieger schwebte in der Luft und versperrte den Pfad. Er streckte eine Klauenhand aus. Aus seiner Handfläche brachen eine Stichflamme und schwarzer Rauch hervor, und auf einmal trug das Wesen ein großes, brennendes Schwert. Ein giftiges Grinsen riß die monströsen Lippen auseinander.

Furcht überlief Cymbalin, eine unwürdige Lähmung, die ihr Herz umklammerte und zusammenpreßte. Ihr eigenes Schwert leuchtete rot im tanzenden Licht der Flammen, die ihren Gegner umschlossen. Gegen die Waffe des Dämons erschien seine Stahlschneide erbärmlich unzureichend. Sie hatte gar nicht gemerkt, daß sie das Schwert gezogen hatte, aber ohne nachzudenken nahm sie eine festere Haltung ein und wandte sich seitwärts, um eine möglichst schmale Angriffsfläche zu bieten und ihr Kind von ihrem Schwertarm wegzu ziehen.

Aus dem Augenwinkel erkannte sie Iella. Die feige kleine Hündin hatte sich weinend und flehend flach auf die Erde geworfen.

»Was willst du von uns?« zischte Cymbalin, selbst wütend über den schwachen Ton ihrer Stimme, als die Worte durch ihre Zähne klapperten.

Das Grinsen des Dämons wurde breiter und enthüllte schlanke Fangzähne, von denen Lavahitze tropfte.

Hinter Cymbalins Schläfe stach jäh ein scharfer Schmerz. Sie stöhnte laut auf, als ein Auge sich unwillkürlich zusammenziehen schien. Der Dämon saugte ihre Erinnerung, ihr Wissen, ihre Erfahrungen aus und hielt nur ab und zu inne, um an einer Einzelheit zu nagen und auf ihren Hoffnungen und Träumen herumzukauen. Sie konnte den Hauern in ihrem Geist nicht widerstehen, die ihre Wahrnehmungen zermahlten, herunterschluckten und wieder ausspielen.

Endlich hörte ihre Pein auf, und der Dämon redete sie in der Zunge von Shardaha an. »Ich bin die Pest, die du fürchtest und vor der du fliehst, Menschenfrau. Eine Berührung von mir, und Fieber wird dein Hirn verbrennen und Krankheit deinen Körper fressen.« Bei seinen Worten tauchten rote Flecken auf ihrer Schwerthand auf. Aus den Flecken wurden Beulen, die aufplatzten und dicken gelben Eiter in ihre Handfläche rinnen ließen.

Cymbalin schrie auf, ließ das Schwert fallen und hielt die Hand so weit wie nur irgend möglich von ihrem Gesicht weg.

»Mein Gebieter ist Zarad-Thra«, fuhr der Dämon fort. »Weiche von meinem Weg, und ich werde die Pest von dir nehmen, das diebische Iella mitnehmen und dich nicht weiter behelligen.« Im selben Augenblick heilten die Beulen und verschwanden, und die roten Flecke auf Cymbalins Haut verblaßten. Schluchzend vor Erleichterung sank sie in die Knie und umklammerte, ohne daß sie es merkte, zu Füßen des Dämons ihr Kind. Die Erscheinung lachte leise, schwebte um sie herum und bewegte sich auf Iella zu. Dem entsetzten Mädchen entrang sich ein rauer, gellender Schrei, der Cymbalin aus ihrer Hysterie riß. Heißer Mut der Verzweiflung erfüllte sie. Sie riß das hingefallene Schwert hoch, sprang auf und schwang es mit aller Macht. Die Klinge drang durch Schulter, Rückgrat, Rippen.

Unverletzt drehte der Dämon sich zu ihr um, Gelächter auf den Lippen wie Blasen.

Wieder hob Cymbalin das Schwert, aber dieses Mal nahm auch ihr feuriger Gegner die Waffe auf. Die Klingen prallten aufeinander, und vom Schwert des Geschöpfs sprang ein

Funke über und lief den Stahl entlang bis auf ihre Hand. Cymbalin stieß einen scharfen, erstickten Schrei aus, als der Schock sie zu Boden schleuderte.

Das Kind in ihrem Wams brach in fürchterliches Brüllen aus. Winzige Händchen kneteten und kratzten an ihren empfindlichen Brüsten. Iella, vor Angst wie versteinert, wimmerte hilflos im Schnee. Unter Schmerzen richtete Cymbalin sich auf einem Ellbogen auf. Über ihr schwebte der Dämon.

»Misch dich nicht ein, Menschenfrau«, riet er. Cymbalin spürte die Hitze von der Spitze seiner Waffe an ihrem Gesicht. »Das diebische Iella verdient sein Los. Es hat meinen Gebieter beraubt und sein Auge geblendet. Jetzt will es dich benutzen, um seinem Schicksal zu entgehen. Aber du bist nicht stark genug, gegen mich zu kämpfen.«

»Er lügt!« kreischte Iella. »Ich habe niemanden beraubt. Zarad-Thra will mich opfern. Laß nicht zu, daß er mich mitnimmt, Cymbalin, töte ihn!«

Cymbalin blickte auf ihr Schwert und wußte, daß sie es nicht erreichen konnte. »Die Halskette!« rief sie mit einer Mischung aus Furcht und Zorn. »Woher hast du sie?« Iella riß die Augen auf und kroch im Schnee einen Schritt zurück. »Das habe ich dir doch gesagt! Ein Verehrer hat sie mir geschenkt. Ich trug sie, als Zarad-Thra mich entführte. Der Dämon lügt!« Gelächter ertränkte Iellas weitere Worte, und der Dämon leuchtete vor Erheiterung noch heller. »Oh, gut gewählt hat mein Gebieter! Du hast die Umarmung des Chaos-Herrn verdient, weil du die Menschenfrau und ihre Brut mit solchen Lügen gefährdest. Wohl kanntest du dein Schicksal, als du zu Zarad-Thra kamst und dich anbotest, ihn in dieser Nacht der Nächte zu retten. Aber es war alles nur eine List.« Der Dämon drehte sich um und redete Cymbalin an. »Es betäubte meinen Gebieter, und als es glaubte, er schließe, tat es, wozu es in Wahrheit gekommen war – es vergriff sich an Zarad-Thras Schatz, denn es ist ein in dieser Gegend wohlbekannter Dieb. Aber Zarad-Thra ist kein gewöhnlicher Mensch, und der betäubende Trank war nicht stark genug. Doch reichte er aus, Zarad-Thra zu verwirren, und als er hinter dem diebischen Iella herstolperte, stieß es ihm einen kleinen goldenen Dolch ins rechte Auge und floh mit nur einem einzigen Schmuckstück.« Der Dämon sah auf Cymbalin hinunter und etwas wie Mitleid lag in seinem Blick. »Dann fand es dich und dachte, dein armseliges Schwert könnte es vor dem Zorn eines Zauberers schützen!«

»Er lügt!« kreischte Iella weiter. »Cymbalin!« »Die Halskette!« brüllte Cymbalin zurück. »Von einem Zauberer gestohlen! Daß dich die Götter verdammen, du dummes kleines Weibsstück!«

Grinsend versetzte der Dämon: »Das haben sie schon. Noch heute nacht wird es bei Gath sein, dem Chaos angetraut.« »Dann nimm sie!« Wütend über ihre Hilflosigkeit warf Cymbalin eine Handvoll Schnee nach dem Geschöpf. »Und laß mich und mein Kind in Ruhe!«

Ein unmenschlicher Laut zerriß die Nacht. Der Hand des Dämons entfiel das Schwert, das den flockenweichen Boden berührte und zischend in einer kleinen Rauchwolke verschwand. Das Wesen schlug die Krallen vor das Gesicht, wo ihre Handvoll Pulverschnee es getroffen hatte. Zwischen den Klauenfingern drang zischender Nebel hervor.

Ungläublich starre Cymbalin hinüber. Dann setzte sie sich in Bewegung. Sie verstand nicht

alles, aber ihr fiel ein, daß die Füße des Dämons nie den Schnee berührt hatten. Er war ein Feuerwesen, und Schnee war naß. Beruhte darauf seine Wirkung auf den Dämon? Oder war der Grund der, daß der Dämon böse und der Schnee rein war? Sie wußte es nicht, und es kümmerte sie auch nicht. Von Magie hatte sie keine Ahnung. Alles, worauf es ankam, war, daß sie einen Weg gefunden hatte, sich zu wehren. Sie raffte zwei Hände voll Schnee auf und schleuderte ihn nach ihrem Peiniger. Ein neuer Aufschrei war ihr Lohn. Verbissen warf sie weiter, schwang die Arme wie Schaufeln. Die Luft war erfüllt von reißenden, platzzenden Geräuschen und immer dichter werdendem, stinkendem Dampf. Mit einem letzten Aufheulen schrumpfte der Dämon zu einem winzigen Funken, nicht größer als ein Stäubchen Glut.

Cymbalin fiel flach auf alle Viere und rang vor Erschöpfung und Erleichterung nach Luft. Das Kind schrie und trat nach ihr. Ohne nachzudenken, umschlang sie es mit dem Arm, um es zu stützen. Nach und nach gewöhnten sich ihre Augen daran, daß es wieder dunkel war. Sie hörte Iella schluchzen. Im Schnee kauernd, schaute sie zu Cymbalin hinüber und kroch näher. »Danke«, sagte sie unter Keuchen. »Natürlich hat er gelogen ...«

Aber Cymbalin stand schon. Sie packte Iella mit einer Hand an den Haaren, riß ihr den Kopf nach oben und gab dem Mädchen eine saftige Ohrfeige.

»Eine verdammt Diebin!« schrie sie und schlug ein zweitesmal zu. »Nicht, daß mir das etwas ausmachte. Die Götter wissen, daß ich auch schon gestohlen habe. Aber du hättest mir helfen können, das Ungeheuer zu bekämpfen!«

»Wie denn?« winselte Iella. »Es ist ja noch nicht vorbei! Ich hätte den Zauberer töten sollen, aber der Dolch verfehlte seinen Hals, und ich verlor den Mut. Nun wird er nicht rasten, bis er sein Opfer hat.«

Cymbalin stemmte den Fuß gegen Iellas Brust und stieß sie um. »Du ekelst mich an. Mut genug, um ein betäubtes Opfer zu bestehlen, aber im Kampf weniger wert als dieser Säugling an meiner Zitze.« Sie wischte sich die Hände an den Seiten ab und spuckte aus. »Such dir selber einen Weg durch den Wald. Zarad-Thra kann dich haben.«

Sie machte kehrt, holte ihr Schwert und steckte es in die Scheide. Ohne noch einen Blick auf Iella zu werfen, ging sie davon und wiegte dabei sanft ihr Kind. Sein leises, schrilles Wimmern drang ihr noch immer unangenehm ins Ohr, aber in diesem Augenblick war sie dankbar, überhaupt am Leben zu sein und es hören zu können. Sie holte tief Atem und stieß langsam die Luft aus. Wie weit ist es wohl noch nach Rhianoth, fragte sie sich und ließ ihren Zorn langsam abebben. Wie weit noch bis ans Ende dieses verfluchten Waldes? Als sie die hastigen Schritte hinter sich hörte, zweifelte sie keine Sekunde daran, daß es Iella war. Sie drehte sich um und ballte die Fäuste, um das Mädchen zu verscheuchen. Zu spät bemerkte sie den dicken, mit Eis und Schnee bedeckten Ast, der auf ihren Kopf niedersauste. Schmerz und Feuer explodierten hinter ihrer Stirn. Noch im Sturz machte sie eine Drehung, um nicht auf das Kind zu fallen. Das letzte, was sie sah, ehe die Schwärze sie verschluckte, war die verzweifelte Angst in Iellas Gesicht, als die Diebin sich über sie beugte.

»Ich kannte seine Macht nicht«, waren die letzten Worte, die sie hörte. »Ich wußte nichts von dieser furchtbaren Nacht.«

Als Cymbalin aufwachte, wußte sie sofort, daß sie allein war. Ganz allein. Das Kind –

ihre Last – war fort. Nur Kälte und Wind bissen in ihre nackten Brüste, in ihren Bauch. Langsam setzte sie sich auf und wickelte sich wieder in die Schichten ihrer Wämser. Sie schloß die Gürtel, die sie zusammenhielten und schwankte auf die Füße. Sie fühlte sich wie eine zerbrochene Puppe. Sie sah Iellas Keule auf der Erde liegen, mit einigen Tropfen ihres eigenen Blutes. Die Kinderdiebin war verschwunden. Ein warmes Rinnens tropfte ihr ins Auge. Die Platzwunde am Kopf war nicht schwer, aber, o ihr Götter! wie sie blutete! Wahrscheinlich hatte Iella sie für tot gehalten. Auf wackligen Füßen blieb sie stehen und wartete, bis der Schwindel sich legte.

Schwelende Wut stieg in ihr auf. Cymbalin zog den Schwertgurt fester und merkte, daß der Dolch fehlte. Noch etwas, das Iella ihr schuldig war. In der Dunkelheit dauerte es ein Weilchen, aber sie fand die Spuren der Jüngeren. Sie führten den Weg zurück, den sie gekommen waren, und Cymbalin folgte ihnen. Ihre Brüste fühlten sich schlaff und leer an, als sie unter ihrer Kleidung wippten; sie raffte ihre Umhüllungen enger, um sie daran zu hindern. Ihre Gedanken überschlugen sich, und ihr Zorn wuchs immer mehr. Ihre Klinge zischte aus der Scheide.

Iellas Spuren verließen den Hauptweg und führten in die Tiefe des Waldes. Schnee fiel in Cymbalins Nacken, als sie einen tiefhängenden Ast beiseite schob, aber sie beachtete es kaum. Sie hielt den Blick fest auf die fußförmigen Eindrücke im Schnee geheftet und dachte an nichts anderes.

Um sie her ragten die Bäume auf. Durch das schneebedeckte Spitzengewebe der Zweige konnte man keinen Himmel sehen. Sie bückte sich tief nach unten, um Iellas Spuren zu erkennen. Sie wußte schon nicht mehr, seit wann sie der anderen nachging, aber langsam begann die Furcht an ihr zu nagen, daß das Mädchen sich verlaufen hatte und ziellos umherirrte. Ganz gleich, dachte Cymbalin, sie mußte ihr folgen. Sie beschleunigte den Schritt. Abwechselnd umklammerten ihre Finger den Schwertgriff ganz fest und lockerten sich dann wieder.

Plötzlich blieb sie stehen. Von rechts kam ein Geräusch. Sie strengte sich an, im Dunkeln etwas zu erkennen. Da war es wieder – das Brechen eines Astes, das Knirschen eines Stiefels im unberührten Schnee. Nur eine Sekunde zögerte Cymbalin, dann verließ sie die Spuren und lief auf das Geräusch zu. Sogar in dieser Dunkelheit war die in Hermelin gehüllte Gestalt Iellas unverwechselbar. Die Diebin marschierte eilig durch den Schnee und warf dabei verstohlene Blicke über die Schulter. Ihr Gesicht glänzte von Angstschweiß und ihre Augen waren weit geöffnet. Aber ihre Arme waren leer.

Cymbalin trat hinter einem Baum hervor und versperrte ihr den Weg. Ihre Schwertspitze berührte die pelzbedeckte Schulter, Iella blieb ruckartig stehen und machte gleich darauf einen Satz nach rückwärts. Sie schlug die erschreckte Hand vor den rund aufgerissenen Mund, und ihre Augen wurden noch größer. »Das Kind, du nichtsnutzige kleine Schlampe«, verlangte Cymbalin. »Wo ist das Kind?«

Iella gab keine Antwort, sondern schlug einen Haken nach rechts zwischen zwei uralte Bäume. Cymbalin sprang schneller und fing sie ab, die Faust voran. Iella stürzte nieder. »Wo ist das Kind?« schrie Cymbalin nochmals, packte Iella am Kragen und zerrte sie auf die Füße.

»Du herzlose Hündin!« rief Iella bitter. »Was liegt dir an einem verfluchten Kind? Es war

nur eine Last für dich – Ärger, so hast du es mir gesagt. Nicht einmal einen Namen wolltest du ihm geben. Ich habe dir einen großen Gefallen getan!« Cymbalin schüttelte das Mädchen, bis Iellas Kopf auf den Schultern wackelte. »Wo ist es? Mögen alle Götter dich verdammen –wo?«

Es gelang Iella, sich loszureißen. Sie stolperte und fiel wieder hin. »Zarad brauchte sein Opfer«, brachte sie verzweifelt hervor. »Ich wollte leben. Du hattest gesagt, du wolltest das Kind nicht. Darum habe ich es – eingetauscht. Ich brachte es dem Zauberer und feilschte mit ihm um mein Leben.«

Rote Wut überschwemmte Cymbalin. »Und er nahm es an? Aber du hattest ihn geblendet!«

Iella zog die Füße unter sich und duckte sich in den Schnee. Ihre Tränen waren versiegt, und in den Augen brannte verzweifelter, raubtierhafter Wahnsinn. »Die jungfräuliche Seele eines Kleinkinds gegen ein Geschöpf wie mich? Natürlich nahm er an, du Dummkopf. Sie ist ein viel wertvollereres Geschenk für seinen Gott, wertvoll genug, ihm seine Rache abzukaufen, sofern ich bis Tagesanbruch aus seinem Wald heraus bin. Das heißt, daß ich frei bin, und du bist es auch, ohne das kleine Miststück, das dich nur behindert hat.«

Cymbalin trat an Iella heran, packte sie vorn am Kleid und warf sie gegen einen Baumstamm. »Du hast mein Kind gestohlen«, schrie sie. »Ich habe dein gottverfluchtes Leben gerettet, und so lohnst du es mir.« Wieder und noch heftiger schleuderte sie Iella gegen den Baum. »Niemand stiehlt von mir, Iella. Ob ich das Kind haben wollte oder nicht – niemand stiehlt, was mir gehört!« »Aber jetzt sind wir frei!« kreischte Iella. »Wir sind alle beide frei!«

Plötzlich spürte Cymbalin einen Stoß und ein scharfes Stechen am Bauch. Sie sah nach unten. Iella riß den Dolch zurück, den sie aus Cymbalins Waffengurt genommen hatte. Die verräterische Diebin starrte sie überrascht an, und Cymbalin dankte ihren Göttern für die vielen dicken Wämser, die sie trug, und für Iellas schwachen Arm. Die Klinge war kaum weit genug eingedrungen, um ihr Fleisch zu ritzen.

»Wenn du Freiheit willst«, zischte Cymbalin, ließ das Mädchen los und trat zurück, »die kannst du haben.«

Bevor sie weiterreden konnte, verengten sich Iellas Augen zu haßerfüllten Schlitzen. Sie hob den Dolch und sprang mit dem Kreischen einer Wahnsinnigen auf Cymbalin los. Die Ältere trat mit verächtlicher Geschmeidigkeit zur Seite, zog in glattem, blitzendem Bogen das Schwert und tränkte den weißen Schnee mit schwarzem Sprühen. Iella war tot, bevor sie im Schnee aufschlug. Cymbalin starrte auf den kleinen Fleck Pulverschnee, der vor dem hervorsprudelnden Halsblut schmolz. Dann nahm sie der anderen ihren Dolch aus der noch immer geballten Faust. Jetzt ging es nur noch um ihr Kind. Wieder spähte sie nach Iellas Spuren und verfolgte sie durch das dichte Unterholz, bis hin, so hoffte sie, zu Zarad–Thra und ihrem Kind. Ihrem Kind, Noch während sie aus Leibeskräften rannte, überstürzten sich diese Worte in ihrem Kopf, hämmerten auf sie ein, quälten sie. Sie erinnerte sich an die Wärme des kleinen Kindes an ihrer Brust und an ihre Angst, es könnte die Pest haben. Sein Geschrei fiel ihr ein und sein ständiges Saugen. Sie haßte das Kind. Aber mehr noch haßte sie sich selbst, weil sie es haßte. Niedrighängende Zweige

verfingen sich beim Rennen in ihrem Haar; Dornranken, die sie nicht sah, zerkratzten ihr Gesicht, wenn sie sich bückte, um die Spuren nicht aus den Augen zu verlieren. Die dicke Kleidung bewahrte sie vor zahllosen Schnitt- und Kratzwunden, aber immer wieder stolperte sie, blieb an einer versteckten Wurzel hängen oder rutschte im Schnee aus. Jedesmal kam sie atemlos auf die Füße und jagte in der Finsternis auf Iellas Fährte weiter. Sie fragte sich auch, wie spät es sein mochte. Wie lange war sie bewußtlos gewesen? Wann hatte Iella ihren schändlichen Handel abgeschlossen? Sie wußte, daß Zarad-Thra um Mitternacht sein Opfer darbringen mußte. Soviel wenigstens verstand sie von Magie. War es schon nach Mitternacht? Kam sie zu spät? Die Fragen ließen sie nicht in Ruhe. Sie kümmerte sich nicht um ihre Schwäche, achtete nicht auf den wachsenden Schmerz in ihren Schenkeln und rannte schneller. Tief im Herzen des Waldlands, hatte Iella ihr gesagt, bei einem uralten Baum würde Zarad-Thra dem Herrn des Chaos sein Opfer anbieten. Aber wo in den neun Höllen war dieser Ort? Die Bäume waren so zahllos wie die Sterne, die sie nicht sehen konnte; die Finsternis zwischen ihnen war noch weit schwärzer als der Nachthimmel.

Da drang ein winziges, vertrautes Weinen an ihr Ohr. Fast wäre es in ihrem eigenen, angestrengten Keuchen untergegangen, aber sie hörte es wieder und hielt an. Es war schwach und weit entfernt, aber doch ein besserer Leitstrahl als Fußspuren. Ohnehin wußte sie nicht, ob die Fährte zu dem Baum im Herzen des Waldlands führte oder zu der Höhle, von der Iella gesprochen hatte. Sie lief auf das Geräusch zu, und das Herz schlug ihr hoch in der Brust. Schon einmal hatte sie dieses Schreien gehört und gejubelt, weil sie noch am Leben war. Jetzt jubelte sie, daß ihr Kind lebte. Einen Arm vor sich ausgestreckt, um die Äste aus ihrem Gesicht zu halten, zwängte sie sich durch alte Bäume und knorriges Gesträuch. Sie versuchte nicht, sich anzuschleichen, sondern rannte, so schnell sie konnte, dorthin, wo sie ihren Säugling schreien hörte.

Auf einmal wurde aus dem Schreien ein Heulen, und Cymbalin war es, als stehe ihr Herz still. Nur eine Sekunde blieb sie stehen, dann rannte sie weiter. Das Heulen wiederholte sich und ging in ein heiseres, unverkennbares Brüllen über. Wieder dankte sie ihren Göttern für diese Gnade. Hätte der Laut gänzlich aufgehört, so hätte das nur bedeuten können, daß der Zauberer sein Opfer beendet hatte. Aber noch war ihr Kind nicht tot, und das verkündeten die kleinen Lungen der ganzen Welt.

Plötzlich flackerte durch die dicken Baumstämme vor ihr ein Licht. Ihr kam der Gedanke an einen anderen Dämon, aber sie rannte in der selbstzufriedenen Gewißheit weiter, daß sie vor diesen Geschöpfen keine Angst zu haben brauchte, solange Schnee lag. Aber als sie näher kam, merkte sie, daß dort kein Dämon war, sondern ein großes Feuer, das in der Ferne glühte. Ein feierlicher Gesang übertönte das Geschrei des Kindes. Cymbalin kannte die Sprache nicht, aber sie wußte, daß sie den Zauberer gefunden hatte. Sie brach aus dem Waldland hervor auf eine riesige Lichtung. Plötzlich gab es auch einen Mond und Sterne, die die Welt erhelltten. Weit raste ihr Schatten ihr voran, als sie auf das gewaltige Feuer und einen ungeheuren Baumriesen zurannte. Außer dem Baum schien auf der Lichtung nichts zu wachsen.

Aber wieder hielt Cymbalin inne, prallte entsetzt und ungläubig zurück. Ein Aufschrei reinster Wut entrang sich ihrer Kehle. Im roten Feuerschein sah sie ihr Kind und die

schlanken Nägel, die es an den schwarzen Stamm kreuzigten.

Wie als Antwort nahm das Jammern des Kindes einen neuen Klang an.

Der feierliche Gesang brach ab. Auf der anderen Seite der lodernden Flammen erschien eine verhüllte Gestalt, die der Lohe selbst zu entsteigen schien. Sie konnte das Gesicht nicht deutlich erkennen, spürte jedoch den drohenden Blick des einen, unversehrten Auges auf sich.

Laut fluchend rannte sie auf den Mann zu.

Der Zauberer hob die Hand. Seine Stimme krachte wie ein Donnerschlag in ihrem Schädel; aus seinen Augen zuckten Blitze. Das Wort, das er sprach, bedeutete ihr nichts, aber seine Macht durchzuckte sie und ließ ihre Muskeln gefrieren, ehe sie noch die Klinge schwingen konnte.

Zarad-Thra lächelte und sagte in einer Sprache, die sie verstand: »Iella hat mir erzählt, du seist tot.«

So leise sprach er, fast wie zu sich selbst, daß das Weinen des Kindes seine Worte beinahe übertönte. Cymbalin hörte das Wimmern, und ihre Seele war voller Qual. »Eine Lüge mehr auf ihrem Kerbholz«, brachte sie hervor.

Zarad-Thra trat erstaunt einen Schritt zurück. »Du kannst reden? Du widerstehst meinem Zauber?«

Cymbalin wehrte sich gegen die Macht, die sie festhielt. Das Schreien ihres Kindes war wie die Schneide einer Säge an ihrer Seele. Aber trotz aller Anstrengung konnte sie sich nicht rühren. Der eisige Blick des Zauberers bannte sie mit einer Kraft, die stärker war als Ketten.

Wieder kam Zarad-Thra näher, im Bewußtsein seiner Macht. Er lachte und warf die verhüllende Kapuze ab, so daß man die neue lederne Augenklappe sah, die er trug. »Ja, sie war ein verräterisches Weib, nicht wahr? Taglang hat sie mich an der Nase herumgeführt, mich geliebt, mir geschmeichelt, behauptet, sie wolle mein Lehrling werden – bevor sie endlich nach meinem Schatz griff.« Das Lächeln verschwand, und er seufzte. »Natürlich war ich wohl zu leichtgläubig. Mein Opfer war von selbst an meine Tür gekommen und hatte angeklopft, so daß ich nicht mehr – sagen wir – auf die Jagd zu gehen brauchte. Ich wollte sie gut unterhalten bis heute nacht.«

Cymbalin zwang die Worte hervor: »Die einzige Unterhaltung, die sie jetzt haben wird, ist bei den Toten in der Hölle!« Der Zauberer hob eine Braue und zuckte dann die Achseln. »Wie bedauerlich. Ich hatte mich so darauf gefreut, ihr einen Besuch abzustatten, sobald meine Geschäfte es erlaubten.« Er betastete seine Augenklappe. »Du jedoch entpuppst dich als wirkliche Überraschung. Wir müssen uns weiter unterhalten, nur habe ich jetzt den Eindruck, daß die Zeit drängt.« Er wollte sich abwenden. »Halt!« rief sie. »Laß mein Kind in Ruhe oder ich schwöre dir, daß du dafür bezahlen wirst!«

Zarad-Thra warf ihr einen schärferen Blick zu. »Wirklich eine Überraschung! Nur wenige Männer können unter diesem Zauber auch nur blinzeln. Du dagegen schaffst es nicht nur, zu sprechen, du drobst mir sogar!« Wieder spürte sie seinen Blick, und die magischen Fesseln wurden enger und schienen ihr die Luft aus den Lungen zu pressen. Tränen liefen ihr über die Wangen, als sie sich gegen ihn zu wehren versuchte. Aus ihrer betäubten Hand sank das Schwert. In diesem Augenblick gab es im Feuer ein lautes Knacken, und

ein Springquell aus heißer Asche und Funken schoß in die Höhe. Ein glühendes Holzstück landete auf dem Hals des Kindes, das einen hohen Schmerzensschrei ausstieß. Ob es dieser Schrei war, der die Konzentration des Zauberers unterbrach, wußte Cymbalin nicht. Vielleicht erfüllte er nur sie mit dem letzten Maß an Verzweiflung, das nötig war, den Bann zu brechen. Jedenfalls fuhr Zarad-Thra bei dem Geräusch herum, und sie war frei zum Handeln. Sie riß ihre Waffe hoch und schwang sie gegen ihn. In derselben Sekunde drehte er sich nach ihr um.

Beim Versuch auszuweichen traf die Spitze ihn quer über das Gesicht. Dunkles Blut spritzte in den Schnee. Sein Schmerzensschrei gellte durch die Nacht, als er zurücktaumelte, die Hand an das zerstörte zweite Auge gepreßt. »Ich bin blind!« kreischte er. »Du hast mich geblendet!« Er wirbelte herum und rannte blindlings davon, geradewegs auf die tobenden Flammen des großen Feuers zu. Zuerst glaubte sie, er wolle sich selbst vernichten, aber im letzten Moment spürte er die Hitze, warf die Hände in die Luft und schwankte über die Lichtung auf den Wald zu. Seine schwarze Spur befleckte die Reinheit des Schnees.

Sie verschwendete keine Zeit mehr auf den Zauberer, sondern hastete zu ihrem Kind. Grotesk ragten die eisernen Nägel aus den winzigen Händchen, und sie riß sie heraus. Der Säugling kreischte, aber sie wiegte ihn auf den Armen und gab tröstende Laute von sich. Verbittert schleuderte sie die Eisenstückchen ins Feuer.

Aus den Wunden, die die Nägel hinterlassen hatten, quoll Blut. Cymbalin kniete vor den Flammen und untersuchte mit aller auf dem Schlachtfeld erlernten Kunstfertigkeit die Einstiche. Die kleinen Finger schlossen und öffneten sich wieder; zum Glück waren die Nägel nicht durch die Knochen getrieben worden. Sie drückte Schnee in die Wunden, bis die Blutung nachließ; dann schnitt sie Streifen von ihrem untersten Wams ab, das nicht aus Leder, sondern aus einem weicheren, gewobenen Stoff bestand. Daraus stellte sie Verbandstreifen her.

Etwas Besseres konnte sie jetzt nicht tun. Sie betete zu ihren Göttern, daß es genügte. Das Geschrei des Kindes wurde leiser und ging in ein Wimmern über. Lange wiegte sie es neben der Wärme des Feuers und hielt es an ihre nackte Brust. Aber es wollte nicht saugen, und das machte ihr ein wenig Angst. Ihre Last hatte sie es genannt, ihre Sorge. Langsam schüttelte sie den Kopf. Sie wußte noch nicht, was sie weiter anfangen und was aus ihr werden sollte. Soldatenarbeit konnte sie mit einem so kleinen Kind nicht leisten. Und stehlen wollte sie nicht. Cymbalin starre über das Feuer hinweg in die nächtliche Schwärze. Von Zarad-Thra war nichts zu sehen und zu hören. Sie seufzte. Das war das Leben, das sie kannte: gegen einen Feind zu kämpfen, einen Gegner zu besiegen. Was für ein Leben gab es sonst für sie? Sie wußte keine Antwort.

Aber sie stand auf, packte das Kind wieder unter alle ihre Wämser und schnallte die Gürtel so, daß sie das Gewicht des Säuglings an ihrer Brustwarze festhielten. Das Schreien hatte endlich aufgehört, und es war beinahe angenehm, seine Wärme an ihrem Fleisch zu spüren, ja sogar seinen Mund zu fühlen, als es vorsichtig zu saugen anfing. Mit einem Feuerbrand, der ihr den Weg beleuchtete, machte sie sich auf den Weg durch den Schnee. Als Wälder und Meilen hinter ihr zurückblieben und sie sich der Grenze des pestverseuchten Shardaha näherte, verschwanden alle Gedanken an lella und Zarad-Thra.

Die Nacht war ein Traum gewesen, sagte sie sich, ein rastloser Alp, ein kurzes Fieber, sie dachte nicht länger darüber nach, sondern wandte ihre Aufmerksamkeit wieder wichtigeren Dingen zu. Und als sie die Grenze nach Rhianoth überschritt, hatte ihr Kind seinen Namen.

## CHARLES DE LINT

*Dryaden gehören eigentlich mehr ins Reich der reinen Fantasy als zu ›Schwertern–und–Zauberei‹. Aber es ist selten, daß sie gut geschildert werden; ich wüßte keine gute Fantasy–Geschichte über Dryaden seit Abraham Merritts Klassiker ›Women of the Wood‹, der lange vergriffen ist. Mit Ausnahme der folgenden freilich.*

*Charles de Lint ist in Holland geboren und jetzt Kanadier. Er lebt als hauptberuflicher Schriftsteller und Musiker in Ottawa, Ontario. Als Musiker spielt er traditionelle und zeitgenössische keltische Musik auf Fiedel, Bouzouki, Gitarre und Bodhran (einer irischen Ziegenfelltrommel). Zu seinen schriftstellerischen Arbeiten gehören Romane, Erzählungen, Gedichte und Sachbücher. Er ist außerdem Eigentümer/Herausgeber der Triskell–Presse, eines kleinen Verlages, der sich auf phantastische Volksbücher, Kunstdrucke und ›Dragonfield‹, ein unregelmäßig erscheinendes Magazin für phantastische Geschichten, spezialisiert hat.*

*Für seinen Roman ›The Riddle of the Wren‹ erhielt de Lint 1984 den William–L.–Crawford–Preis als bester neuer Fantasy–Autor, verliehen von der Internationalen Gesellschaft für das Phantastische in der Kunst. Zu seinen vielen weiteren Romanen zählt ›Harp of the Grey Rose‹ (1985). – MZB*

## Trauereiche

Sie fand ihn in Avalarn, einem der alten Wälder Cermyns, dem, von dem es hieß, der Zauberer Reinzunge habe sich dort einst aufgehalten, was freilich lange her war. Er lag in einem Nest aus Blättern, geschützt in einer Felsspalte. Darüber krallten sich alte Eichen mit gierigen Zweigen in den Himmel und griffen nach den Wolken. »Ich kenne dich«, sagte er, und jäh öffneten sich seine dunklen Augen und blickten ihr ins Gesicht. Sie glitzerten wie Krähenaugen. »Ach ja?« meinte sie milde.

Er war ein raubtierwildes Kind, dünn wie ein Grashalm, und sie fühlte sich ihm sofort verwandt. Er hatte ihr rotes Haar und den gleichen uralten Blick in den Augen wie sie. Er hätte ihr Bruder sein können. Aber sie hatte ihn noch nie gesehen. »Du hast in einer Eiche gewohnt«, sagte er.

Angharad war eine Landfahrerin, in deren Adern das Blut des Sommerherrn rollte, was nichts anderes besagen wollte, als daß sie das Zweite Gesicht besaß wie eine Hexe. Sie hockte sich auf die Fersen nieder, während der Junge sich aufsetzte. Über der Schulter hing ihr eine kleine Harfe. Das rote Haar war zurückgekämmt und in zwei lange Zöpfe geflochten. Sie trug den Faltenrock und die weiße Bluse der Landfahrerinnen, darüber jedoch das Lederwams eines Jägers. Ein kleiner Reisesack ruhte neben dem linken Knie, wo sie ihn abgesetzt hatte. Zur Rechten lag ihr ein Stab aus weißem Ebereschenholz. Hexenholz. »Hast du Hunger?« fragte sie.

Als er nickte, nahm sie aus ihrem Sack Brot und Käse und sah zu, wie er es katzengleich verschlang. Er aß in hastigen Bissen und ließ die Augen nicht von ihrem Gesicht.

»Ich habe einmal oben im Geäst deines Baums gewohnt«, bemerkte er und wischte sich mit dem Handrücken die Krümel vom Mund.

»Wenn der Mond richtig stand, habe ich dich immer auf der Harfe dort spielen hören.«

»Du hast die Finger des Windes in den Eichenzweigen gehört«, lächelte Angharad, »nichts weiter.«

Der Junge lächelte zurück. »Also warst du doch dort, oder wie wolltest du es sonst wissen? Und wie anders sollte eine Baumfrau auf ihrer Zweigarfe spielen?«

Ihre Stimme war sanft und ein klein wenig rauh. In seinen Augen flackerte etwas wie ein Irrlicht.

»Wie heißt du, Junge?« fragte sie. »Was tust du hier? Hast du dich verlaufen?«

»Ich heiße Fenn, und ich habe auf dich gewartet. Mein ganzes Leben lang habe ich auf dich gewartet.«

Wieder konnte Angharad ein Lächeln nicht unterdrücken. »Und was für ein langes Leben du doch schon hinter dir hast.«

Die Augen des Jungen verschleierten sich. Unter seinen buschigen Brauen beobachtete sie ein Fuchs.

»Warum hast du auf mich gewartet?« fragte sie endlich.

Fenn deutete auf ihre Harfe. »Ich möchte, daß du das Lied singst, das mir die Freiheit gibt.«

Geduckt kroch Angharad mit dem Jungen durch das Unkraut, obwohl Fenn nicht sagen wollte, wer sie nicht sehen durfte. Nach Westen erstreckten sich die Vorberge des West-Meon-Gebirges, ein Meer aus Glockenheide und Ginster, übersät mit Felsinseln, auf denen nachts die Frettchen umherstreiften. Aber es war nicht das Moorland, das er ihr zeigen wollte.

»Dort hat er gelebt«, erklärte Fenn und deutete auf die riesige Eiche, die einsam aus dem Halbland zwischen dem Forst und dem Moormeer aufragte. »Der Zauberer?«

Fenn nickte. »Er ist noch immer dort festgebannt – an seinen Baum gebannt. Gerade so wie du es warst, Baumfrau.«

»Mein Name ist Angharad«, sagte sie, nicht zum erstenmal. »Und ich war nie an einen Baum gebannt.«

Fenn zuckte lediglich die Achseln. Angharad fing seinen Blick auf und hielt ihn fest, bis er die Augen abwandte, eine schnelle, fließende Bewegung. Sie schaute wieder zu dem Baum hinüber. Unter den Zweigen war undeutlich eine Art Bauwerk zu erkennen. »War das Reinzunges Baum?« erkundigte sie sich. Fenn grinste, und seine Augen waren voller Heiterkeit. »Aber natürlich ist er schon hundert Jahre tot, oder noch länger. Es ist der andere Zauberer, der jetzt dort festgebannt ist. Derjenige, der nach Reinzunge kam.« »Und wie heißt er?«

»Das ist ein Teil des Rätsels und des Grundes, warum man dich braucht. Finde den Namen heraus, und du hast ihn.«

»Ich will ihn nicht.«

»Aber wenn du ihn befreit hast, wird er mich endlich fortlassen.«

Irgendwie bezweifelte Angharad, daß es so einfach sein würde. Sie traute ihrem Begleiter nicht. Auch wenn er aussah wie der Bruder, den sie nie gehabt hatte, rotes Haar, Hexenaugen und alles – es war etwas Raubtierhaftes an ihm, das sie auf der Hut sein ließ. Erneut fiel ihr Blick auf den Eichbaum, der ihre Augen festhielt wie gefangene Vögel. Irgend etwas Besonderes war an diesem Baum, an dem Haus oben in den Zweigen. Schweigen hing über ihm, dicht wie Spinnweben in einem leerstehenden Turm. »Ich muß es mir überlegen«, sagte sie.

Ohne auf Fenn zu warten, schluchzte sie durch das Unkraut zurück, gebückt, bis die ersten vereinzelten Bäume des Forstes von Avalarn sie vor Blicken schützten.

»Warum sollte ich dir glauben?« fragte Angharad. Sie waren an die Stelle zurückgekehrt, wo sie ihn gefunden hatte und hockten nun auf Steinen einander gegenüber wie ein Elsternpaar. Sie beobachteten das Glitzern im Auge des andern und suchten nach dem Funkeln, das eine Lüge verriet.

»Wie könnte ich dir etwas anderes als die Wahrheit erzählen?« erwiderte Fenn. »Ich bin dein Freund.«

»Und wenn du mir sagtest, die Welt wäre rund – sollte ich das dann auch glauben?«

Fenn lachte. »Aber sie ist rund und hängt am Himmel wie ein Apfel.«

»Ich weiß«, sagte Angharad, »obwohl manche es nicht wissen.« Wieder studierte sie ihn

einen langen Augenblick. »Also erzähle noch einmal, wovon du befreit werden mußt.«

»Von dem Zauberer.«

»Ich sehe keine Ketten an dir.«

Fenn klopfte an seine Brust. »Die Fesseln sind innen – um mein Herz. Darum brauche ich dein Lied.«

»Das nicht gesungen werden kann, bevor der Zauberer nicht vom Bann gelöst ist.«

Fenn nickte.

»Sag mir noch etwas«, begann Angharad von neuem. »Wenn der Zauberer nun befreit ist – was sollte ihn abhalten, dann mich zu fesseln?«

»Dankbarkeit«, antwortete Fenn. »Er ist seit hundert Jahren gebannt. Dem, der ihn befreit, wird er jeden Wunsch erfüllen.« Angharad schloß die Augen und stellte sich den Baum vor, den dicken Stamm, die luftige Höhe bis zu den ersten Ästen. »Und du kannst nicht hinaufklettern?« fragte sie. »Es kommt nicht darauf an, was ich kann«, erklärte Fenn. »Es geht um den Bann, der mir und dem Zauberer auferlegt ist. Ich kann nicht fortlaufen, aber auch nicht das Baumhaus betreten. Und der Zauberer kann mich nicht befreien, solange er selber nicht frei ist. Willst du uns nicht helfen?«

Angharad schlug die Augen auf und sah, wie er sie anlächelte. »Ich werde auf den Baum steigen«, meinte sie, »aber ich verspreche nichts.«

»Der Schlüssel zu seiner Befreiung...«

»Liegt in einem kleinen Weidenkörbchen, so groß wie eine Holzfällerfaust. Ich weiß. Du hast es mir schon mehr als einmal gesagt.«

»Ach, Baumfrau, du...«

»Ich bin keine Baumfrau«, beharrte Angharad.

Sie sprang von ihrem Sitz herunter und machte sich auf den Weg zum Baum. Fenn zögerte einen langen Herzschlag und kletterte dann ebenfalls hastig hinunter, um ihr nachzueilen.

»Wie willst du hinaufkommen?« flüsterte Fenn, als sie unmittelbar unter der Eiche standen.

Obwohl die Borke rauh war, verließ Angharad sich nicht darauf, daß sie beim Klettern sicheren Halt bieten würde. Der Stamm war zu dick, um sich daran hochzuziehen. Sie nahm ein aufgewickeltes Seil aus ihrem Sack und band einen Stein an das eine Ende. »Nicht durch Hexenkünste«, bemerkte sie. Der Junge trat zurück, als sie den Stein in immer größer werdendem Kreis um ihren Kopf zu wirbeln begann. Sie summte in sich hinein und spähte mit zusammengekniffenen Augen nach oben. Ihre Hand wartete auf den exakt richtigen Moment, den Stein zu schleudern. Und plötzlich war er hoch in der Luft, flog hinauf und schlepppte das Seil hinter sich her wie einen langen, unordentlichen Schwanz. Fenn klatschte in die Hände, als der Stein sich über den untersten Ast schwang und auf der anderen Seite wieder herunterkam. Angharad band den Stein ab. Sie führte das eine Ende des Seils durch einen Gleitknoten und zog daran, bis der Knoten am Ast saß.

Reisesack und Stab blieben am Fuß des Baums zurück. Nur die kleine Harfe über der Schulter, kletterte sie mit Hilfe des Seils nach oben und ächzte vor Anstrengung. Arme und Schultern schmerzten lange, bevor sie jenen ersten, willkommenen Ast erreichte, aber

sie schaffte es. Sie legte sich flach darauf und schaute nach unten. Sie sah ihre Sachen, aber Fenn war verschwunden. Mit gerunzelter Stirn blickte sie aufwärts und blinzelte erstaunt. Von dieser Warte aus erschien der Zufluchtsort des Zauberers tatsächlich wie ein richtiges kleines Haus, nur daß es in den Ästen eines Baums stand anstatt auf dem Erdboden. Nun gut, bis hierher bin ich gekommen, dachte Angharad. Es hatte keinen Sinn, jetzt wieder hinunterzusteigen, bevor sie sich nicht wenigstens einmal umgesehen hatte. Außerdem zog sie jetzt auch die eigene Neugier weiter.

Sie holte das Seil ein und wickelte es sich sorgfältig um die Mitte. Ohne Seil konnte der Baum nur zu leicht eine Falle werden. Ihre Hexenkunst ermöglichte es ihr, mit Vögeln und vierfüßigen Tieren zu reden und ihrem Plappern zu lauschen, aber sie reichten nicht aus, sie davonfliegen zu lassen wie einen Adler oder den Stamm hinunterzukrabbeln wie ein Eichhörnchen. Sie setzte den Weg nach oben fort, einen Ast und noch einen, sehr vorsichtig, bis sie endlich auf den letzten kletterte und auf der kleinen Veranda vor der Tür stand. Sie legte die Hand auf die Holztür. Das Holz fühlte sich glatt an, die gekräuselten Linien der Maserung waren verschlungener, als es ein Kunstwerk von Menschenhand je sein konnte. Sie drehte sich um und schaute in die Ferne. Von ihrem Aussichtspunkt konnte sie erkennen, wie breit der Wald war, konnte zusehen, wie er sich am Horizont verlor, ein zweites Meer, grün und wogend, Zwilling der dunkleren Wellen aus Ginster und Heide, die westwärts rollten. Langsam sank sie in die Hocke. Sie dachte an das Irrlichtflackern in Fenns Augen und an die Irrlichter der Marsch, die sich ein Vergnügen daraus machen, Reisende in die Irre zu führen. Manche kehren niemals wieder. Sie erinnerte sich an Wagen mit Landfahrern, die an verfallenen Burgtürmen vorbeirollten, und wie sie und die anderen Kinder einander herausgefordert hatten, wer es wohl wagte, hineinzugehen und sich umzuschauen. Crowens kleiner Bruder Bran war irgendwo in einen Schacht gefallen und hatte sich das Genick gebrochen. Geschichten von gespenstischen Orten fielen ihr ein; wer dort die Nacht verbrachte, wurde anderntags tot, wahnsinnig oder als Dichter aufgefunden. Der Baum hatte die Atmosphäre solcher Orte. Sie seufzte. Ihre Hand hob sich zu der Harfe auf ihren Schultern. Sie strich über die glatte Länge der kleinen Vordersäule. Die Harfe war ein Geschenk der Irrlichtersippe, so wie die Töne, die sie den Saiten entlockte. Sie benutzte sie auf ihren Reisen durch die Reiche der Grünen Inseln, um in Menschen, die nie geahnt hatten, daß sie Hexen waren, das Sommerblut zu wecken. Denn nur so blieb das Mittlere Königreich am Leben – indem man sich daran erinnerte, indem man seine kleinen Zauberkünste pflegte, indem der Mensch und die anderen Wesen, mit denen er die Welt teilte, Weisheit und Geschwätz miteinander austauschten – die Vögel, die Tiere, die Berge, die Bäume...

Dichtkunst war das zweite Drittel der Zauberei eines Barden, dachte sie. Dichtkunst und Harfenspiel und die Straße, die ins Grün führte. Sie hatte die Harfe und kannte die Straße. Sie stand auf und trat zur Tür und dachte: Vielleicht finde ich hier drinnen die Dichtkunst. Sie versuchte den hölzernen Riegel, der sich mühelos in ihrer Hand bewegte. Ein leichter Stoß öffnete die Tür, und sie ging hinein.

Drinnen war das Licht kühl und grün. Sie stand mitten in einem großen Raum. An einer Wand gab es Bücherregale mit ledergebundenen Bänden, an einer anderen einen Arbeitstisch, über dem getrocknete Kräuterbündel hingen. An der dritten stand ein stei-

nerner Herd, und sie fragte sich erstaunt, was für Holz selbst ein Zauberer zu verbrennen wagen würde, wenn er in einem Baum lebte.

Hinter ihr schloß sich leise die Tür. Sie drehte sich hastig um und erwartete halb, jemanden zu sehen; aber sie war allein im Raum. Sie ging zu dem Arbeitstisch und fuhr leicht mit der Hand darüber hin. Kein Staub. Und dieser Raum – er war so groß. Viel größer, als sie von draußen je vermutet haben würde. Neben den Bücherregalen befand sich eine zweite Tür. Neugierig durchquerte sie den Raum und probierte die Klinke. Auch diese Tür öffnete sich ganz leicht und führte sie in ein weiteres Zimmer. Angharad blieb stehen, und ein Hexenkribbeln lief ihr das Rückgrat hinauf. Das war unmöglich. Das Haus war für soviel Innenraum viel zu klein. Dann erinnerte sie sich an die eine Frage, die sie Fenn zu stellen vergessen hatte: Wenn der Zauberer ihn gefangen hatte – wer hatte dann wiederum den Zauberer gefangen und ihnen beiden den Bann auferlegt?

Jetzt wünschte sie sich, ihren Stab mitgebracht zu haben. Das weiße Ebereschenholz konnte Hexenfeuer rufen. An einem Ort wie diesem, der einst einem Baumzauberer gehört hatte, mußte Feuer eine gute Waffe sein. Sie ging zurück zu der Werkbank und durchsuchte die Krauter, Tonkrüge und kleinen Zweigbündel, bis sie gefunden hatte, wonach sie Ausschau hielt. Ein Ebereschenzweiglein. Vielleicht nicht viel, aber ein Feuer braucht auch nur einen Funken, um lichterloh zu brennen. Mit dem Zweig in der Hand betrat sie jetzt das zweite Zimmer. Es war dem ersten sehr ähnlich, nur vollgestopft. Eine andere Tür führte hinaus. Sie ging hindurch und fand einen dritten Raum. Er war kleiner, eine Schlafkammer mit einem Vorhang am Fenster, unter dem ein kleiner Tisch und ein Stuhl standen. Auf dem Tisch war ein kleines Weidenkörbchen. Etwa so groß wie eine Männerfaust...

Sie ging zum Tisch und nahm den Korb in die Hand. Der Deckel war leicht abzunehmen. Drin lag ein kleiner Knochen. Sie sah, daß es ein Fingerknochen war. Schnell machte sie den Korb wieder zu und blickte sich um. Ihre Hexenkunst verriet ihr, daß sie nicht länger allein war.

*Wer bist du?* hauchte eine Stimme in ihrem Kopf. Sie schien aus den Wänden zu dringen, ein dröhrender Baßton, doch sanft wie das letzte Echo tiefer Harfensaiten.

»Wer bist du?« antwortete sie. Keine Närin war sie – Namen waren Macht.

Sie fühlte, wie sich in ihrem Kopf etwas formte, das nur ein Lächeln sein konnte.

*Ich bin das Licht auf Falkenschwingen, das Wispern von Baumzweigen, der Duft von Glockenheide, die Struktur von Lehm. Ich träume wie ein Fuchs, renne wie ein Langstein, tanze wie der Wind.*

»Dann bist du ein Zauberer«, erwiderte Angharad. Nur Zauberer benutzten hundert Worte, wo eines genügte. Außer bei ihren Zaubersprüchen. Dazu brauchten sie nur den einen Namen.

*Warum bist du hier?*

»Um dich zu befreien.«

Wieder formte sich in ihrem Geist das Lächeln. Und wer hat dir gesagt, daß ich befreit werden müßte? »Der Junge im Wald – der, den du gebannt hast. Fenn.«

*Der Junge ist ein Lügner.*

Angharad seufzte. Im Grunde hatte sie sich das gedacht. Warum war sie dann hier? Um

die Nacht zu verbringen und festzustellen, ob sie als Wahnsinnige, als Dichterin oder überhaupt nicht mehr aufwachen würde? Aber als sie sprach, sagte sie nur: »Und vielleicht bist du es, der lügt.«

Die Erscheinung in ihrem Kopf lachte. *Vielleicht*, sagte sie. *Leg dich auf das Bett, lieber Gast. Ich möchte dir etwas zeigen.*

»Ich kann im Stehen recht gut sehen. Trotzdem vielen Dank.«

*Und wenn du hinfällst und dir den Kopf aufschlägst, wenn die Vision kommt —wem wirst du Vorwürfe machen?* Angharad ging langsam einmal rund um das Zimmer und hielt vor dem Bett an. Sie strich über die Decke und stocherte in der Matratze. Seufzend packte sie mit der einen Hand das Körbchen fest, mit der anderen den Ebereschenzweig, und legte sich hin. Kaum hatte ihr Kopf das Kissen berührt, als die Bettdecke sich aufbäumte, ihre Glieder fesselte und sie festhielt. »Du bist wirklich ein Lügner«, sagte sie und versuchte den Unterton von Panik aus ihrer Stimme zu verdrängen.

*Oder du bist eine Närerin*, erwiderte ihr Bezwinger.

»Zeig dich mir wenigstens.«

*Ich habe an etwas anderes gedacht, lieber Gast. Etwas anderes, und das will ich dir zeigen.*

Bevor Angharad Einwände erheben oder mit Hilfe ihrer Hexenkünste den Ebereschenzweig in Flammen setzen konnte, wickelte das Wesen, das in ihren Kopf eingedrungen war, sie in seine Macht und trug sie fort.

Sie sah alles aus der Vogelperspektive. Sie befand sich hoch oben in der Eiche, in der das Haus des Baumzauberers stand, weit höher, als ein Mann oder auch eine Frau klettern konnten, höher als ein Kind, inmitten von Geäst, das so dünn war, daß es kaum das Gewicht eines Eichhörnchens hätte tragen können. Die Aussicht von dieser Warte war atemberaubend – die endlose Woge von Wald und Moor, die in entgegengesetzten Richtungen davonströmten. Der Himmel gewaltig über ihr, zum Greifen nah. Die Erde so weit unten, daß sie eine andere Welt war.

Sie hatte keinen Körper. Sie war nur eine Erscheinung, wie die Erscheinung im Haus des Baumzauberers, schwebend in der Luft. Ein körperloser Geist.

*Schau hin*, sagte die schon vertraute Stimme.

*Gib mir meinen Körper zurück*, versetzte sie.

*Erst mußt du hinschauen.*

Ihr Blickwinkel änderte sich und brachte sie näher an den Boden heran. Sie sah einen jungen Mann, der sich dem Baum näherte. Irgendwie kam er ihr bekannt vor. Wie ein Landfahrer sah er aus, rote Haare, bunte Kleider und alles, aber an dem Bücherbündel, das er über dem Reisesack auf dem Rücken trug, erkannte sie, daß er ein Scholar war.

*Er kam, um zu lernen*, erklärte ihr der, der sie gefangen hatte. *Nichts Schlechtes daran*, erwiderte sie. *Es ist gut, wenn man Wissen besitzt. Man versteht seine Umwelt besser, und niemand kann es einem wegnehmen.*

*Vielleicht ist es eine gute Sache*, stimmte ihr Bezwinger zu, *aber es kommt darauf an, was man damit vorhat.* Der junge Mann schlug mit einer kleinen Axt Fußkerben in den Stamm. Angharad konnte spüren, wie der Baum bei jedem Hieb erschauerte.

*Begreift er nicht, was er dem Baum antut?* fragte sie.

*Alles, was er begreift, ist sein Wissensdurst. Er will der mächtigste aller Zauberer werden.*

*Aber warum?*

*Eine gute Frage. Ich zweifle nicht daran, daß er sich jetzt auch wünscht, er hätte besser darüber nachgedacht, bevor er hierherkam.*

Angharad wäre der Sache gern weiter nachgegangen, aber inzwischen hatte der junge Mann die Veranda erreicht. Er machte ein triumphierendes Gesicht, als er vor der Tür stehenblieb. Grinsend stieß er sie auf und trat ein. Das Wesen in Angharads Kopf versuchte, sie hinter ihm herzuschieben, aber sie war viel zu sehr damit beschäftigt, die Fußkerben zu beobachten, die der junge Mann in den Baum gehackt hatte: eine nach der anderen wuchsen sie wieder zu, bis nichts mehr darauf hinwies, daß es sie je gegeben hatte. Dann schwebte sie nach innen.

*Sieh ihn an*, sagte der, der sie gefangen hatte. Sie tat es. Er hatte sein Gepäck auf den Boden geworfen und riß jetzt die Bücher aus der Bibliothek des Baumzauberers.

Nachdem er nur höchst beiläufig hineingeblickt hatte, warf er alle Bände auf den Boden.

»Ich hab's geschafft«, murmelte er. »Oh, süße Dath, ich habe einen Schatz gefunden.«

Er schleuderte das Buch, das er in der Hand hielt, auf die Erde und machte sich dann daran, das nächste Zimmer zu untersuchen. Als er hinausgegangen war, erhoben sich die Bücher, eins nach dem anderen, vom Boden und kehrten auf ihre Plätze zurück. Angharad eilte dem jungen Mann nach und fand ihn bereits im dritten Zimmer. Er tanzte einen ungeschickten Hopser, und seine Stiefel knallten gegen die Dielenbretter.

»Ich werd's ihnen allen zeigen!« sang er. »Ich werde soviel Macht haben, daß sie sich alle tief vor mir verbeugen. Sie werden zu mir kommen mit ihren Sorgen, und wenn sie reich genug sind und ich gerade liebenswürdig gestimmt bin, dann werde ich ihnen vielleicht sogar helfen.« Er rieb sich die Hände. »Was werde ich für ein toller Kerk sein – ein ganz toller Kerk!«

*Er war nicht sehr angesehen, erläuterte ihr Ergreifer. Er wollte so viel und hatte so wenig, und für das, was er wollte, war er nicht bereit zu arbeiten.*

*Er brauchte alles auf einmal, jetzt versteh' ich*, sagte Angharad. *Er ist – Schau hin.*

Flackernd verflossen Tage und zeigten den jungen Mann immer ungeduldiger über die Langsamkeit, mit der er sich sein Wissen aneignete.

*Es war schließlich doch auch Arbeit*, erklärte der, der Angharad gefangen hatte.

»Verwünschter Ort!« brüllte der junge Mann eines Morgens und warf das Buch, das er gerade studiert hatte, quer durchs Zimmer. »Wo ist da die Magie? Wo ist die Macht?«

Unruhig lief er auf und ab und fuhr sich mit der Hand durch die verfilzten Haarknoten.

*Kann er sie nicht fühlen? fragte Angharad. Sie steckt in jedem Buch, in allen Ecken und Winkeln dieses Ortes. Sie strömt aus allen Poren des Baums.*

Sie spürte, wie ihr Bezwinger in ihrem Kopf lächelte, ein müdes Lächeln. *Er muß erst noch den Unterschied zwischen dem lernen, was man sich nimmt und dem, was einem gegeben wird*, erläuterte er.

Angharad dachte an spukhafte Harfenspieler in einer Marsch, Vettern des Irrlichts, die ihr eine Harfe in die Hände drückten. Erst als sie bereit gewesen war, das aufzugeben, was sie sich am sehnlichsten wünschte – eine ebenso irregeleitete Suche nach Macht wie die des

jungen Mannes –, hatte sie Weisheit empfangen, von der sie vorher nicht einmal geahnt hatte, daß sie danach suchte. Voller Grauen beobachtete sie jetzt, wie der junge Mann sich daranmachte, die Bücher in der Mitte des Raums auf einen Haufen zu schichten. Er holte Feuerstein und Stahl aus der Tasche und beugte sich über sie.

*Nein! schrie Angharad, die ganz vergaß, daß es ja die Vergangenheit war, die ihr hier gezeigt wurde. Das können wir nicht zulassen!*

*Zu spät, sagte der, der sie gefangen hatte. Die Tat ist längst getan und vorbei. Aber schau hin. Der letzte Akt muß noch gespielt werden.*

Als der junge Mann sich über die Bücher neigte, wurde der Raum um ihn herum lebendig. Stühle zerflossen zu schlängenartigen Gebilden, die ihn bei den Knöcheln packten und zu Boden rissen. Ein Arbeitstisch ergoß Tonkrüge und Kräuterbüschel in den Raum, als er über den jungen Mann herfiel und sich, auf einmal schmiegksam wie eine Decke, um seinen Körper legte. Klappernd fiel der Feuerstein nach einer, der Stahl nach der anderen Seite. Der junge Mann schrie. Der Raum explodierte in einem Wirbelwind aus Möbeln und Büchern und Trümbern, die sich immer schneller drehten, bis es Angharad vom Zusehen übel wurde. Dann, so plötzlich wie er entstanden war, legte sich der Wind. Der Raum verschwamm, zwischen seinen Wänden wallte Nebel auf, zerriß in Fetzen, verging. Als er verschwunden war, sah das Zimmer genauso aus wie bei Angharads Eintreten. Der junge Mann war fort. *Wo... ?* begann sie.

Drinnen im Baum, erwiderte ihr Ergreifer. Auf ewig und einen Tag gefangen, oder so lange, bis ein Zauberer oder eine Hexe das Rätsel lösen kommt.

Bevor Angharad fragen konnte, hob das Wesen in ihrem Kopf sie auf und trug sie fort. Das nächste, was sie wußte, war, daß sie wieder im Bett lag. Die Bettdecke war schlaff und unbeweglich. Angharad richtete sich langsam auf und umklammerte das Körbchen und den Ebereschenzweig.

»Was ist das für ein Rätsel?« fragte sie das leere Zimmer.

*Wer ist weiser, fragte das Wesen in ihrem Kopf, der, der alles weiß oder der, der gar nichts weiß?*

»Keiner von beiden«, gab Angharad die richtige Antwort. »Ist es das? Ist das alles?« *O nein, erwiderte das Wesen. Du mußt mir meinen Namen nennen.*

Angharad öffnete den Weidenkorb und betrachtete den winzigen Fingerknochen.

»Der Zauberer im Baum – sein Name ist Fenn. Der Junge, dem ich begegnete, ist das, was er sein könnte, würde er noch einmal leben. Aber du – du lebst im Baum, und wenn du einen Namen brauchst, dann würde er Druswid lauten.« Das war ein Wort der alten Sprache; es bedeutete »Wissen um die Eiche.«

»Reinzunge war dein Schüler«, fügte sie hinzu, »habe ich nicht recht?«

*Vor langer Zeit, bestätigte das Wesen in ihrem Kopf. Aber wir lernten auch voneinander. Du hast es gut gemacht, lieber Gast. Schlaf jetzt.*

Angharad versuchte die Schläfrigkeit abzuschütteln, die sie überkam, aber vergeblich. Wie eine Welle von Müdigkeit überflutete sie ihren Körper. Sie sank auf das Bett zurück und fiel in traumlosen Schlummer.

Als Angharad erwachte, dämmerte der Morgen, und sie lag am Fuß der Rieseneiche. Sie setzte sich auf und war zu ihrem Erstaunen kein bißchen steif von der Nacht auf dem Erdboden. Sie drehte sich um und erblickte Fenn, der mit gekreuzten Beinen neben ihrem Sack und dem Stab saß und sie betrachtete. Angharad sah zu dem Haus hinauf, hoch oben im Baum. »Wie bin ich heruntergekommen?« fragte sie. Fenn zuckte die Achseln. Er spielte mit einem kleinen Knochen, der ihm an einem dünnen Lederriemen um den Hals hing. Angharad schaute auf ihre Hände und merkte, daß sie den Ebereschenzweig in der einen, das Körbchen in der andern hielt. Sie öffnete den Korb, aber der Fingerknochen war nicht mehr darin.

»Eine zweite Chance«, sagte sie zu Fenn. »Hat man dir das gewährt?«

Er nickte. »Eine zweite Chance.«

»Was wirst du damit anfangen?«

Er grinste. »Noch einmal auf den Baum klettern und lernen, aber diesmal aus den richtigen Gründen.«

»Und welche wären das?«

»Kennst du sie nicht, Baumfrau?«

»Ich bin keine Baumfrau.«

»Ach nein? Und wie hast du dann Druswids Namen erraten?«

»Ich habe ihn nicht erraten. Ich bin eine Hexe, Fenn, und das bedeutet, daß ich bestimmte Dinge sehe.«

Fenns Augen wurden ein wenig größer und zeigten einen Anflug von Ehrfurcht. »Du hast Druswid wirklich gesehen!«. Angharad schüttelte den Kopf. »Aber ich erkenne die Stimme eines Baums, wenn ich sie höre. Und wer sonst würde aus einer Eiche zu mir sprechen? Kein ungeduldiger, hinter den Ohren noch nicht trockener Junge, der aus lauter falschen Gründen ein Zauberer sein wollte.«

»Du bist zornig, weil ich dich mit List auf den Baum gelockt habe. Aber ich habe nicht gelogen. Ich habe dir nur nicht alles erzählt.«

»Warum nicht?«

»Ich dachte, dann würdest du mir nicht helfen.« Angharad hob Harfe und Sack auf und schwang sie über ihren Rücken. Fenn reichte ihr den Stab.

»Nun?« fragte er. »Hättest du?«

Angharad sah an dem Baum hoch. »Ich bin nicht tot«, sagte sie, »und ich komme mir auch nicht wahnsinnig vor. Also bin ich vielleicht eine Dichterin geworden.«

»Baumfr —« Fenn unterbrach sich, als Angharad den Kopf nach ihm drehte. »Angharad«, sagte er, »hättest du mir geholfen?«

»Wahrscheinlich«, antwortete sie. »Aber nicht aus den richtigen Gründen.« Sie beugte sich zu ihm hinüber und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. »Viel Glück, Fenn.«

»Mein Lied«, entgegnete er. »Du hast mir nie mein Lied gesungen.«

»Du hast kein Lied gebraucht.«

»Aber jetzt hätte ich gern eines. Bitte?«

Also sang ihm Angharad etwas vor, ehe sie ging, ein Lied von der Einsamkeit, die Weisheit manchmal mit sich bringt – wenn der Schüler nicht hört, der Leib mit den

Wurzeln an die Erde gefesselt ist und nur der Geist frei schweifen kann. Einsamkeit, in einer Welt gewachsen, in der allzu viele nach Macht streben und die Magie als Lebensweise darüber vergessen worden ist. Sie nannte ihr Lied »Die Trauereiche« und sang es nur dieses eine Mal und nie wieder. Aber es lag eine Poesie darin, die ihre vorherigen Lieder nicht besessen hatten.

Auf ihren späteren Reisen schwebte diese Poesie über den Liedern, die sie zur Begleitung ihrer Harfe sang. Sie verschmolz mit den beiden Dritteln eines Barden, die sie bereits besaß, zu einem Ganzen und glitt so unauffällig in ihr Leben wie die Spur eines Otters im Flußwasser. Auch weiterhin streifte sie überall umher, wie es die Art der Landfahrer ist; aber sie war eine rothaarige Hexe, die dem Bardenweg ins Grün folgte, was eine Umschreibung dafür ist, daß sie mit dem zufrieden war, was sie hatte. Und so verhielt es sich wirklich.

## DAVE SMEDS

*Wie schon in der Einleitung erwähnt, besteht ein großer Teil der »Schwert–und–Zauberei«–Literatur aus altehrwürdigen Karten, die immer neu gemischt werden; Geschichten mit einem wirklich originellen Dreh sind selten. Deswegen reizte mich die folgende Story von Anfang an. Ich habe Erzählungen über Frauen gelesen, die telepathisch mit vielen (allzu vielen!) Drachen verbunden waren, mit Einhörnern und Teddybären, und sogar eine Geschichte über eine Gemeinschaft lesbischer Priesterinnen mit mentalen und emotionalen Bindungen an purpurrote Nashörner mit menschlicher Intelligenz (übrigens war diese Story wild originell, aber so amateurhaft geschrieben, daß ich sie zu meinem Bedauern nicht ankaufen konnte).*

*Leider können neue Autoren mit wirklich originellen Einfällen sie nur selten mit professioneller Flüssigkeit zu Papier bringen; darum fange ich meine Ablehnungsformulare oft mit dem Satz an: »Eine gute Idee, aber Geschichten handeln nicht von Ideen, sondern von Menschen.«*

*Glücklicherweise ist es Dave Smeds gelungen, seine Menschen genauso interessant zu beschreiben wie seine Idee, so daß ich ›Möwenreiter‹ tatsächlich als gute Story empfehlen kann. (Den purpurnen Nashörnern traure ich allerdings immer noch nach...)*

*Dave Smeds ist Gebrauchsgrafiker und hofft, einmal hauptberuflicher Schriftsteller zu werden. Er hat bisher einen Roman veröffentlicht (›The Sorcery Within‹, 1985), zu dem in Kürze eine Fortsetzung erscheinen wird (›The Talismans of Alemar‹).*

*Außerdem hat er eine gute Handvoll Erzählungen und Kurzromane herausgebracht, überwiegend ›Schwert–und–Zauberei‹. Wenn er wirklich umsattelt und sich nur noch mit dem Schreiben befaßt, wird es für uns alle ein Gewinn sein. –MZB*

## Möwenreiter

Serla schwebte im Gleitflug über das Meer, unter sich warm und fest den Körper ihrer Möwe. Den Küstennebel hatten sie hinter sich gelassen. Jetzt waren sie über den Gewässern des Meervolks, wohin außer den Möwenreitern kaum andere Leute kamen. Weiter vorn lagen die Nadeln, die dünnen, vulkanischen Spitzen in Wolken nistender Seevögel gehüllt. Rhysas führte sie in einem Kreis um die höchste der Klippen und weckte in Serla Erinnerungen an ihren ersten langen Flug vor einem Jahr, als sie noch ein ahnungsloser Lehrling gewesen war.

Heute lief das Manöver glatt und reibungslos, und sie kontrollierte es exakt. Kreisch kannte ihre Berührung; sie brauchte das Knie nur leicht gegen seinen gefiederten Hals zu drücken, die Zügel waren nicht erforderlich. Gleichmäßig folgte ihr Vogel jedem Senken und Drehen Langschnabels; die beiden Möwen flogen in vollkommener Harmonie, die große weißgraue voran, die etwas kleinere, reinweiße hinterher. Als sie den Kreis verließen, zog Rhysas Langschnabel in scharfer, kunstvoller Ausweichtaktik nach oben. Serla, die mit dieser Prüfung gerechnet hatte, erwiderte das Manöver. Rhysas sah sich um, lächelte und nickte zu ihrer Leistung. Sie flogen weiter aufs Meer hinaus.

Zufrieden rieb Serla Kreischs Nacken. Es ging bei ihren Flügen mit Rhysas längst nicht mehr darum, daß der Meister seinen Lehrling unterrichtete. Es war mehr wie bei zwei Möwenreitern, die als Gleichgestellte einen gemeinsamen Flug genossen. Serla war sich völlig im klaren, daß es trotz Rhysas' vorgerückten Alters nur wenige Möwenreiter gab, die eine Feder gegen ihn halten konnten, wenn er ihr Geschick herausfordern wollte; aber der ganz große Abstand war nicht mehr da. Sie brauchte ihn nicht mehr dauernd zu fragen, was sie jetzt machen sollte, keine täglichen Lektionen mehr anzuhören. Statt dessen wurde einfach geübt, und bei Anlässen wie dem heutigen konnte sie so tun, als wären sie Kameraden. Gestern hatte er ihr sogar ein richtiges Kompliment gemacht.

Sie steuerten die Fahrrinnen an. Schließlich befanden sie sich offiziell auf einem Patrouillenflug und mußten die Boote beobachten, die durch die Meervolksgewässer hinaus zu den Fischgründen segelten. Zu Serlas großer Freude war einer der ersten Trawler, an denen sie vorbeikamen, der ihrer Familie. Sie lenkte Kreisch nach unten und überflog sie in Masthöhe. Ihr Vater, der am Ruder stand, schrie eine unhörbare Begrüßung. Vom Bug winkten Schwester und Schwager. Sie gab ihnen das Zeichen für guten Fang.

Sie konnte sich nicht vorstellen, glücklicher als in diesem Augenblick zu sein. Ihre Schwester mochte die Hübsche gewesen sein und sich einen der besten Ehemänner geangelt haben, den das Dorf zu bieten hatte – aber dort stand sie im Boot, umgeben von stinkendem Fisch, und Serla gehörte der Himmel. Niedliche Arme und eine zierliche Figur waren vielleicht gut, um einen Mann anzulocken, aber sie waren nicht für die

Freude bestimmt, einer Möwe Befehle zu geben.

Es war, als sie und Rhysas die Gewässer des Meervolks verließen und in das Gebiet kamen, in denen vertragsgemäß den Menschen das Fischrecht zustand, daß sie den Meermann sahen. Wild gestikulierend ritt er auf einem Wogenkamm und zeigte absichtlich das bläuliche Weiß seines Bauchs, um von oben besser erkennbar zu sein. Dieser Anblick war merkwürdig. Meerleute tauchten selten so nahe der Grenze auf. Und wenn es etwas gab, dem ein Meermann aus dem Wege ging, dann die Riesenmöwen. Serlas erster Impuls war Mißtrauen. Aber das war unberechtigt. Menschen und Meervolk lebten seit dem Jahr, in dem sie geboren war, in Frieden. Khysas gab ein Signal, und sie flogen tiefer. Als die Möwen sich näherten, tauchte der Meermann tiefer in den Ozean, hörte jedoch nicht auf, seine Gebärden zu machen. Serla begriff, daß die Bewegungen nicht sinnlos waren. Er redete in der Zeichensprache, die die Händler beider Völker untereinander anwendeten. Sie verstand ein wenig davon, kannte die zwei Dutzend Symbole, die ein Möwenreiter brauchte, der sich beim Fliegen verständigen wollte. Sie zweifelte, ob sie ihn verstehen würde, bis sie merkte, daß der Meermann keine Sätze bildete. Er wiederholte ein einziges Wort. KRAKE.

Rhysas verstand ihn im selben Augenblick. »Sofort zu den Fischgründen!« schrie er. Sie ließen den Meermann zurück. Serla trieb Kreisch an. Der Flugwind peitschte ihr ins Gesicht und drohte ihr Haar aus dem Knoten zu lösen. Normalerweise glitten die Möwen auf steifen Flügeln dahin. Wenn sie anfingen zu flattern, wurde der Ritt rauh, erschreckend und schnell. Serla gab sich Mühe, die Augen offenzuhalten. Eine von Kreischs Kopf losgewehte Feder stach sie in die Wange. Rhysas wartete nicht auf sie. Mit ihrer geringeren Erfahrung und dem kleineren Reittier konnte sie sein Tempo nicht halten. Er und Langschnabel verschwanden am Horizont. Sie passierten zwei Boote, fanden nichts Ungewöhnliches, eilten weiter. Rhysas war schon fast außer Sichtweite, als sie ihn herumwirbeln und abtauchen sah. Sie öffnete die zusammengekniffenen Augen weiter. Das Wasser brodelte. Als Kreisch aufgehört hatte, mit den Flügeln zu pumpen und zum glatten Anflug ansetzte, erkannte sie das Ungeheuer. Seine Fangarme umklammerten ein Fischerboot.

Der Krake hatte bereits die Takelung vom Deck gerissen und zerfetzte jetzt den Rumpf. Mast, Segel und Falltaue trieben im Ozean. Serla konnte die Fischer sehen, die sich gegen Schandeckel und Lukenöffnungen duckten und ihren Schutzmutter um Rettung anflehten. Jubelnd begrüßten sie das Erscheinen der Möwenreiter. Ihr Boot war schon halb zerstört, Wasser drang ein, das Ende war abzusehen. Gerade als Serla kam, drückte der Krake zu und brach das, was vom Boot noch übrig war, in zwei Teile. Aus dem Laderraum quoll der Fang. Die Fischer stürzten in die Wogen – mitten unter tote Fische, Seile, Netze und Holzsplinter. Rhysas ging als erster in Sturzflug und steuerte auf den am meisten gefährdeten der Männer zu. Langschnabel stieß einen qualvollen Schrei aus, als sie an den peitschenden Fangarmen vorbeischossen, hielt aber den Kurs und zog mit seinen mutierten Füßen den Fischer aus dem Meer. Die anderen schwammen um ihr Leben. Serla wählte ihren Mann und tauchte. Auf halbem Weg abwärts machte Kreisch sich steif, wehrte sich und widersetzt sich schließlich ihrer Führung. Sie schossen über das Ziel hinaus. Serla war außer sich vor Wut. Sie schwenkte nach links, zerrte hart am Leder und

riß ihren Vogel zu einem zweiten Versuch herum. Rhysas und Langschnabel waren bereits dabei, ihre Last in sichere Entfernung zu befördern, und so weit hätte sie inzwischen auch sein müssen. Es waren noch drei Männer zu retten. Die Möwen konnten es sich nicht leisten, Angst vor dem Kraken zu haben. Serla setzte zum Sturzflug an. Kreisch wehrte sich wieder, aber sie ließ nicht zu, daß er zögerte. Sie fühlte den plötzlichen Ruck und den Geschwindigkeitsabfall, als ihr Reittier den Fischer packte. Sie hätte weinen können.

Der Krake schlug zu. Serla spürte den Hieb durch Kreischs Körper. Der Vogel schrie. Serla sah hinter sich Schwanzfedern zerflattern. Es dauerte mehrere Sekunden, bevor sie Kreisch beruhigen konnte; bis dahin waren sie weit oben und in Sicherheit. Kreisch schien nicht ernstlich verletzt zu sein, aber sie wußte, daß es schwer für sie sein würde, den nächsten Mann herauszuholen. Sie warf einen Blick zurück und hielt den Atem an.

Gerade packte der Krake einen der Fischer und zog ihn nach unten. Rhysas kam bereits näher, aber er würde nicht rechtzeitig dasein. Sie biß sich auf die Lippen. Im Augenblick konnte sie nichts anderes tun, als den Mann wegzubringen, den sie schon gerettet hatte. Sie sah Rhysas nach dem vierten und letzten tauchen. Er kam direkt über dem Kraken hinunter. Beim Vorbeifliegen erfaßte das Ungeheuer Langschnabels Knöchel. Rhysas wurde vom Sitz gerissen; nur der Sicherheitsgurt rettete ihn. Langschnabel hackte nach dem Fangarm. Der Krake fuhr zurück und lockerte seinen Griff. Möve und Reiter schossen über die Wasseroberfläche, daß ihnen der Gischt ins Gesicht sprühte. Nur knapp entgingen sie dem Untertauchen.

Hastig ließ Serla ihren Mann neben dem von Rhysas Geretteten ins Meer gleiten und eilte zum Wrack zurück. Sie sah Rhysas kreisen und wartete darauf, daß er tauchte. Aber das geschah nicht. Als sie näher kam, sah sie den Grund.

In der Umgebung des Kraken schwammen keine Männer mehr. Etwas Kaltes berührte sie, ganz tief unten im Brustkorb. Wie Rhysas kreiste sie ziellos über dem Kraken und vergewisserte sich, daß der letzte Fischer wirklich verschwunden war und nicht etwa unter Wasser schwamm. Aber es tauchte kein Kopf mehr aus den Wellen auf. Nur umhertreibende Wrackteile und Trümmer waren zu sehen.

Der Krake peitschte mit lautem Klatschen das Wasser, eine trotzige, beinahe selbstgefällige Geste. Er fuhr fort, alle Wrackteile zu zerkleinern, die größer als ein Faß waren. Als nichts mehr übrig war, tauchte er. Ein Strahl aus seinen Düsen, dann war er fort. Ein letztes Mal suchte Serla mit den Augen die Holzreste und die bauchoben in den Wogen treibenden Fische ab und ließ dann entmutigt die Schultern hängen. Rhysas deutete auf ein Inselchen im Westen. Sie nickte, und die beiden flogen zurück, um die Fischer wieder aufzunehmen, die sie ins Wasser geworfen hatten, bevor der Krake auch sie noch packte.

Sie setzten die Männer unmittelbar an dem Inselchen ab, so daß sie vom Meer aus auf die Felsen klettern konnten. Inzwischen waren die beiden Möwenreiter gelandet und abgestiegen. »Seid ihr verletzt?« fragte Rhysas.

Das verneinten sie. Zerzaust und unbequem sahen sie aus in ihrer durchnäßten Kleidung, körperlich unversehrt, aber vor Schreck unsicher auf den Füßen. Serla erkannte den älteren der beiden, einen Mann aus dem Heimatdorf ihrer Mutter. »Herld?

Was ist geschehen?«

Herld schwenkte benommen die Arme in Richtung des Unglücks. »Er tauchte einfach auf, von nirgendwo, und fing an, uns kaputtzumachen. Wir hatten nicht einmal Netze draußen.« »Wie bei dem Angriff vor fünf Jahren«, bemerkte Rhysas. »Die Meerleute sagen, es sei eine Krankheit, wie Tollwut. Wenn die Kraken sich in diesem Zustand befinden, greifen sie jeden Gegenstand an der Wasseroberfläche an.«

Serla kannte diese Geschichten, obwohl die einzigen Kraken, die sie davor je gesehen hatte, die kleinen waren, die sich manchmal in den Netzen fingen. »Aber – die anderen Boote...«

»Alles auf dem Wasser ist in Gefahr«, antwortete ihr Lehrer.

»Wir müssen sie warnen«, drängte sie. Das kurze und entsetzliche Bild ihres Vaters, von einem Fangarm zu Tode gequetscht, schoß ihr durch den Kopf.

»Mehr als das«, sagte Rhysas. »Alle Warnungen der Welt nützen nichts, wenn der Krake die Boote auf der Heimfahrt zum Hafen einholt. Du hast gesehen, wie wenig wir gerade eben ausrichten konnten. Man braucht mehr als eine Reitmöwe, um mit einem Kraken fertig zu werden. Wir werden eine Wildmöwe zähmen müssen. Damit können wir das Untier vertreiben oder, wenn wir Glück haben, sogar töten.«

Die Zähmung von Wildmöwen war etwas, das in den Bereich der Sage gehörte. Einer der Gründe dafür, daß Rhysas einen so bedeutenden Ruf als Möwenreiter hatte, war, daß ihm diese Leistung nicht nur einmal, sondern dreimal gelungen war. »Nur wir beide?«

erkundigte Serla sich bedenklich. »Wir haben keine Zeit, zur Küste zurückzufliegen und andere Reiter zu holen. Inzwischen könnte der Krake schon angreifen. Wir haben schon genug Leute verloren.«

Die beiden Fischer sahen zu Boden. Serla fühlte, wie ihr die Wangen heiß wurden. Rhysas schien seine Worte zu bedauern. »Steig auf«, sagte er zu Serla. »Wir fliegen zur Möweninsel.« Er nickte den Männern zu. »Wir holen euch so bald wie möglich von diesem Felsen herunter.«

Die Möweninsel war ein roter, pockennarbiger Lavaberg nördlich der Fischbänke, eine beliebte Brutstätte kleiner und großer Wildmöwen. Rhysas und Serla landeten auf einem breiten Felsenvorsprung in der Wand des alten Vulkankraters. Auf einer flachen Stelle unter ihnen drängten sich mehrere Riesenmöwen. Die Achselhöhlen von Serlas Jacke waren schweißfleckig. Vom harten Ritt schmerzte ihr Gesäß. Sie hatten in raschem Rundflug die Fischgründe abgekämmt und so viele Boote wie möglich gewarnt und sie angewiesen, die Nachricht weiterzugeben und in den Hafen zurückzusteuern. Serla blieb steif stehen, wo sie abgestiegen war.

»Kopf hoch«, sagte Rhysas. »Was du heute erblicken wirst, bekommen nicht viele Möwenreiter jemals zu Gesicht.« »Es tut mir leid, Meister.«

Der alte Mann hob eine Augenbraue. Verdammt, dachte sie; er kannte sie viel zu gut.

»Was ist los, Serla?« fragte er.

»Der Krake. Wenn ich nicht dabei versagt hätte, Kreisch gleich beim ersten Mal tauchen zu lassen, hätte ich vielleicht noch rechtzeitig zurücksein können, um den letzten zu

retten.« Rhysas schenkte ihr ein bekümmertes Lächeln. »Und dabei habe ich gedacht, du schämtest dich für mich, weil ich ihn nicht herausgeholt habe.«

»Ach nein! Ganz und gar nicht!«

Er zuckte die Achseln. »Wir tun, was wir können, Serla. Wir sind Möwenreiter und keine Götter. Ich versuche, nicht daran zu denken, wie wir heute morgen versagt haben, sondern lieber daran, wie wir heute mittag Erfolg haben können. Ich schlage vor, du machst es genauso.«

Sie nickte. Sie fühlte sich immer noch schuldig, aber bei dem Gedanken, daß zumindest ihr Lehrer ihr keinen Vorwurf machte, ging es ihr schon besser.

Rhysas führte sie zu einer Felsspalte. Dort stand zu ihrer Verblüffung eine Seekiste verankert, sicher vor dem Wind und umherstreifenden Möwen. Er öffnete die Kiste. Darin sah sie drei oder vier Möwenzäume und Sicherheitsgurte, etwas größer als die, die Kreisch und Langschnabel trugen. Daneben lagen mehrere leuchtend seegrüne Bänder.

»Auf der anderen Seite der Insel steht noch so eine Kiste«, erklärte Rhysas. »Wenn du irgend etwas verbrauchst, bist du dafür verantwortlich, daß es wieder ersetzt wird.«

Er suchte etwas aus und schloß den Deckel. Dann gingen sie zusammen an die Felskante. Fast unmittelbar unter ihnen putzten sich drei Möwen. Noch die kleinste war wuchtiger als Langschnabel. »Man kann das hier in keiner Weise mit dem Zureiten von Kreisch vergleichen«, warnte Rhysas. »Als die große Zauberin Gerryjill die ersten Reitmöwen züchtete, nahm sie ihrer Natur die Wildheit und fügte zugleich ein hohes Maß an Intelligenz und Treue hinzu. Diese hier sind wie die da draußen.« Rhysas winkte zu einer Gruppe Möwen hinüber, die sich am Strand um eine Krabbe rauften. »Sie sind boshaft, reizbar und dumm. Für ihre Reiter sind sie ebenso gefährlich wie für einen Kraken.

Aber immerhin ritten schon Menschen auf Möwen, bevor Gerryjill ihre Versuche mit der Gattung machte. Ich gestehe, daß ich als junger Mann auch so töricht war, an die Redensart zu glauben, ein echter Möwenreiter wäre nur jemand, der schon auf einer Wildmöwe gesessen hätte. Seither habe ich sie nur geritten, wenn ich dazu gezwungen war. Sie greifen tatsächlich einen ausgewachsenen Kraken an, und ich kenne kein anderes Geschöpf, das das tut, es sei denn, ein anderer Krake.«

Es sah beinah so aus, als flackerte ein winziger Zweifel in Rhysas' Blick. Serla hatte diesen Ausdruck noch nie bei ihm gesehen. Mangelndes Selbstvertrauen war kein Gefühl, das sie mit ihm in Verbindung brachte. Aber immerhin lag es zwanzig Jahre zurück, daß Rhysas zum letzten Mal eine Wildmöwe geritten hatte – damals im Krieg mit dem Meervolk.

Er behielt seine ungewohnte Miene nur einen Augenblick. Dann hielt er das Band hoch. »Paß auf, daß du es nicht verlierst. Die verfluchten Zauberer verlangen für die Herstellung einen vollen Tagesfang.« Er zeigte auf eine graue Möwe in der Gruppe unter innen. »Führ diese unter den Überhang. Ich nehme sie von dort.«

Es gab in der Nähe eine Stelle, an der man hinunterklettern konnte. Serla stieg etwa dreißig Fuß bis zu der flachen Platte hinab und kroch dann, eng an die Klippe gepreßt, die ganze Strecke zurück bis unter den Überhang, auf dem Rhysas wartete. Auf dieser Ebene überragten die Möwen sie ein gewaltiges Stück. Ein schneller Schnabelhieb, und sie

würde sterben. Sie blieb im Schutz der Felswand und warf der grauen Möwe das beschwerte Ende des grünen Bandes zu. Sie bewegte es hin und her. Wie die kleineren Arten konnte auch der große Vogel dem glänzendgrünen, schlangenartigen Ding nicht widerstehen, vor allem dann nicht, wenn ein Zauber den Reiz erhöhte. Als Serla das Band einzog, kam die Möwe mit langen, bedächtigen Schritten hinterher und legte dabei den Kopf abwechselnd nach beiden Seiten schief, um den Köder erst mit dem einen, dann mit dem anderen Auge zu betrachten. Dabei ragte sie so nahe vor ihr auf, daß Serla sich fast in die Hosen gemacht hätte.

Plötzlich saß Rhysas auf dem Vogelrücken. Die Möwe reagierte sofort. Sie machte einen Satz in die Luft. Rhysas kletterte auf ihren Hals und umklammerte mit einer Gewandtheit, die sein Alter Lügen strafte, das Schlüsselbein des Vogels mit den Beinen. Noch ehe sie die Höhe erreichten, die die Möwe zum Manövrieren brauchte, schlang ihr Rhysas den Sicherheitsgurt um den Hals und befestigte ihn an seinem Gürtel. Serla fühlte ein Rauschen in Fingern und Zehen. Er brauchte jetzt nur noch den Zaum anzulegen.

Die Möwe begann heftig auf und ab zu flattern. Rhysas hing mit Fersen, Händen und sogar Zähnen an ihr. Der Vogel schüttelte sich. Er tauchte auf die Brandung zu. Er fand Aufwinde und stieg in scharfem, fast senkrechttem Steilflug auf. Rhysas' Beine wurden abgeschüttelt. Der Sicherheitsgurt spannte sich. Serla auf der Insel hielt den Atem an. Rhysas hatte die Wahrheit gesagt: eine Reitmöwe zuzureiten war etwas völlig anderes. Die Möwe bockte, warf sich herum und versuchte mit dem Schnabel nach dem Mann zu hauen. Eine Viertelstunde lang ließ sie nicht davon ab. Drei weitere Male wurde Rhysas abgeschüttelt, und nur

der Gurt rettete ihn. Endlich aber begann die Graue zu ermüden und Rhysas bekam die Atempause, die er brauchte, um mit einer Hand loszulassen, damit er den Zaum ergreifen konnte. Er warf das Gebiß über den Möwenschnabel. Der Vogel warf es ab und reagierte mit einer Serie wilder Ausweichmanöver, die den Mann minutenlang an einem zweiten Versuch hinderten. Endlich rollte er das Zaumzeug wieder ein und schleuderte es ein zweites Mal. Die Möwe senkte jäh den Kopf, und der Wurf ging daneben.

Geduldig zog Rhysas den Zaum wieder ein und ertrug weitere Drehungen und Windungen des Vogels. Endlich begann die Möwe sich stetig nach oben zu schrauben. Rhysas warf. Der Zaum glitt bequem an seinen Platz. Als er an den Zügeln zog, folgte die Möwe. Serla lächelte spontan. Der kritische Teil des Kampfes war vorüber.

Die Möwe ging im Sturzflug herunter und schüttelte sich dabei am ganzen Körper. Rhysas zog die Zügel an und zerrte ihren Kopf nach hinten, bis sie wieder geradeaus flog. Als sie sich nach links hielt, zog er in diese Richtung, als wäre es seine Entscheidung und nicht die des Vogels. Flog sie rechts, zog er nach rechts. Nach einer Weile hörte die Möwe auf, ihrerseits mit den Bewegungen anzufangen; sie wartete darauf, daß er die Richtung angab. Er versuchte einfache Änderungen, und als er Erfolg damit hatte, flog er in einem großen Kreis um die ganze Insel. Serla kletterte auf den Vorsprung zurück, wo Kreisch und Langschnabel warteten. Als Rhysas auf der anderen Seite des Kraters auftauchte, winkte sie ihm zu. Er winkte zurück. Urplötzlich tauchte die Möwe ab. Senkrecht nach unten, Kopf voran, ohne auch nur zu versuchen, dem Meer auszuweichen. Rhysas stürzte steil abwärts. Der Sicherheitsbügel rutschte am Hals des Vogels entlang und über seinen Kopf.

Unmittelbar vor der Möwe prallte der Mann auf das Wasser. Beide verschwanden unter der Oberfläche.

Serlas Augen wurden groß vor Entsetzen. Kaum hatten sich die Wogen geglättet, als die Möwe aus dem Wasser schoß, sich schüttelte und in die Luft stieg, den Zaum immer noch um den Hals. Serla achtete nicht auf sie. Sie suchte nach einer Spur ihres Lehrers. Endlich schäumte ein dunkler Klumpen nach oben. Er schien bewegungslos.

Serla sprang auf Kreischs Rücken. Die Fersen an seinem Hals erschreckten den gehorsamen Vogel. Sie rasten an die Unfallstelle. An der Farbe seiner Kleidung erkannte Serla Rhysas. Gerade als sie über ihn hinflog, sah sie ihn den Kopf aus dem Wasser strecken. Kreisch raffte ihn auf.

Eilig kehrte sie auf den Felsvorsprung zurück, ließ Kreisch darüber rütteln und Rhysas dann sanft niederlegen. Zu ihrer Bestürzung entfaltete er sich zu einem schlaffen Bündel und blieb liegen. Sie stieg ab und rannte zu ihm. Er hustete Wasser. »Wo fehlt es?« Er schien ganz ruhig, lag aber ungewöhnlich, beängstigend still da. »Mein Rücken«, antwortete er. Sein Atem zischte, plötzlich hervorgestoßen wie bei jemandem, dem man eine Wunde ausbrennt.

»Kannst du die Zehen bewegen?« fragte sie. Er hob einen Fuß, dann den anderen, jedesmal mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Keine Lähmung. Ich muß aber ruhig liegenbleiben, sonst ist der Schmerz zu groß.«

Rhysas war ein Mensch, der nie über Schmerzen klagte. Die bloße Erwähnung zeigte ihr, wie schwer er verletzt war. Sie zog ihm die Stiefel aus und schob ihm ihre Jacke unter den Kopf. Er wollte lieber mit angezogenen Beinen auf der Seite liegenbleiben, das Gesicht nach der See und der Küstenlinie.

»Es gibt einen Zauberheiler, der tief in meiner Schuld steht«, murmelte Rhysas.

»Vielleicht ist es Zeit, ihn daran zu erinnern.« Erst jetzt, als sie begriff, daß er sich weder schnell noch leicht wieder erholen würde, begann Serla über die Folgen von Rhysas' Verletzung nachzudenken.

»Was soll ich jetzt tun?« wandte sie sich ganz automatisch an ihren Lehrer. Versuchen, Rhysas zu dem Heiler zu schaffen? Einen anderen Möwenreiter holen? Zurückfliegen und den Rest der Fischereiflotte vor dem Kraken warnen? Keine dieser Möglichkeiten schien uneingeschränkt richtig zu sein.

»Du mußt die Möwe zähmen«, erklärte Rhysas energisch und stöhnte, als sein Rücken sich schmerhaft verkrampte. Das war ein Vorschlag, an den sie nie gedacht hätte. Sie war Lehrling im ersten Jahr.

»Wie sollte ich das fertigbringen, wo du doch selbst —« Fast wäre sie fortgefahren: »Versagt hast.« »Versuch es mit demselben Vogel. Er ist müde. Er ist schon halb zugerritten.«

»Aber wenn ich ihn nicht finden kann?«

Er deutete mit dem Finger. Sie drehte sich um. Unter ihr war die graue Möwe auf die ebene Platte zurückgekehrt. Mehrere hundert Meter von ihnen entfernt putzte sie sich das Gefieder. »Der Zaum ist noch dran«, meinte Rhysas. »Und sie wird sich gegen dich nicht mehr so heftig wehren wie gegen mich.« »Und wenn sie mich genauso abzuwerfen versucht wie dich?« »Halt die Zügel immer straff. Laß sie nicht den Kopf senken. Ich

habe einen Fehler gemacht, als ich dir zuwinkte. Ich hätte sie mit beiden Händen halten müssen, bis sie vollständig zugeritten war. Los. Du schaffst es. Ich habe Vertrauen zu dir.« Rhysas' Urteil über den Charakter anderer Menschen war streng, aber gerecht. Es war ein Schock, die Aufrichtigkeit in seiner Einschätzung ihrer Person zu hören. Sie starnte die Möwe an, deren Federn vom Sturz ins Meer noch zerzaust waren. Das Tier war riesig. Vielleicht glaubte Rhysas tatsächlich, daß sie es reiten konnte, aber sie war noch nicht davon überzeugt.

»Was wird aus dir, während ich fort bin?«

»Langschnabel wird mich beschützen, das weißt du. Geh jetzt, solange du noch die Chance dazu hast.«

Sie biß die Zähne zusammen, bis ihr der Kiefer weh tat. Rhysas hatte, so schlecht es ihm auch ging, einen klaren Kopf behalten. Es stimmte, daß die Graue jeden Augenblick wegfliegen konnte. Was sollte sie dann anfangen – den Versuch machen, eine frische Möwe zu bändigen? Sie schluckte hart, hob das Band auf, das sie fallengelassen hatte und rannte zu der Seekiste um einen neuen Sicherheitsgurt zu holen. Oben, wo der Pfad zu der flachen Stelle hinabführte, blieb sie stehen und sah sich nach Rhysas um. Er zwinkerte ihr zu wie immer, wenn sie etwas Neues, bisher nie Versuchtes, unternahm. Sie bemühte sich zu lächeln.

Um an die Graue heranzukommen, mußte sie zwischen anderen Möwen durchgehen. Als sie sich über den Felsboden voranarbeitete, warfen die Vögel ihr giftige Blicke zu und machten ihr damit Angst; sie kamen jedoch nicht näher. Serla hielt das Band versteckt, bis sie ihr Ziel erreicht hatte.

Die Graue krächzte und machte einen Schritt zur Seite. Schnell, bevor das Tier wegflog, entrollte Serla das Band und warf es aus. Die Wirkung trat sofort ein. Die Möwe hörte auf, unruhig auf der Stelle zu treten und heftete den Blick auf den grünen Stoff. Serla zog das Band zu einem Felsblock hinüber und ließ es los. Mit langen, bedächtigen Schritten folgte ihr die Möwe, die Serla und jede andere Ablenkung vergessen hatte. Serla kletterte auf den Felsblock und vergewisserte sich von dort aus, daß keine anderen Möwen dem Zauber des Bandes erlegen waren. Es war fast zu einfach. Die Möwe erreichte den Köder und begann, daran herumzupicken. Der Felsblock gab Serla genau die Höhe, die sie brauchte, um auf den Rücken des Vogels zu springen. Fast wünschte sie sich, es wäre schwieriger, damit sie eine Ausrede hatte, wenn es nicht klappte. Sie holte tief Luft und sprang. Sie landete weit hinten und mußte sofort auf die Schultern der Möwe klettern. Das Tier flog bereits. Nie hatte sie soviel Kraft gespürt. Ihr Herz hämmerte, der Atem kam in abgehackten Stößen – fast wie im Traum riß sie dem Vogel den Gurt um den Hals und zurrte ihn fest.

Es gelang ihr gerade noch rechtzeitig. Die Möwe bockte. Serla wurde in die Luft geschleudert. Der Gurt hielt sie und knallte ihr Becken abwärts gegen das Rückgrat der Möwe. Sie schluckte den Schmerz hinunter und preßte hart mit Schenkeln, Waden und Knöcheln, um im Sattel zu bleiben. Sich festhalten – das war das einzige, woran sie noch denken konnte. Sie hatte keine Ahnung, wie lange es dauerte, bis die Möwe aufhörte sich zu wehren. Ganz langsam begriff sie, daß der Vogel sich beruhigt hatte. Sie setzte sich auf. Irgendwie hatte sie die Zügel in den Händen. Die Möwe glitt sanft dahin. Gerade

noch rechtzeitig wurde Serla mißtrauisch. Mit beiden Händen zerrte sie hart an den Zügeln. Ruckartig riß die Möwe den Kopf nach unten, um zu tauchen. Aber Serlas Manöver hinderte sie am senkrechten Sturzflug, wie sie ihn bei Rhysas geschafft hatte. Serla erhöhte den Druck, zog den Kopf nach hinten und zwang den Vogel zum Geradeausflug. Er gehorchte, schien jedoch außer sich vor Wut über ihre Kühnheit. Er wand und schüttelte sich und tauchte noch heftiger abwärts, wobei er so laut kreischte, daß Serla um ein Haar losgelassen hätte, um sich die Ohren zuzuhalten.

Sie ritt es aus. Der Vogel wurde allmählich müde. Noch einmal versuchte er ein senkrechtes Abtauchen, aber sie war auf der Hut. Dieses Mal wehrte er sich nur noch mit halber Kraft. Ihre Arme schmerzten von der Anstrengung. Dort, wo die Zügel die Haut ihrer Handflächen völlig durchgescheuert hatten, floß das Blut. Aber sie fühlte sich stark, energisch und wachsam. Sie wußte, daß sie gewinnen würde.

Anscheinend sah das auch die Möwe ein und gab unvermittelt auf. Sie flog auf ebener Bahn geradeaus, solange Serla nicht an den Zügeln zog, tat sie es, folgte der Vogel der Richtung, die sie angab. Die Graue war weit entfernt von einem ausgebildeten, braven Reittier, aber man konnte sie reiten.

Auf knifflige Prüfungen verzichtete Serla. Ihr reichte es, daß sie oben blieb und die Möwe dorthin brachte, wo sie gebraucht wurde. Sie flog an Rhysas vorbei. Er winkte ihr mühsam zu und bewegte dabei nur die Hand. Serla, die der Grauen nicht traute, behielt die Hände fest an den Zügeln. Sie pfiff. Kreisch verließ Rhysas und Langschnabel und folgte ihr und der Grauen nach den Fischbänken.

Zu Serlas Überraschung flog die Graue nicht schneller als Kreisch. Auch war sie trotz ihrer zusätzlichen Körpergröße weniger ausdauernd. Kreisch war auf Schnelligkeit und auf Bequemlichkeit des Reiters gezüchtet. Aber Serla konnte spüren, daß bei der Grauen Kraft und ein explosives Temperament auf den richtigen Augenblick warteten, entfesselt zu werden. Gleich nach zwölf Uhr begegneten sie dem ersten Boot, das zu denen gehörte, die Rhysas und sie vorher schon gewarnt hatten. Es befand sich bereits außerhalb der Fischbänke und steuerte in Richtung Hafen. Schaden hatte es nicht erlitten. Sie flog weiter und überlegte sich, ob die Fischer wohl merkten, daß es eine Reiterin auf einer Wildmöwe war, die sie sahen.

Sie entspannte sich langsam. An zwei weiteren Booten kam sie vorbei, von denen Rhysas und sie eines noch nicht aufmerksam gemacht hatten. Beide waren unversehrt. Ihre Aufgabe war nicht unmöglich, wenn sie sie Schritt für Schritt betrachtete. Zuerst einmal hatte sie die Möwe. Als nächstes mußte die Flotte zurück in den Hafen. Vielleicht kam der Krake gar nicht wieder. Sie konnte andere Möwenreiter holen, ältere, erfahrene, die auch Wildmöwen fangen konnten. Ein halbes Dutzend von ihnen konnte mit einem leeren Boot den Kraken ködern, warten, bis er zuschlug, und ihn dann erledigen. Wenn sie Glück hatte, stieß sie vielleicht schon bald auf einen anderen Reiter. Dann konnte sie in der kurzen Zeit von zwei Stunden die Verantwortung abgeben. Sie konnte eine weniger wichtige Aufgabe übernehmen, die ihren Wünschen eher entsprach – zum Beispiel Rhysas von der Möweninsel retten. Diese Hoffnungen wurden zerstört, als sie auf einen Verband von vier Trawlern stieß, zu denen auch der ihrer Familie gehörte. Das Nachbarboot wurde gerade von dem Kraken auseinandergenommen.

Das Ungeheuer hatte mehrere Fangarme um die Takelung des Boots geschlungen und zog daran, bis die Backbord-Schandeckel auf der Wasserlinie lagen. Drei Mitglieder der Mannschaft klammerten sich an der Steuerbordseite fest, ein weiterer schwamm im Wasser.

Die Graue kreischte wild auf und erschreckte Serla. Sie hoffte, daß es ein Jagdschrei war – Wildmöwen fraßen junge Kraken. Sie lenkte den Vogel nach unten. Wieder kreischte die Möwe und flog vorbei, ohne das Ziel zu berühren.

Serla stieß einen leisen Fluch aus. Ein Problem war gelöst – die Möwe fürchtete sich nicht vor dem Kraken –, aber dafür gab es ein neues. Die nicht ausgebildete Wildmöwe gehorchte dem Angriffsbefehl nicht. Sie kreischte. Der Krake entfaltete sich. Die Männer im Boot, das immer noch schlimme Backbordschlagseite hatte, jubelten ihr zu. Vielleicht, dachte Serla, hatte der große Vogel irgendeine Wirkung. Sie versuchte einen zweiten Sturzflug. Wieder wollte die Graue den Angriff nicht ausführen. Der Krake dagegen peitschte nach oben. Der Schlag riß Federn und Haut vom Hals des Vogels. Nur wenig höher, und es hätte Serla aus dem Sattel heben können. Sie flogen vorüber; die Möwe schrie. Der Krake glitt zurück ins Wasser und wartete ab. Auf Boot und Männer achtete er nicht mehr.

Serla, die die Möwe nicht wenden konnte, brauste westwärts. Der Vogel schüttelte sich und versuchte sie abzuwerfen. Sie hielt fest und zerrte mit aller Kraft nach einer Seite. Endlich reagierte die Möwe. Serla lenkte sie zurück nach den Fangbooten. Sie wußte jetzt, was sie zu tun hatte.

Langsam flogen sie heran, tief über dem Meer. Der Krake war dabei, Planken aus dem Boot zu reißen, hörte jedoch sofort auf, als die Möwe sich näherte. Serla löste den Sicherheitsgurt. Als sie ganz nah waren, schnellte sie sich vorwärts, bis sie auf dem Kopf des Vogels saß.

Ihr Gewicht zwang die Möwe zum scharfen Sturzflug. Serla fiel herunter und landete neben dem Kraken im Wasser. Die Möwe traf ihn genau in der Mitte.

Beim Aufprall auf das Wasser wäre sie fast ohnmächtig geworden, aber sie hatte sich gut zusammengerollt. Der Rücken schmerzte, aber es ließ sich aushaken. Sie öffnete die Augen und sah nichts als Blasen. Brodelnde Strömungen stießen sie herum. Ein Fangarm streifte sie. Sie trat in die Gegenrichtung und schwamm, so stark sie konnte. Sie hoffte, daß sie nicht zu weit unter der Wasseroberfläche war.

Als sie davonschwamm, konnte sie den Körper des Kraken deutlicher erkennen – die große Masse der Fangarme an der Vorderseite, dahinter den Tintenfischleib, die Augen, halb so groß wie ihr ganzer Körper. Unter dem Ansatz der Fangarme schnappte ein böser Schnabelmund auf und zu, und selbst unter Wasser konnte man das Klappen hören, als er einen Knöchel der Möwe abbiß. Aber der große Teil des Blutes, das das Wasser färbte, war nicht rotes Möwen-, sondern schwarzes Krakenblut. Obwohl Serlas Lungen zu platzen drohten, konnte sie mit Befriedigung feststellen, daß ihre Taktik funktioniert hatte. Dann sah sie etwas, das sie nicht glauben konnte. Sie schoß zur Oberfläche hinauf, füllte ihre Lunge mit Luft und tauchte wieder nach unten, um sich zu überzeugen, daß sie keiner Täuschung erlegen war.

Gerade über dem Rücken des Kraken schwamm ein Meermann. Er schmiegte sich eng an

den Körper des Ungeheuers und strich ihm über die faltige Stirnhaut. Kaum aber hatte sie mit völliger Sicherheit erkannt, was er tat, als er abgeworfen wurde. Der Möwenschnabel sauste durch das Wasser, um sich tief in den Kopf des Kraken zu bohren, und verfehlte dabei den Meermann nur knapp.

Er wandte sich um und bemerkte Serla. Er brauchte kein Mensch zu sein – den Ausdruck in seinen Augen verstand sie auch so. Er schlug mit den kräftigen Schwimmfüßen und kam mit der Schnelligkeit eines Delphins auf sie zu. Dabei zog er ein gezacktes Korallemesser.

Obwohl Serla für einen Menschen gut schwimmen und tauchen konnte, wußte sie, daß sie gegen ihn kaum eine Chance hatte. Sie tastete nach dem eigenen Messer, packte verbissen den Griff und bereitete sich darauf vor, ihr Leben teuer zu verkaufen. Als er noch zwei Armlängen entfernt war, traf ihn ein wild ausschlagender Fangarm an Kopf und Schultern, riß ihm das Messer aus der Hand und ließ ihn betäubt und regungslos dahintreiben. Serla schwamm hastig auf ihn zu, zielte auf seine entblößte Kehle und sorgte dafür, daß der erste Stich saß. Dann stach sie ihn noch dreimal in die Brust. Er leistete keinerlei Widerstand. Sie stemmte den Fuß gegen seine Brust und stieß sich ab. Sie brauchte Luft. Der Körper des Meermanns lag schlaff im Wasser, umgeben von einer Wolke von Blut. Sie kam an die Oberfläche und hustete Wasser. Nicht weit von ihr trieb ein loser Fangarm, daneben viele, viele Federn. Sie hörte den Schrei der Grauen. Eine Welle von der Schlacht überschwemmte sie. Sobald sie wieder auftauchte, pfiff sie scharf. Sekunden später war Kreisch da, zog sie aus dem Wasser und aus dem Kampfbereich.

Vom Deck des Bootes ihrer Familie aus, wo Kreisch sie niedergelegt hatte, sah sie zu, wie die Riesentiere starben. Es ließ sich schwer feststellen, wer mehr Schaden davongetragen hatte, die graue Möwe oder der Krake. Die einzige Bewegung war das krampfhafte Zucken eines verbliebenen Fangarms. Schon hatten Haie sich eingefunden und warteten darauf, sich an den Resten gütlich zu tun. Bald würden auch die Wildmöwen kommen, denn sie fraßen Krakenfleisch mit Wonne.

Serla war an Körper und Geist wie benommen, obwohl ihre Schwester ihr einen trockenen Umhang geliehen hatte. Ihre Familie versuchte nicht, sie zum Reden zu bringen, wofür sie dankbar war. Sie hatte vieles zu bedenken.

»Dos Meervolk sagt, es ist eine Krankheit, wie Tollwut.« »Vater, bring das Boot näher heran«, sagte sie abrupt. Ihr Erzeuger runzelte die Stirn und blickte auf das Gemetzel und wieder fort. »Sie sind tot. Alles ist sicher. Ich brauche das da.« Sie deutete auf die Gestalt im Schaum um die riesigen Kämpfer. Aus der Entfernung erinnerte sie schwach an einen Menschen, aber als ihr Vater jetzt genauer hinsah, wurde sein Gesicht blaß. Er tat, was sie wünschte.

»Steure uns zwischen ihn und die anderen Boote«, sagte sie. Befriedigt stellte sie fest, daß die Männer und Frauen im Nachbartrawler eifrig damit beschäftigt waren, ein Stück abgetrennten fangarm als Erinnerungsstück an Bord zu hieven.

Serla und ihr Schwager zogen den toten Meermann mit dem Enterhaken an Deck. Von dem Anblick wurde ihrer Schwester übel; sie hatte noch nie einen Meermann aus solcher Nähe gesehen. Die Rasse war eine seltsame Mischung aus Mensch und Fisch – zwei unverhältnismäßig lange Beine, die in Flossen endeten; Schwimmhäute zwischen den

Fingern; Ohrläppchen, die zu kleinen Flossen geworden waren. Serla achtete nur auf den Gürtel, den der Tote um die Mitte trug. Die Schnalle hatte ein auffälliges mit Perlmutt eingelegtes Muster, das Abzeichen einer besonderen Kaste des Meervolks.

Ein Zauberer. Sie hatte es sich gedacht. Nur ein Zauberer konnte einen Kraken reiten wie die Möwenreiter ihre Vögel. »Das sind Messerwunden«, sagte ihr Vater und starnte auf Brust und Hals des Toten. Er wandte sich zu Serla. Sein Gesicht wurde starr und zeigte deutliches Mißtrauen und Feindseligkeit. Er hatte im letzten Krieg mit dem Meervolk gekämpft und bei den Auseinandersetzungen die eigene Mutter verloren. »Jetzt ist nicht die Zeit für Erklärungen«, sagte sie fest. »Ich möchte, daß ihr etwas für mich tut. Ich weiß, daß ihr es nicht gern tun werdet.« Sie hielt inne. Er lauschte ihr so aufmerksam, wie jeder gewöhnliche Fischer einem Möwenreiter. Sie erschrak, wenn sie so über ihr Verhältnis zueinander dachte. »Ich möchte, daß ihr den Körper im Laderaum versteckt. Und ich möchte, daß ihr kein einziges Wort darüber verliert, bis ich mit dem Hohen Rat geredet habe.«

»Aber, Serla, was ist geschehen?« fragte er.

»Ich kann es dir noch nicht sagen«, beharrte sie. »Versprich es mir nur.« Sie warf Schwester und Schwager einen Blick zu. »Ihr auch. Kein Wort im Dorf – nicht vor morgen. Ihr müßt mir vertrauen.«

Ihr Vater kniff die Lippen zusammen, stieß den Meermann mit dem Zeh in die Rippen und seufzte. »Du hast immer einen vernünftigen Kopf auf den Schultern gehabt. Ich gebe mein Wort.« Serla sorgte dafür, daß die beiden anderen das gleiche taten. Sie half, die Luke aufzuschlieben und den Leichnam hineinfallen zu lassen. Ihre Arme und Beine bewegten sich so ruckartig wie bei einer Marionette. Ihr Verstand raste schon voraus, den Dingen zu, die sie später am selben Tag noch tun mußte und dem, was ihrer Welt durch das, was sie getan hatte, in dieser Fangzeit noch widerfahren konnte.

»Steuert die Möweninsel an, wenn ich weg bin«, sagte sie und berichtete den andern von Rhysas. Für seinen Rücken war es am besten, wenn er an Bord eines Schiffes nach Hause zurückkehrte. Über das Stierhorn wies sie die Mannschaft eines der unbeschädigten Trawler an, Herld und seinen Gefährten von dem Inselchen zu holen.

»Sag mir nur eins, Serla«, bat ihr Vater, als sie gerade Kreisch herunterrufen wollte.

»Heißt das Krieg?«

»Nein«, antwortete sie. »Nicht, wenn ich etwas dazu zu sagen habe.« Sie drückte ihm ganz fest die Hand, küßte ihn auf die Wange, wandte sich dann schnell ab und pfiff ihrem Vogel. Sie konnte es nicht erwarten, wieder in den Himmel hinaufzukommen, zurück in die vertraute Welt des Möwenreitens. Aber selbst dort konnte sie nicht vor der Last der Entscheidung fliehen. Würde sie es fertigbringen, den Mund zu halten, während sie mit Rhysas wartete, bis das Schiff ihrer Familie auf der Insel eintraf? Ja, es würde Krieg geben, wenn Männer wie ihr Vater und ihr Lehrer, beides Veteranen, zu unvermittelt erfuhren, daß ein Meermann den Kraken zum Angriff geführt hatte. Seit dem Jahr, in dem Serla geboren war, waren die Beziehungen zum Meervolk gut gewesen. Es hatte bisher nur zwei Krakenüberfälle gegeben, zwischen denen Jahre lagen. Sie wollte keinen Flächenbrand entzünden, wenn die Möglichkeit bestand, daß nur ein einziger Meermann, vielleicht auch er ein verbitterter Veteran, für alle drei Vorfälle verantwortlich gewesen

war.

Sie dachte an den Meermann, der sie erst heute morgen noch auf die kritische Lage aufmerksam gemacht hatte. Sie war überzeugt, daß es Meerleute gab, vielleicht sogar sehr viele, die entsetzt über das waren, was ihr Zauberer getan hatte. Es würde ruhige Gemüter, sorgfältige Diplomatie und allgemeinen guten Willen brauchen, um dafür zu sorgen, daß die Wahrheit ans Licht kam und Gerechtigkeit geschah.

Sie betete, daß der Hohe Rat ihre Geschichte, wenn sie sie vor ihn brachte, wirklich bis zum Ende anhören würde, und nicht nur das, was er hören wollte.

Rhysas wartete, wo sie ihn verlassen hatte. Langschnabel stand väterlich über ihm. Der Möwenreiter begrüßte sie mit wachem, interessiertem Blick.

»Nun?« fragte er. »Wie ist es ausgegangen?« In diesem Augenblick spürte sie jeden blauen Fleck, jeden gezerrten Muskel, den sie sich beim Zureiten der Möwe und in der Schlacht zugezogen hatte. »Ich fürchte, ich habe einen Zaum verloren«, antwortete sie nur.

»Ja. Ist mir auch immer passiert, wenn ich eine Wildmöwe geritten habe.«

Er fing an zu lachen, und nach einer Weile lachte sie mit. Sie hatte so lange darauf gewartet, daß die Kameradschaft zwischen ihnen diesen Stand erreichte. Ihr lässiger Humor sagte das alles aus – Rhysas würde nie mehr ihr Lehrer sein, selbst wenn er eines Tages wieder fliegen konnte. Sie hatte einen Initiationsritus überstanden. Sie waren jetzt gleichberechtigt.

Aber zugleich hatte sich ein neuer Spalt geöffnet, wie vor einigen Jahren zwischen ihr und ihrem Vater, als sie zum ersten Mal begriff, daß nicht alle seine Lebensweisheiten und Entscheidungen vollkommen waren, lediglich die Wahl eines einzelnen Menschen, und daß sie ein anderer Mensch war, der nicht immer mit ihm übereinstimmen würde. Und so setzte sie sich neben Rhysas, ihren Möwenreiterkameraden, ihren alten Freund, und sorgte dafür, daß Rhysas der Veteran – der eigensinnige Held der Generation vor ihr, so oft als der erste im Kampf und der letzte beim Rückzug gepriesen – nichts davon merkte, wie anders der Himmel unter den Flügeln ihrer Möwe von jetzt ab für sie aussehen würde.

## DIANA L. PAXSON

*Diana Paxsons Helden Shanna hatte ihren ersten Auftritt in einer Story mit dem Titel ›The Dark Mother‹ in Andy Offutts Buch ›Swords Against Darkness‹. Vorher hatte eine bekannte feministische Herausgeberin sie abgelehnt und erklärt, daß eine ordentliche feministische Helden sich aus dem Fluch der Kinderlosigkeit rein gar nichts machen dürfte.*

*Seitdem ist Shanna an vielen anderen Orten aufgetaucht, nicht zuletzt in allen vier ›Schwester‹–Bänden, und sie ist bei den Lesern besonders beliebt. Dieses Mal überlebt Shanna eine Pest und lernt eine ganz neue Art Göttin kennen.*

*Diana Paxson lebt in ›Greyhaven‹, das in einer gleichnamigen Anthologie eine Rolle spielt (deutsch: ›Geschichten aus dem Haus der Träume‹).*

*Ein verbreiteter und verständlicher Irrtum macht aus ›Greyhaven‹ Marion Zimmer Bradleys Heim. Aber mein Haus heißt wegen der gartenhohen Büsche, die es umgeben, ›Greenwalls‹, und es steht auch nicht in den Hügeln von Berkeley, sondern im South–Campus–Gebiet. ›Greyhaven‹ ist von dort bequem zu Fuß zu erreichen, und es wohnen immer noch viele Schriftsteller dort. Es steht sogar im Literarischen Führer für die Bucht von San Francisco. Aber ich habe dort, abgesehen von einer kurzen Zeit, in der wir ein Haus suchten, nie gewohnt.*

*Wenn Diana nicht schreibt, spielt sie auf einer irischen Harfe. –MZB*

## Bluttänzerin

Shanna von Sharteyn war fünf Meilen von Otey entfernt, als sie Rauch sah — als hätte ein schmieriger Finger den blassen Himmel schmutzig gemacht. In Erinnerungen versunken dachte sie lediglich, irgendein Bauer brenne vor der Frühjahrsbestellung das Unterholz ab, denn die Gegend war Ackerland, breit und flach, mit kurzem Gras, über das ein heißer Wind strich. Für jemanden aus dem Norden machte das Land einen für diese Jahreszeit recht trockenen Eindruck, aber vielleicht war das hier so. Es war schon zu warm für den scharlachroten Mantel, der zusammengerollt hinter dem Sattel bei ihrem Gepäck lag. Auf ihrem Ritt nach Süden würde die fortschreitende Jahreszeit Shanna bald zwingen, auch ihr Wams aus gestepptem rotem Leder abzulegen und nur im Unterwams und dem Hemd aus feinem, vergoldetem Kettenpanzer weiterzureiten.

Aber es schien nicht so auszusehen, als würde sie hierzulande eine Rüstung brauchen. Das Land war ruhig — tatsächlich war Shanna heute nur an wenigen Wagen vorbeigekommen, die nach der Stadt rollten, und an keinem einzigen, der zurückkam. Nicht daß sie sich Gesellschaft wünschte. Auf ihrer Reise die Große Straße entlang hatte sie meist im Freien oder in den Ruinen der Poststationen, die noch das alte Kaiserreich Kath erbaut hatte, kampiert und sich mit der Gesellschaft ihrer Stute Calur und der Falkin Chai begnügt. Auch Chai war einst ein Mensch gewesen. Sie dachte darüber nach, ob die drei Wochen, die sie zusammen mit einem Geist im dunklen Labyrinth unter der Stadt Fendor verbracht hatte, ihr Angst vor ihren Mitmenschen eingeflößt hatten, oder ob sie nur ihre Illusionen über sterbliche Männer verloren hatte...

Die Falkin, die auf ihrem Sattelhorn hockte, rutschte unruhig hin und her. Dann drehte sich der Wind, und Calur wieherte schrill und fing an zu steigen. Shanna würgte von dem plötzlichen Gestank nach Rauch und verbrennendem Fleisch und zog sofort mit einer Hand die Zügel an, während sie mit der anderen Chai zu beruhigen versuchte.

»Was hast du? Fürchtest du dich vor dem Feuer? Ich habe doch versucht, dir zu erklären, wie es ist, in der Welt der Menschen...« Chais Sippe konnte Vogel- oder Menschengestalt annehmen, aber der Fluch des Kaisers, dem sie gedient hatten, hatte sie außerhalb ihres eigenen Tals zur Vogelgestalt verdammt. Shannas Suche nach dem verschollenen Bruder und Chais Streben nach Begnadigung hatte die beiden zusammengeführt.

Shannas schneller, abschätzender Blick hatte das Feuer bereits entdeckt. Der Rauch kam von einem Gehöft gleich neben der Straße. Eine leichte Berührung mit dem Sporn überredete die Stute, die tänzelte und den Kopf in den Nacken warf, in den Weg einzubiegen. Shanna hatte ihre Hilfe anbieten wollen, aber der Hof war bereits bis auf die Grundmauern niedergebrannt; und obwohl die Erde von vielen Fußspuren wie pockennarbig aussah, gab es als Lebenszeichen nur das trostlose Meckern einer Ziege im nahen Feld und die schwarzglitzernden Augen zweier Raben, die in der Eiche darauf warteten, daß die Asche abkühlte. Unwillkürlich krümmten sich Shannas Finger zum

Zeichen gegen das Böse, als sie ihren kalten Blick spürte. Vögel – im Gegensatz zu Chai waren es nur Vögel, aber die Menschen der Nebelinseln glaubten, ihre Göttin könne Rabengestalt annehmen; und nach dem Fluch der Dunklen Mutter hatte Shanna von Göttinnen erst einmal genug. Sie riß Calurs Kopf herum und lenkte die Stute wieder auf die Straße.

*Es geht mich nichts an, dachte sie, als sie wieder südwärts ritten. Wenn ich bei jedem Unglückswurm auf der Straße anhalte und helfe, ist mein Bruder an Altersschwäche gestorben, bevor ich Bindir überhaupt erreicht habe. Ich habe schon viel zu lange herumgetrödelt...*

Sie hatte Sharteyn vor fast zwei Jahren verlassen, die einzige Tochter eines fürstlichen Hauses, unterwegs nach der kaiserlichen Hauptstadt, um ihren Bruder zu suchen, Kettenpanzer und Schwert verborgen im Gepäck. Jetzt ritt sie ohne andere Begleitung als Chai und die Stute, eine Kriegerin, die nur noch der Eid, den sie geschworen hatte, ihren Bruder nach Hause zu holen, mit der Vergangenheit verband – nur das und der Schmerz in ihrem Unterleib, der sie daran erinnerte, daß die Priesterin der Dunklen Mutter ihre Weiblichkeit verflucht hatte. Zwei Monate war das jetzt her, und seitdem hatte ihr Blut nicht mehr auf den Ruf des Mondes geantwortet. Es konnte ganz natürlich sein, dachte sie –Krankheit oder Anstrengung hatten schon früher ihre Periode verzögert –, aber Shanna war im Innern überzeugt, daß das, wonach andere Frauen sich sehnten, ihr nun auf immer verwehrt war.

»Ich bereue meine Wahl nicht«, erklärte Shanna laut und reckte den hochgewachsenen Körper, der schlank war und muskulös, abgehärtet von den Monaten auf der Straße. Eigentlich sollte sie dankbar sein, jetzt von menschlichen Bedürfnissen frei zu sein. Aber noch während sie sich zum Lächeln zwang, hörte sie über sich in der Luft ein Krächzen. Chai schrie eine rauhe Herausforderung, und an ihr vorbei flogen die beiden Raben nach Otey.

Als Shanna endlich unter dem abgewetzten Steinbogen der Mauer von Otey hindurchgeritten war und eine Herberge gefunden hatte, bleichte längst die Abenddämmerung alle Farben der Stadt. Sie sorgte dafür, daß Calur sicher im Stall stand und Chai sich in einer Ecke ihres Zimmers eingerichtet hatte, bevor sie sich zum Abendessen in den Schankraum begab.

Und dachte sofort, daß sie besser in ihrem Zimmer gegessen hätte.

Es lag nicht daran, daß man ihr feindselig begegnet wäre – selbst der Wirt der Herberge hatte, als Shanna die Stahlhaube abgenommen und er die um ihren Kopf gewundenen schwarzen Flechten gesehen hatte, nur durch ein leichtes Aufreißen der Augen seine Verwunderung darüber verraten, daß er eine wie ein Mann bewaffnete und als Mann reisende Frau vor sich hatte. Vielleicht glaubte er, daß sie zur Walkürengarde des Kaisers gehörte, obwohl sie dafür eigentlich zu dunkel und zu dünn war. Vor allem aber schien er zu niedergeschlagen zu sein, als daß es ihn überhaupt interessiert hätte.

Shanna stocherte in dem Fett, das in ihrer Schüssel mit Gerstenbrei erkaltete, und schaute sich um. Es saßen vielleicht ein Dutzend andere Leute in dem langen Raum, allein oder in Zweier- und Dreiergruppen, durch große Zwischenräume getrennt. Der Raum war nicht

häßlich, mit gestreiften Stoffbahnen, die über den Putz genagelt waren, und Borden mit bemaltem Esseyn–Steingut – also warum gab es hier keinen Gesang, kein Gelächter? Sie unterdrückte den Impuls, ihren nächsten Nachbarn danach zu fragen, einen alten Burschen mit Viehtreibermütze, der an der Wand lehnte und döste. Vielleicht machten sie sich wegen der Trockenheit Sorgen, oder vielleicht waren die Leute hier einfach so. Besser den Mund halten; morgen früh war sie nicht mehr hier.

Am Eingang gab es Unruhe, und Shanna drehte sich um. Sie hörte den scharfen Unterton von Empörung in den Stimmen, oder war es Furcht? Sie fing irgend etwas über Truppen aus der Garnison von Karna auf... sie strengte sich an, mehr zu hören, aber die Worte gingen in Gemurmel über, und die Tür schloß sich. Der Wirt kam zurück in den Schankraum, und ein Mann im bestickten Gewand des Ladenbesitzers stellte eine Frage.

»Ich weiß nicht...«, antwortete der Wirt. »Wir hatten darum gebeten, daß uns jemand hilft; aber können Soldaten es regnen lassen oder die Bluttänzerin verscheuchen?«

»Seh!« Der andere machte das Zeichen gegen Böses, und der Wirt zuckte die Achseln, um gleich darauf zu erbleichen, als der Mann am Tisch neben Shanna sich plötzlich steil aufrichtete und zu husten anfing. Im Feuerschein sah sie, daß seine Wangen rot anliefen wie Theaterschminke. Die anderen Männer sahen es auch, stolperten auf die Füße, segneten sich und griffen nach Mänteln und Taschen. »Blutzeichen!« wiederholte einer die Worte des Wirtes. »Schafft ihn fort!« Aber der Wirt rannte bereits herbei, und als der Viehtreiber zusammensackte, packte er ihn unter den Achseln und zerrte ihn zur Tür.

»Warte!« Shanna war aufgesprungen und ihm gefolgt. »Was tust du da? Kannst du nicht sehen, daß der Mann krank ist?« Mit abgewandtem Gesicht stieß der Wirt mit der einen Hand die große Tür auf und rollte den schlaffen Körper des Gastes auf die Straße.

Zitternd, das Gesicht wie Teig, fuhr er herum und antwortete ihr:

»Krank! Woher kommst du, daß du die Pest nicht erkennst?« Er schaute auf seine Hände und rieb sie dann an der Schürze, als wollte er die Ansteckung abwischen. »Gan! Tami!« rief er in die Küche. »Bringt den Tisch dort nach draußen und verbrennt ihn, und das Brett, von dem er gegessen hat, auch!« Die anderen Gäste drängten sich immer noch im Schankraum zusammen. Sie fürchteten sich zu bleiben, hatten aber noch größere Angst, an dem vorbeizugehen, was vor der Haustür lag.

»Aber du kannst ihn doch nicht einfach auf der Straße sterben lassen!« rief Shanna. »Gibt es denn hier kein Pesthaus? Und keine Ärzte in der Stadt?«

»Die Mondmütter haben unten am Platz ein Hospiz eingerichtet; vielleicht nützt es ja irgend jemandem. Solange er es nicht in meinem Haus tut, kann der Mann genausogut auf der Straße sterben wie sonstwo. Die Götter haben uns verflucht!« Wieder fing der Wirt an, sich die Hände an den Seiten abzuwischen. »Niemand wird mehr hierherkommen! Was soll ich nur anfangen?« »Unten am Platz, sagst du?« Shanna schob sich an ihm vorbei.

»Wenn die Götter zürnen, wirst du sowieso sterben, ganz gleich, was du anfängst«, sagte sie über die Schulter. »Du kannst genausogut versuchen, dich wie ein Mensch zu benehmen, solange du noch lebst.« Sie schritt die breiten Stufen hinab und bückte sich, um den Viehtreiber aufzuheben, der sich rot auf die Straße erbrach.

»Du verurteilst dich nur selbst zum Tode«, fuhr der Wirt fort. »Was soll mit deiner Stute und dem Vogel, den du da oben in deinem Zimmer hast, geschehen? Glaub nicht, daß ich

dich noch einmal über meine Schwelle lasse, nicht nachdem du ihn angefaßt hast...« Shanna spähte zu ihm hinauf. »Dann schlage ich dir eine Wette vor. Bring den Vogel hinunter in den Stall zu der Stute und laß ihn dort sitzen; füttere die beiden gut und achte bei Chai auf deine Finger, wenn du sie alle behalten willst! Sollte ich sterben, dann laß den Vogel frei, verkauf die Stute und behalte das Gold. Kehre ich zurück,trägst du die Kosten für ihren Unterhalt.« In den schlauen Augen des Wirts kämpfte die Gier mit der Furcht. »Wie lange, bis ich sie verkaufen kann, Herrin? Wie lange?« »Drei Tage?« Shanna verzog das Gesicht, als sie merkte, daß sie sich schon wieder auf eine Verzögerung eingelassen hatte. »Das ist lang genug, um festzustellen, ob ich mich mit der Pest angesteckt habe.« Es war wirklich lästig, aber schließlich konnte sie jederzeit eine andere Herberge finden. »Und wenn ich erfahre, daß du sie schlecht behandelt oder das Pferd vor dem vereinbarten Zeitpunkt verkauft hast, dann nimm dich in acht...«, ihre kräftigen Finger liebkosten den Schwertgriff, »...denn du wirst sehen, daß es schlimmere Todesarten gibt als den Bluttanz!« Der Herbergswirt grinste. Shanna vermutete, sie hätte sein Vertrauen darauf, daß er die Wette gewinnen würde, als bedrohlich empfinden sollen, aber als sie den bewußtlosen Körper des Viehtreibers fester anfaßte und sich über die Schulter hievte, machte sie sich größere Sorgen darum, ob es ihr gelingen würde, ihn noch rechtzeitig zu den Mondmüttern zu schaffen.

»Möge die Göttin dich segnen, Tochter. Du kannst den Mann hier herüberbringen.« Shanna unterdrückte ein flüchtiges Erstaunen, daß die Priesterin in der trüben Beleuchtung auf Anhieb ihr Geschlecht erkennen konnte und folgte ihr, wobei sie sorgsam über Gestalten hinwegstieg oder sie umging, die sich in schweigender Bewußtlosigkeit krümmten oder im Kampf gegen die Krankheit schwach umherwarfen. Trotz der Skepsis des Wirtes schien es den Mondmüttern nicht an Patienten zu fehlen. Zum ersten Mal begriff Shanna, wie ernst die Seuche in der Stadt sein mußte. Die Priesterin hob über einem leeren Strohsack ihre Lampe, und dankbar setzte Shanna ihre Last ab. Der Mann bewegte sich und wimmerte, und als er zu husten anfing, beugte die Mondmutter sich über ihn, wischte ihm mit einem feuchten Tuch das Gesicht ab und murmelte sinnlose Sätze wie eine Mutter, die ein krankes Kind beruhigt. Nach einer Weile war der Krampfanfall vorüber, und die Priesterin lehnte sich seufzend zurück. Sie blickte zu Shanna auf, und erst jetzt sah die Kriegerin im Lampenlicht deutlich ihr Gesicht, das erschöpft war und verwittert, aber stark und auf seine eigene Art schön, wie das aus gewachsenem Stein geschnittene Gesicht einer Göttin. »Hab Dank, Tochter. Er ist kein Verwander? Nicht viele hätten ihn hierherzubringen gewagt...« In ihrer Stimme lag sanfte Verabschiedung.

Shanna zuckte die Achseln. »Ich weiß.« Sie warf einen zweiten Blick auf das flackernde Licht, das die Gesichter der Sterbenden und die blutbespritzten blauen Gewänder der Frauen beleuchtete, die sich zwischen ihnen bewegten. Sie hatte in diesen Tagen wenig übrig für Priesterinnen, aber sie sah die Müdigkeit, die die Kraft des Gesichtes vor ihr verschwimmen ließ. Hatte sie weniger Mut als diese Frauen?

»Mein Wirt hat aus Angst vor Ansteckung die Tür vor mir verrammelt.« Sie bemühte sich, den rauen Ton ihrer Stimme zu glätten. »Wenn Ihr mich brauchen könnt und einen

Platz habt, wo ich meinen Mantel ausbreiten kann, bleibe ich ein paar Tage hier und helfe Euch.«

Das Lächeln der Priesterin war wie eine neu entzündete Laterne. »Der Segen unserer Herrin Mond sei mit dir, meine Tochter. Ich bin Mutter Elosia und heiße dich mit aller Gastlichkeit, die wir dir anbieten können, willkommen.«

Drei Tage vergingen schnell. Im Lampenlicht des Pesthauses löste der Unterschied zwischen Licht und Dunkelheit sich auf. Zuerst lieh Shanna nur den Priesterinnen ihre Kraft, um die Körper der Toten von den Strohsäcken zu holen und auf die Karren zu laden, die sie zu den Einäscherungsplätzen brachten; sie half, blutbefleckte Decken zu waschen und über Neuerkrankte zu legen, die an ihre Tür gekrochen kamen oder von entsetzten Verwandten gebracht wurden.

Schon bald jedoch lernte sie die wenigen Handgriffe der Krankenpflege, die die Mondmütter herausgefunden hatten. Den Patienten sauber und bequem zu betten, den Körper mit einem nassen Tuch abzureiben und der Versuch, das Fieber zu senken – das war eigentlich schon alles. Einige wenige überstanden die Krise und erholten sich allmählich. Die meisten starben. Shanna merkte schnell, daß die Mondmütter nicht vorgaben, die Krankheit zu heilen; sie pflegten nur den brennenden Körper, bis er gereinigt oder verzehrt war.

»Was sollte aus dieser Welt werden, wenn der Mond immer voll wäre?« meinte Mutter Elosia. »Er muß abnehmen und ins Dunkel gehen, bevor er wiedergeboren werden kann. Genauso ist es mit den Menschen. Der Bluttanz ist ein schmerzhafter Tod als die meisten anderen Todesarten, aber auch schneller. Wir erleichtern den Übergang, so gut wir können.«

Obwohl sie dem Risiko ständig ausgesetzt war, kam Shanna nicht auf die Idee, daß sie selbst die Pest bekommen könnte. Die Göttin hatte schon so viele Gelegenheiten, sie zu vernichten, vorbeigehen lassen – bestimmt sollte sie lange genug leben, daß sich der Fluch ganz an ihr erfüllen konnte, den die Rettung des Knaben Tomas vom Altar der Dunklen Mutter ihr eingetragen hatte. Aber selbst ihre schwere Arbeit nahm sie nicht so in Anspruch, daß sie darüber die Abmachung mit dem Herbergswirt vergessen hätte. In ihr kämpften Müdigkeit mit Erleichterung, ihre Aufgabe hinter sich gebracht zu haben, als Shanna sich am vierten Morgen nach der Herberge aufmachte, um sich ihr Eigentum zurückzuholen.

Die Enttäuschung des Wirts hätte sie amüsiert, wäre sie nicht so erschöpft gewesen. Er musterte sie wie ein gebratenes Huhn, das plötzlich mit den Flügeln schlägt und davonflattert. Mit ausdruckslosem Lächeln ließ Shanna die Schnallen an ihrem Wams zuschnappen und setzte sich die Stahlhaube aufs Haar. Dann warf sie den Scharlachmantel um die Schultern, denn der Himmel verdunkelte sich, und in der Luft lag der willkommene Geruch nach Regen.

Nach drei Tagen, in denen sie niemand bewegt hatte, war Calur gut ausgeruht. Shanna mußte alle Kräfte anstrengen, um sie auf der Straße, die zum Südtor von Otey führte, in Schritt zu halten. Zum Glück schien sich der größte Teil des Verkehrs zu Fuß in dieselbe

Richtung zu bewegen.

Das hätte ihr schon auffallen müssen, aber erst als sie die schnaubende Stute scharf zurückreißen mußte, um nicht mitten in eine Ansammlung debattierender Stadtbewohner, die die Straße versperrten, hinzureiten, merkte sie, daß sich am Toreingang die halbe Stadt versammelt zu haben schien. Und das Tor war zu.

Unweit der Mauer sah Shanna etwas Grünes schimmern. Sie hob sich in den Bügeln, um nachzuschauen. Es waren Soldaten in den stumpfgrünen Mänteln der Provinztruppen. Wieder sah sie etwas grün aufleuchten, als jemand die Leiter zum Wachturm hinaufkletterte. Das Murren der Menge wurde lauter, als der Offizier oben ankam. Dann verstummte es.

»*Im Namen von Baratir Abeiren, Kaiser des Nordens und Monarch der Mittelländer, Prinz von...*« Von den Lippen des Mannes rollten tönende Titel, eine Litanei der Macht. Auf Shannas Arm schlug Chai unruhig mit den Flügeln. Die Ungeduld der Menge übertrug sich auf die Falkin, und Shanna strich ihr mit der behandschuhten Hand beruhigend über das rostrote Gefieder.

»*An sein getreues Volk in der Stadt Otey...*« Jetzt kam er zur Sache! Die Menge kam wieder zur Ruhe und beobachtete alles mit der geduldigen Aufmerksamkeit einer Katze vor einem Baum voller Vögel.

»*Da er nun eure Bitten um Beistand in eurer Zeit der Prüfung vernommen hat, verfügt unser gnädiger Herrscher, daß im großen Tempel der Hiera und des Pitaus in Bindir Gebete und Opfer für die Errettung eurer Stadt dargebracht werden sollen; daß euch aus den kaiserlichen Speichern Wagenladungen Korn als Ersatz für den unterbrochenen Handel geschickt werden; und daß die Tore der Stadt für die Dauer der Pest verschlossen und bewacht zu halten sind, auf daß dieser Fluch der Göttin nicht das ganze Reich überziehen möge. Gegeben an diesem Tage....*«

Der Rest der Bekanntmachung ging in einem Geräusch wie von einem heraufziehenden Gewitter unter, dem wachsenden Protest der Menge.

»Wir sind gefangen! Hier gefangen, um zu sterben!« schrie eine Frau.

»Auf die Soldaten!« brüllte ein Mann. »Sie können uns nicht einsperren!«

In einer Bewegung, die so machtvoll, so gestaltlos war wie das Anschwellen einer Woge im Meer, flutete die Menge auf das Tor zu. Unbeständiges Sonnenlicht blitzte auf Stahl, und die Menge schrak zurück, als ihnen von den vor der Mauer postierten Bewaffneten plötzlich Speere entgegenstarnten. Von einem Speer tropfte es rot, und unvermittelt durchdrang ein Klagegeheul den Tumult der Massen.

Zurückgedrängt, begann die Menge durcheinanderzugeraten, ein Mahlstrom von Menschen, der sich mit wachsender Wut immer schneller zu drehen begann. Wieder flutete sie auf die Mauer zu, wieder wurde sie zurückgeworfen. Shanna verkürzte die Zügel und lockerte das Schwert.

»Der Kaiser hat uns im Stich gelassen, und die Götter haben uns verflucht! Wir sind dem Tod geweiht!« kam der Schrei.

»Die Bluttänzerin schlägt uns, um uns von unseren Sünden zu reinigen!«

»Erbarme dich, Göttin!« rief jemand.

»Die Bluttänzerin muß versöhnt werden! Wir müssen uns reinigen !«

»Die Tänzerin brennt durch die Stadt und verzehrt die Unreinen!« kreischten weitere Stimmen.

»Das Feuer! Feuer! Wir wollen die Gottlosen vernichten und die Stadt mit Feuer reinigen!«

Shanna kannte diesen Ton – das hysterische Geheul von Jagdhunden beim Anblick der Beute. Calur schnaubte und begann den Boden zu scharren wie vor einer Schlacht.

Vielleicht hat sie recht, dachte Shanna. Vielleicht weiß sie es besser als ich. Angst und Wut der Menge waren jetzt fast greifbar. Shanna versteifte ihren Willen dagegen, als hebe sie einen Schild.

»Wir sind verflucht, weil wir die Gottlosen aufgenommen haben!« Eine schrille Frauenstimme gellte durch das Gebrüll des Pöbels. »Die Tänzerin hat sie bereits gezeichnet – verbrennt sie, und die Stadt wird rein sein!«

»Das Hospiz! Das Hospiz!« Viele Kehlen nahmen den Singsang auf, als hätten sie alle nur noch einen Kopf. »Brennt das Hospiz nieder! Reinigt die Stadt, und die Tänzerin ist versöhnt!«

Sekundenlang zögerte die Menge, dann formierte sie sich und marschierte wie ein einziges Wesen auf das Hospiz der Mondmütter zu. Langsam, aber unwiderstehlich nahm sie dabei an Stoßkraft zu.

»Feuer!« brüllte die Menge. »Feuer für die Bluttänzerin, Blut und Feuer!«

Aber kaum hatte das Singen begonnen, als Shanna auch schon den Kopf der Stute herumriß und sie vor der Menge her durch die kopfstein gepflasterten Straßen von Otey spornte.

»Friede, Tochter – nein, hör mir zu...« Mutter Elosias sanfte Stimme erstickte Shannas von Panik erfülltes Flehen. »Meine Schwestern und ich können nicht fortlaufen und diese Menschen hier sterben lassen.« Sie deutete auf die dunkle Türöffnung hinter sich.

»Sie werden ohnehin sterben«, versetzte Shanna roh.

»Nicht alle. Und es ist nicht meine Aufgabe, über Zeit und Art von Leben oder Tod zu entscheiden, weder für mich selbst noch für andere. Ich habe der Göttin gedient, wenn ihr Gesicht leuchtete. Ich werde jetzt auch ihr dunkles Gesicht nicht verleugnen. Sie ist es, die entscheiden muß, ob sie rettet oder tötet...« Das Echo einer Erinnerung zerrte an Shannas Bewußtsein – ihre eigene erhobene Stimme, als sie sich vor Yraines heiligem Feuer der Göttin weihte –: »*Herrin der Weisheit, ich bin dein Schwert – zu verschonen oder zu töten!*« Sie wandte sich um. Hinter sich hörte sie das gedämpfte Brüllen der Menge wie einen fernen Waldbrand. Und als wäre ein Funken dieses Brandes in ihre Brust gesprungen, fühlte Shanna, wie die Hitze der Erregung ihr in alle Glieder fuhr. Ihr Herz raste, und sie holte mehrmals tief Atem, damit es ruhiger wurde. Ihr Gelübde, ihren Bruder zu suchen, hätte sie veranlassen sollen, fluchtartig Schutz zu suchen, wo es auch sei; jetzt aber bestimmte ein älterer Eid ihr Handeln.

»Dann laßt die Göttin entscheiden«, erklärte Shanna mit grimmiger Fröhlichkeit. Einen Augenblick teilten sich die Wolken, und das Rubinauge des Falken, der ihren Schwertgriff bildete, blinzerte boshaft, als sie die Klinge zückte. »Wenn sie mir die Kraft verleiht, es zu führen, dann steht dieses Schwert zu ihrer Verteidigung bereit. «

Sekundenlang zog ein Stirnrunzeln wie eine Wolke über die Liebe, die sie in Mutter Elosias Augen sah. Dann seufzte die Ältere und hob segnend die Hand.

»Ich vergaß, daß unsere Gelübde dich nicht binden«, sagte sie. »Und gewiß hat die Herrin viele Gesichter. Möge sie dich segnen, meine Tochter, und wenn wir uns in diesem Leben nicht mehr begegnen, werde ich darum beten, daß du eines Tages in ihrer Umarmung Frieden findest.« *Frieden! dachte Shanna. Hoffentlich nicht! Aber wenn ich jetzt sterbe, wird der Segen der Mondmutter wenigstens Saibels Fluch ausgleichen!*

Die Mondmutter wandte sich ab. Shanna blieb nicht stehen, um ihr nachzuschauen. Der Lärm der Menge war jetzt nah. Sie fühlte die Erschütterung ihres Anmarschs durch die Steine, auf denen sie stand. Chai stieß einen leisen, rauhen Schrei aus und rutschte über Shannas Arm, wobei sie nervös den Kopf bewegte.

»Hast du Angst?« fragte Shanna die Falkin. »Ich hatte nie vor, dich in einen Krieg hineinzuziehen.« Sie hob den Arm. »Du bist frei – flieg fort, wenn du willst. Dein Eid verpflichtet dich nicht, mir jetzt zu helfen.«

Nur kurz fixierte sie die Falkin mit einem goldenen Auge, dann kletterte Chai auf Shannas Schulter und blieb dort sitzen. Wieder verkürzte Shanna die Zügel, aber obwohl ein erregtes Zittern über die Flanken der Stute lief, stand Calur ruhig. Shanna kontrollierte ihre Atmung, vertiefte ihr Bewußtsein, so daß es auch Falkin und Pferd umfaßte, dazu die Wolken, die sich über ihnen zusammendrängten, die Steine des Platzes und die rasenden Gesichter der Menschen, die ihn überquerten.

Fackeln zogen bleiche Flammen wie Banner durch die trübe Luft. Shanna fing den Glanz von Waffen auf – Messer, Sensen, hier und da ein Schwert. Keiner von diesen Leuten hätte sie allein zum Zittern gebracht, nun aber war aus ihnen das eine, vielköpfige Ungeheuer geworden: der Pöbel.

Im Bauch spürte sie das vertraute Brodeln der Mischung aus Erregung und Furcht. Während sie die Gesichter zählte, sagte ihr die oberste Schicht ihres Bewußtseins bereits, daß es hoffnungslos war. Shanna zwang sich, diese Botschaft nicht zu beachten und nach dem tieferen Bewußtsein zu streben, in dem nicht mehr das Überleben das Ziel war, sondern die Harmonie von Fechter und Feind.

Die Menge sah die wartende, reglose Gestalt und zögerte eine Sekunde. Dann drängte sich ein Mann in den gewürfelten Gewändern der Nebelinseln an die Spitze des Ansturms.

»Tritt zur Seite, Kriegerin!« rief er. »Stell dich nicht zwischen die Göttin und ihre Opfer!« »Gewiß kann sie sich ihr Opfer ohne menschliche Hilfe holen!« erwiderte Shanna kalt. »Euer eigenes Leben ist verloren, wenn ihr in ihr Heiligtum eindringt.«

Einen Augenblick schien es, als höre er auf sie, dann aber schwoll das Murmeln hinter ihm zu einem tiefen, feierlichen Gesang: »Reinigt, reinigt! Versöhnt die Bluttänzerin mit Blut und Feuer!« Jäh schäumte die Blutgier der Menge über. Shanna zuckte unter dem Feuerstoß von Haß zusammen wie unter einem körperlichen Schlag, und Calur, die die Furcht ihrer Reiterin spürte, warf den Kopf zurück und scharrete den Boden.

Als wäre das Klirren des stählernen Hufeisens auf dem Stein ein Signal gewesen, stürmte der Mob vorwärts. Die Luft erzitterte vor dem Geheul aus vielen Kehlen: »Blut, Blut und

Feuer!« Ein Pflasterstein traf Shannas Wange und prallte gegen die Fassade des Hospizes hinter ihr. Sie sah weitere Wurfgeschosse heranfliegen, ließ die Zügel auf Calurs Hals fallen und trieb die Stute an. Sie lenkte sie mit Fersen und Knie, während sie mit dem linken Arm den messingbeschlagenen Schild in Stellung brachte und mit der Rechten das Schwert schwang.

Etwas krachte gegen die Seite ihrer Stahlhaube und riß sie um ein Haar aus dem Sattel. Halb schwindlig merkte Shanna, wie der Kinnriemen nachgab, und als sie sich mühsam aufrichtete und gegen die Finsternis anblinzelte, fiel die Haube herunter und klirrte auf die Steine. Shanna, die noch nicht wieder klar sehen konnte, fühlte den Speer, der nach ihr stieß, mehr als sie ihn sah. Wie von selbst kreiste ihre Klinge und trennte, während Calur einen Satz nach vorn machte, die Hand ab, die den Speer hielt. Wieder blitzte Metall auf, wieder sang ihre Klinge.

Die Sonne fand eine Öffnung in den Wolken, und plötzlich flamme ringsum die Luft. Chai flatterte kreischend von Shannas Schulter und die aufgelösten Flechten des langen schwarzen Haares rollten herunter und flogen frei, während sie wieder zu sich kam und erneut zuschlug.

Die Klinge durchbiß Knochen, ein qualvoller Aufschrei ertönte, dann ein lauter Ruf. Zuerst verstand Shanna nicht, aber plötzlich war um sie herum ein freier Raum. Stoßweise atmend reckte sie sich auf und blinzelte in das gleißende Sonnenlicht, das ihren Mantel in scharlachrote Glut tauchte und auf dem gerötenen Schwert funkeln.

»Marigan!« Wieder kam der Schrei in der Mundart der Nebelinseln. »Seht doch – ihr Vogel und der rote Mantel!« »Marigan! Marigan!« kam das tiefe Echo, und »Mariganath! An–ath!« folgte der Ruf im Akzent der Südlande. Shanna, vom Lärm fast umgeworfen, erschauerte.

»Herrin, wir haben dich nicht erkannt! Empfange dein Opfer!« Die Menge wich vor ihr zurück, und Shanna ließ Calur im Halbkreis auf den Hinterfüßen tanzen.

»Marigan!« schrie die Menge.

In Shannas Ohren hämmerte das Blut. Sie fühlte die Laute mehr als Schwingung, statt die Silben des Namens zu hören. Dunkle Schwingen umrauschten sie, weißglühendes Feuer floß durch ihre Adern. Sie spürte Roß und Falkin wie die eigenen Glieder, aber Gesicht und Gehör waren wie Donner und Schatten. Nur jene immer wiederholte Anrufung hallte in ihrem Hirn wider: »Marigan!«

Die Stute trug sie vorwärts, sie mußte die Menge abschneiden, abschneiden vom — Shanna wußte nicht mehr, gegen wen sie kämpfte oder was sie verteidigte. Die rote Dunkelheit dröhnte in ihren Ohren wie eine riesige Trommel. Ihr Arm hob und senkte sich und hob sich wieder. Männer schrien und baten und flehten um Gnade, aber sie kannte keine Gnade. Die Göttin, die sie angerufen hatten, war über sie gekommen, und sie hungrte nach dem Blut der Angst.

Shanna stand auf, schnallte den Gürtel fest und ließ die Schnallen ihres Wamses zuschnappen, eine nach der andern. Endlich war sie gesättigt, zufrieden wie eine Tigerin, die sich sattgefressen hat – nein – ihr Körper glühte von üppigerer Befriedigung, von der Erfüllung des Geschlechtes, als ob – Etwas wie ein ersticktes Wimmern drang an ihre

Ohren, und sie schaute nach unten.

Zu ihren Füßen lag ein Mann, die schlaffe Nacktheit seines Körpers vor ihr entblößt, in den Augen eine Mischung aus Scham und Entsetzen. Sekundenlang starnte Shanna ihn verwirrt an. Dann begann ihr wiedererwachender Verstand ungläubig zu erfassen, was sein Körper und ihr eigener ihr sagten... »Nein, Herrin, ich bitte Euch – ich kann Euch kein weiteres Mal zu Diensten sein! Habt Erbarmen, Gewaltige!« Als er ihren Blick spürte, begann er zu stammeln.

Shanna schluckte und trat hastig einen Schritt zurück. »Bedecke dich!« sagte sie rauh und wandte sich ab. Ihr Schwert hing an ihrer Seite, sicher in seiner Scheide, aber der Schild fehlte, und Calur und Chai waren nirgends zu sehen. Was war geschehen? Wie war sie hierhergekommen? Ihr rechter Arm schmerzte, und Stiefel, Hosen, Hände und Arme waren voll roter Spritzer. Blut – sie stank nach Blut. Bei dem widerlich süßen Geruch drehte sich ihr Magen um. Sie hörte davoneilende Schritte und begriff mit dumpfer Erleichterung, daß der Mann, den sie gezwungen hatte, ihr zu Willen zu sein, geflohen war.

Von dem Geruch war ihr heiß und übel. Hinter den Augen pochte es. Was hatte sie getan? Sie erinnerte sich an die Menge und daran, daß sie gekämpft hatte. Danach war alles nur noch scharlachrot und verschwommen. Das Volk von Otey hatte die Schlachtgöttin angerufen, Mariganath, das wußte sie noch; aber sie, Shanna, diente doch der Ehre, sie diente Yraine!

Schwindel erfaßte sie. Ich bin krank, dachte sie benommen. Instinktiv trugen ihre Füße sie durch Straßen, die sie nicht mehr wiedererkannte, zum Hospiz. Auf den Straßen lagen Leichen – sie konnte sie doch nicht alle erschlagen haben? –, und es war sehr still. Sie fühlte etwas Kühles, Feuchtes auf der Wange und fragte sich, ob es wohl Tränen waren. Aber dann kam es wieder.

Shanna blickte auf und sah, wie ein dunkles Wolkenbahrtuch über den Himmel gezogen wurde. Endlich regnete es. Die kalten Tropfen berührten ihr Gesicht wie ein Segen, aber es wurde immer dunkler. Sie konnte nicht sagen, ob der Tag sich seinem Ende zuneigte, die Wolken dichter wurden oder ihr Augenlicht versagte. Sie zwang sich, schärfer hinzusehen, erkannte eine vertraute Säulenreihe und taumelte darauf zu. Sie hatte das Hospiz gefunden, aber auch dort war alles still. Waren hier auch alle tot? Sie wollte rufen, aber alles, was auch ihrer Kehle drang, war ein rauer Rabenschrei.

Shanna setzte den Fuß auf die erste Stufe, aber die Muskeln wollten ihr nicht gehorchen. Schatten umkreisten sie schwindelerregend, der Boden kam ihr entgegen und schlug ihr die Luft aus den Lungen. Dann legte sich Dunkelheit um sie wie schwarze Schwingen, und Shanna lag bewußtlos im Regen. Drei Tage regnete es, weichte tief die durstige Erde auf, bis muntere Bächlein in jeder Gosse rannen und den Staub der Dürre und die Saat der Pest fortspülten. Aber Shanna wußte nichts davon – sie kämpfte sich durch Träume voller Feuer und Schrecken, in denen sie tötete und tötete und tötete...

Als sie endlich die Augen aufschlug, strahlte die Luft von wolkengefiltertem Licht. Von draußen hörte sie stetiges, sanftes Regenplätschern. Shanna blinzelte und seufzte.

»Bist du wieder wach, Tochter? Die Göttin ist barmherzig«, klang aus der Nähe eine Stimme.

Manche Göttinnen sind barmherzig, dachte Shanna grimmig. Aber nicht die, die mir gewogen sind... »Hatte ich die Pest?« fragte sie laut.

»Ich glaube nicht«, erwiderte Mutter Elosia stirnrunzelnd. »Nur ein Fieber. Dein Pferd und dein Vogel haben selbst zu uns gefunden und sehnstüchtig darauf gewartet, daß es dir wieder gut geht. Du bist unsere letzte Patientin. Manche sind gestorben, manche gesund geworden, und seit drei Tagen ist niemand mehr gekommen. Vielleicht liegt es am Regen. Die Soldaten haben gestern die Stadttore geöffnet.«

Drei Tage? Shanna versuchte zurückzudenken. Sie erinnerte sich, daß man die Tore geschlossen hatte, an den Pöbel, und dann – ohne Übergang kehrte ihr Gedächtnis zurück und überwältigte sie, ein waches Gedächtnis, das wußte, was mit ihr geschehen war, was sie getan hatte. Sie stöhnte.

»Hast du Schmerzen?« erkundigte sich die Mondmutter. »Komm – hier ist ein Kräutersaft, der es dir leichter macht.« »Nein.« Shanna schüttelte den Kopf. »Ich fürchte mich... wieder zu träumen. Wie konntet Ihr mich aufnehmen? Habt Ihr das Blut an meinen Händen nicht gesehen?« Sie schauderte, als ihr einfiel, wie sie hinterher damit befleckt gewesen war. Instinktiv rieb sie die Hände an der Decke ab.

Sie fühlte, wie jemand sie hielt. Ein kühles Tuch legte sich auf ihre Stirn.

»Ich verstehet«, kam Mutter Elosias besänftigendes Murmeln. »Du bist eine Kriegerin. Aber sicher hast du schon früher töten müssen –«

»Nicht so!« brach es aus Shanna heraus. »Früher, das war immer in fairem Kampf! Aber jetzt – es war Wahnsinn – ich habe auch die getötet, die um Gnade flehten. Ich weiß nicht, wie viele ich getötet habe. Aber ich habe es genossen!« fügte sie hinzu und schluckte.

»Was soll ich tun? Wie kann ich mein Schwert wieder anlegen, wenn ich nicht weiß, ob –« Shanna ballte die Faust und fühlte, wie ihr Tränen der Schwäche über die Wangen rannen. »Am besten wäre ich gestorben!«

»Ich hörte den Namen, mit dem sie dich riefen. Die Göttin hat viele Gesichter.« Mutter Elosias Stimme schien von ganz weit her zu kommen. »Sie scheinen uns nicht alle freundlich zu sein oder schön. Aber ich glaube, daß sie alle nötig sind. Ich kann über sie nicht richten, und auch nicht über dich. Wenn die Pest wirklich eine Heimsuchung ihres Zorns an Otey war, so warst du vielleicht das Werkzeug, mit dem sie sie beendete.« Vielleicht, dachte Shanna, aber es war keine Vergewaltigung. Etwas in mir hat sie willkommen geheißen. Dieses Wissen macht mir Angst.

»Hast du geglaubt, der Wahn der Herrin könnte dich nicht berühren, so wie die Pest deinen Körper nicht berührte?« fragte die Mondmutter, als hätte Shanna laut gesprochen.

»Denk immer daran, meine Tochter – wie du getötet hast, so sollst du retten. Alle Gesichter der Göttin sind in dir.«

Mutter Elosia beugte sich über Shanna und setzte einen Becher an ihre Lippen, und Shanna wehrte sich nicht. Während sie in kühlen Heilschlaf hinüberglitt, spürte sie den Kuß der Mondmutter auf ihrer Stirn und hörte die Segensworte, die sie trösteten, bis ein neuer Tag heraufdämmerte.

## PAULA HELM MURRAY

*Ich bekomme immer viele Drachengeschichten, allerdings meistens von der Sorte, die ich als ›MacCaffrey-Klone‹ bezeichne; und die werden, begleitet vom Ablehnungs-Formular, von mir einfach ins Dazwischen geschickt.*

*Darum war ich ganz begeistert, als ich in meiner Post die nun folgende Story fand – es ist immer herrlich, einen Autor zu finden, der eine alte Idee aus einem ganz neuen, schrägen Blickwinkel sieht und sie dann auch noch flüssig formulieren kann.*

*Paula Helm Murray ist seit etwas über zehn Jahren in Fandom aktiv und derzeit Sekretärin der Kansas-City-Science-Fiction-und-Fantasy-Gesellschaft. Sie lebt mit ihrem Mann Jim in Prairie Village, Kansas.*

*›Kaylis Feuer‹ ist ihre erste professionelle Literaturveröffentlichung. — MZB*

## Kaylis Feuer

Kayli stand in der tropfenden großen Halle vor dem Kamin und überlegte sich, ob sie ins Bett gehen sollte, wo sie sich wenigstens warm zudecken konnte. Sie hoffte, daß das Dach über ihrem Schlafzimmer nicht auch noch leck war. Es war fast der letzte trockene Raum in der alten Burg.

Sie fühlte ein leichtes Zupfen am Knöchel. Dann kletterte ihr silbriger Hausdrache leichfüßig an ihr empor und ließ sich auf der linken Schulter nieder, wobei er sich mit mehreren Windungen des langen, biegsamen Schwanzes um ihre rechte Schulter abstützte. »Reiter kommen«, sagte er und drehte ihr das Gesicht zu, Nase an Nase, mit Bernsteinaugen wie ihre eigenen. »Und große Pferde, nicht die kleinen Ponys aus unserer Gegend.« Sie hob die Hand und streichelte das warme kleine Wesen. »Danke, Fyl.« Sie gab ihm einen sanften Stups. »Wenn du noch mehr zunimmst, paßt du nicht mehr hierhin. Hast du wieder Eier ausgelutscht?«

Mit empörtem Ausdruck auf dem Gesichtchen richtete er sich auf. »Du hast gesagt, die Eier gehörten uns, solange ich den Hennen nichts täte. Und ich habe nicht zugenommen! Puff!« Er stieß ein kleines Rauchwölkchen auf, gefolgt von einer ebenso kleinen Flamme. Kayli achtete nicht auf dieses Feuerwerk. »Schon gut – an deinem Gewicht merke ich, daß es kein Fläum ist. Halt still.« Mit dem Ärmel wischte sie ihm den Dotter aus den Mundwinkeln. »Am besten halst du dich ein bißchen zurück... du machst den Bauern so große Angst. Ich hoffe nur, daß sie Ylgs nicht wachmachen.« Sie machte eine Handbewegung und das Feuer im Kamin flackerte wärmer auf.

Fyl rutschte herunter und fort. Ich will mich heute nicht mit Ylgs abgeben müssen, dachte sie. Er ist vergreist, man kann nicht vernünftig mit ihm reden, und der Regen macht mich ungenießbar.

Der Brückendrache, ein echter Drache, war ein Geschenk an einen ihrer Vorfahren gewesen. Seine Vergreisung machte ihn zur Belastung.

Kayli öffnete eine der Türen zur großen Halle und stellte sich dort auf, um die Besucher zu erwarten. Blitze zuckten und erhelltten die Brücke, die vor ihrem Heim über den Fluß führte. Zwei bewaffnete Reiter auf großen Pferden, nach Kleidung und Abzeichen Männer aus dem Westen, klapperten eilig über die Brücke. Der eine hing gebeugt über dem Sattelknopf und hielt sich die rechte Schulter. Vor den Stufen zur Tür hielten sie an und standen, tropfend im Dauerregen, im Hof.

Wieder durchzuckte ein Blitz den Himmel. Das Pferd des Verwundeten schrie und tanzte ein wenig. Ohne auf den Regen zu achten, trat Kayli heran und beruhigte es, indem sie ihm das Maul streichelte.

»Bist du die Zauberin?« Es war der Unverletzte mit dem Hirschkopf auf dem Helm, der die Frage stellte. Sein starker westlicher Akzent bestätigte Kaylis Vermutung über die Herkunft der beiden.

»Ich bin eine Feuermagierin«, antwortete Kayli gelassen und streichelte das Pferd, »also werde ich es wohl sein.« Der Helm des Verletzten trug das Abbild eines Bärenkopfes. »Er ist verletzt«, sagte Hirschkopf kurz.

»Das kann ich sehen.« In der Dunkelheit unter dem Hirschkopf konnte sie helle Augen erkennen, starr vor Furcht. »Unser Feind besitzt einen Zauberer. Unser Wundarzt hat gesagt, die Wunde kann nur ein Zauberer heilen. Die Dorfbewohner dort unten meinen, du bist eine Zauberin.« Kayli verkniff sich eine Bemerkung darüber, daß jemand die Dienste eines Zauberers »besaß«. Sie stand schweigend da und überlegte. Sie verstand etwas vom Heilen; Weise-Frauen-Künste, keine Magie.

Oben über der Seite des Hofs erschien Ylgs' Kopf. Der gewaltige alte Drache, silbern vor Alter, sah vor lauter Moos, das auf ihm wuchs, während er unter der Brücke schlief, warzig aus. Gewöhnlich bewegte er sich langsam und konnte nur noch klettern; Alter und Umfang hatten seine Flügel verkümmern lassen.

»Göttin!« sagte sie. »Kommt mit, reitet die Pferde in meine Halle.« Sie öffnete den zweiten Türflügel weit und trat zu Seite. Hirschkopf warf einen Blick zurück, als sie die Türen passierten. Die Pferde brauchten keine zweite Aufforderung. Kayli hörte, wie der leise Ausruf »Süße Mutter...!« seinen Lippen entfuhr. Ylgs brüllte schwächlich, stieß ein paar schwarze Rauchwolken aus und rutschte dann wieder nach unten. Gut, er wird sich beruhigen, ist nur ein bißchen gereizt. Ich habe es langsam satt, immer die Türen zu erneuern, aber steinerne kann ich eben nicht bewegen.

Sie sah zu Bärenkopf auf. »Kannst du absteigen?« Er stöhnte und gehorchte dann schwankend. Sie half ihm, sich auf eine Bank am Kamin zu setzen, wobei sie so vorsichtig war, ihn nur ganz leicht zu berühren. Eisen und Stahl verbrannten ihr das Fleisch.

»Ich muß fort«, sagte Hirschkopf nervös, »man braucht mich. Wird dein Drache... ?« »Wenn du galoppierst, merkt er es nicht«, mischte Fyl sich ein und rutschte wieder auf Kaylis Schulter hinauf. »Er ist vergeist. Er bewegt sich nicht schnell, nicht so wie ich. Wahrscheinlich denkt er, es ist nur der Blitz.«

Der Mann machte eine fromme Geste. »Dann gehe ich jetzt. Ich hole ihn wieder ab.« Er packte die Zügel des zweiten Pferdes, schwenkte die Tiere herum und galoppierte davon. Kayli zuckte zusammen. Sie hatte für Pferde, die über Steinpflaster gallopierten, nichts übrig.

»Ich nehme dir die Rüstung ab«, erklärte sie ruhig. Sie legte ihren Mantel ab und benutzte ihn, um dem Mann den Helm abzunehmen. Er war leichter, als er aussah. Sie stellte ihn beiseite. Der Mann hatte dichtes, rotgoldenes Haar, einen dicken blonden Schnurrbart, blasses, hell sommersprossige Haut und ein kräftiges Adlerprofil. Eine alte, tiefe Narbe zog sich vom rechten Augenwinkel quer über den Nasenrücken bis unter das linke Auge. Er schien verwirrt. »Probleme?« zirpte Fyl.

»Dieses Kettenhemd auszuziehen ist ein schmerhaftes Problem, Kleines.«

Der Mann bewegte sich. Kayli begegnete dem Blick tief blaugrüner Augen.

»Wo bin ich?« fragte er, und sagte dann: »Ach ja – du mußt eine Zauberin sein. Keine Sterbliche hat gelbe Augen. Jetzt erinnere ich mich.« Er veränderte seine Stellung. »Aua!« Er umklammerte seine Schulter. »Es nagt!«

Verwundert musterte Kayli die Wunde. Die Rüstung zeigte keinen Riß, obwohl an der Stelle, wo er sie hielt, Blut durchsickerte. Sie nahm ihm den Mantel und den mit seinem Emblem verzierten Wappenrock ab, sorgfältig darauf bedacht, den Stahl nicht zu berühren. Die doppelt verschlungenen Golddrachen im blutroten Feld fand sie äußerst faszinierend. Später, dachte sie; jetzt gibt es Arbeit.

»Ich brauche Hilfe«, erklärte sie. »Ich tue, was ich kann, aber du mußt mir helfen, die Rüstung abzulegen. Zieht man sie über den Kopf?«

»Haken – hier vorn.« Ungeschickt versuchte er, sie mit der linken Hand aufzumachen.

»Scheine den rechten Arm nicht bewegen zu können.«

Als er mit den Haken fertig war, stellte Kayli sich hinter ihn. »Jetzt halte still.« Sie nahm alle Energie zusammen und packte zu, zog von hinten an der Rüstung, so schnell und vorsichtig sie konnte. Er unterdrückte einen Schrei, als das Kettenhemd hängenblieb. Dann glitt es über seine rechte Schulter. Kayli warf es auf die Erde und tauchte die Hände in einen fast vollen Eimer mit kaltem Regenwasser. In der Luft hing der schwache Geruch nach verbranntem Fleisch – ihrem Fleisch. Der Mann war wieder vornübergekippt.

Obwohl sie im Augenblick sehr wehtaten, würden ihre Verbrennungen schnell heilen. Sie ging wieder zu ihm und zog ihm das Unterwams aus. Es war blutig, aber nicht zerfetzt. Beim Anblick der Wunde in seiner Schulter wich sie einen Schritt zurück. Blutig, das Loch groß genug für ihre beiden Fäuste – und innen darin wand sich etwas.

»Übelwurm«, sagte sie laut. *Leicht zu erledigen*, dachte sie.

»Kay...«, keuchte Fyl und spähte angstvoll nach der Wunde. Sie schrak zusammen.

Manchmal vergaß sie ganz, daß sie ihn mit sich herumschleppte. Er war noch nicht lange genug bei ihr. »Vielleicht brauche ich Hilfe, Kleines«, sagte sie. »Ich bin für dich da.« Er stupste sie leicht an der Wange, ein weicher, warmer Trost.

Wieder sammelte Kayli ihre Kräfte und ergriff den blutroten Wurm gleich hinter dem Kopf. Aus ihrer Hand ließ sie eine lebendige Flamme zündeln, um ihn zu töten. Er wehrte sich und biß sie tief in den Daumen.

Sie schleuderte ihn zu Boden. Fyl sprang hinunter und äscherte das ekelhafte Geschöpf mit einem leichten Zischen ein. Nur ein schmaler Streifen Ruß blieb auf den Steinen zurück. Der Mann rührte sich, holte tief Luft und blickte auf. »Der Schmerz... das Nagen hat aufgehört...« Er starnte auf Fyl, der auf Kaylis Schulter zurückkletterte.

»Guter Junge.« Sie kraulte dem kleinen Drachen den Kopf. »Jetzt hol mir ein paar saubere Lappen aus der Küche.« »Ja, Herrin.« Unter Verzicht auf Widerworte – sehr ungewöhnlich — eilte Fyl davon.

»Es spricht«, sagte der Mann mit aufgerissenen Augen.

»Allerdings«, erwiderte Kayli. »Wenn du meinst, du könntest laufen, möchte ich dich zu Bett bringen.«

»Ich... ich denke, ja. Vielleicht mußt du mich aber stützen, Herrin.«

»Ich bin stark.«

Sie führte ihn zu dem einzigen wirklichen Bett, das sie besaß, und setzte ihn auf den Rand. Er war mit kräftigen Schritten gegangen und hatte sich nur auf der Treppe ein wenig an sie gelehnt. Als er saß, erschien auch Fyl, den Sack mit den Lappen im Maul.

»Danke, Fyl«, sagte sie, nahm ihm den Sack ab und streichelte ihn sanft. »Du bist ja ganz

besonders brav – hast sie sogar trocken gehalten.« Sie hielt inne und schaute den Mann an.

»Ich glaube, dein Freund hat uns deinen Namen nicht genannt.«

»Das würde er nicht tun, nicht bei einer Zauberin.« Er blickte zu ihr auf, im Gesicht Erschöpfung und ein wenig Furcht.

»Ich bin nur eine Feuermagierin«, erklärte sie ungeduldig. »Würde ich in diesem undichten Steinhaufen hausen, wenn ich eine Zauberin wäre? Mein Name ist Kayli. Ich werde dir nichts antun, du blöder Trottel!« Sie drehte sich um und holte Lappen aus dem Sack, um einen Verband zu machen.

»Mein... mein Name ist Hugh«, meinte er leise, »Fitzhugh für meine Verwandten. Meine Mutter heilt auch... ich sollte es besser wissen. Es tut mir leid, Herrin.«

Es war ihr peinlich, daß er sich offenbar schämte.

»Du hast mit einem bösen Zauberer gekämpft«, sagte sie milde. »Ich beneide dich nicht darum und werfe dir auch deine Furcht nicht vor. Er wird schon bald hier sein.«

»Was meinst du?« Er sah sie scharf an.

»Der Übelwurm... ich weiß nicht, wie ich es erklären soll... irgendwie ist er ein Teil von ihm. Er wird wissen, daß er starb, ohne dich zu töten. Komm, laß mich deine Schulter ansehen. Es kann weh tun.« Vorsichtig tupfte sie das Blut ab. Aus dem Strom war ein Rinsal geworden. Sie staunte, daß er vor Qualen nicht laut aufschrie. Die Wunde war tiefer und häßlicher, als sie zunächst gedacht hatte, man konnte Knochen und Bindegewebe erkennen. Vorn an der Schulter schienen weder Muskeln noch Sehnen übrig zu sein, und einige Knochen waren angenagt. »Kannst du deinen Arm fühlen?« fragte sie.

»Nein. Aber was den Zauberer betrifft...«

»Zum Henker mit dem Zauberer, Mann! Du bist schwer verwundet, das sollte jetzt deine einzige Sorge sein. Überlaß mir den Zauberer.« Sie hofft im stillen, daß die Wunde sich nicht als tödlich herausstellen würde. »Ich muß etwas tun, das dir Schmerzen bereiten wird.«

»Was?«

»Ich muß die Wunde ausbrennen, damit keine Vergiftung eintritt. Sie ist so tief, daß du mit Sicherheit sterben würdest, wenn Gift hineinkäme.«

»Dann tu es.« Er biß die Zähne zusammen und setzte sich gerade hin.

Kayli formte einen freischwebenden Feuerball von der Größe ihrer Handfläche, konzentrierte sich und ließ ihn leicht über die Wunde gleiten, gerade so lange, daß sie sich schwarz färbte. Hugh schwitzte, und an Stirn und Hals traten ihm die Adern hervor, aber er rührte sich nicht und gab keinen Laut von sich. Als sie fertig war, löste sie den Feuerball auf.

Dann verband sie Hughs Schulter, schiente sie, damit sie sich nicht so leicht beugte, und band ihm den Oberarm an die Seite, damit kein Zug auf die Wunde ausgeübt wurde. Er saß schweigend und benommen da. Endlich band sie ihm auch noch den Unterarm an den Körper, mit einer engen Schlinge, die sein Gewicht trug.

»Komm.« Sie schob ihn sanft auf die Füße. Er gehorchte. Sie nahm ihm den Kilt ab, zog die Beinlinge herunter und ließ ihn sich dann wieder auf das Bett setzen. Dann entfernte sie die Beinlinge ganz und zog ihm auch die Stiefel aus. »Leg dich hin.« Sie half ihm dabei, damit er sich nicht an der Schulter weh tat, und deckte ihn dann fest zu.

Schließlich setzte sie sich neben ihn und strich ihm über die Wange. »Schlaf, Hugh«, sagte sie leise, »schlaf und werde gesund.« Er schloß die Augen.  
Sie ließ ihn allein und fragte sich verwundert, welche Gefühle dieser Fremde ihr einflößte. Drei Tage lang verharrte Hugh zwischen Schlaf und halber Betäubung. Kayli richtete sich vor dem Küchenherd einen Strohsack. Fyl half ihr, sich nachts warmzuhalten. Den Gedanken an den Zauberer schob sie erst einmal beiseite. Zwecklos, sich Sorgen zu machen, dachte sie. Er muß mächtiger sein als ich. Und böse – kein anständiges Geschöpf würde Übelwürmer einsetzen.

Am vierten Morgen nach Hughs Ankunft schlachtete Kayli eine alte Henne, um Hühnersuppe zu machen. Als sie frühmorgens nach ihm sah, schien es ihm nicht besser zu gehen, und sie brauchte etwas, um selber bei Kräften zu bleiben. Wenigstens ändert sich das Wetter, dachte sie; langsam sehnte sie sich nach dem Frühling. Vom Schlafen auf den kalten Steinen tat ihr alles weh.

»Herrin.«

Kayli machte einen Satz. Während sie das Huhn rupfte, hatte sie ihre Gedanken schweifen lassen. In der Tür stand Hugh und lehnte sich an den Rahmen.

»Also doch kein Traum«, fuhr er fort. »Hab ich aber auch nicht geglaubt, als ich mein Hemd anzog.« Er hatte es über den verletzten Arm gestreift, ohne sich mit dem Ärmel aufzuhalten.

»Komm, setz dich.« Kayli legte die Henne beiseite und trat zu ihm.

»Wie fühlst du dich?« Sie musterte scharf sein Gesicht.

»Gut und hungrig.« Er nahm ihr gegenüber am Tisch Platz.

»Diese Henne wird bald im Topf sein«, antwortete sie. »Ich habe die Kartoffeln, Möhren und Rüben schon aufgesetzt.«

»Riecht gut.« Er schnüffelte in der Luft herum und betrachtete sie dann kritisch von Kopf bis Fuß.

»Wie lange bin ich schon hier?«

»Heute ist der vierte Tag.« Sie schaute nach der Henne. »Wenn ich fertig bin, möchte ich mir deine Schulter ansehen und den Verband wechseln. Wie fühlt es sich denn an?«

»Gar nicht. Oh, auf der Seite der Brust tut es ein bißchen weh, aber der Arm und die Schulter sind wie taub, bewegen sich auch nicht. Wie lange noch, bis ich den Arm gebrauchen kann?« Sie hielt den Kopf gesenkt.

»Ich kann es nicht sagen – es ist zu früh.«

Er langte über den Tisch und zwang sie, ihn anzusehen, die linke Hand fest unter ihrem Kinn. »Sag mir das noch mal, Mädel.«

»Du hast Glück, daß du überhaupt noch am Leben bist«, erwiderte sie steif. »Ich war überrascht, auch wenn du sehr kräftig zu sein scheinst.«

»Stimmt, Herrin.«

»Es ist möglich, daß du ihn nie wieder gebrauchen können wirst. Das... das Untier hat zu viel davon weggefressen. Noch länger, und es hätte sich bis an dein Herz durchgenagt. Das ist seine Aufgabe.« Sie schob seine Hand fort und nahm ihre Tätigkeit wieder auf.

»Und dein Mann? Wo steckt er?«

»Ich... ich habe keinen Gatten.« Sie fühlte, wie sie tiefer errötete. »Die Leute im Ort

haben Angst vor mir, und ich... nun ja, ich bin klug genug, es gar nicht erst zu versuchen. Alles, was ich besitze, ist mein Aussehen, und man hat mir oft genug gesagt, daß damit kein Staat zu machen ist.«

»Da irrst du dich gewaltig«, gab er zurück. »Dein Aussehen zeigt, daß du eine starke und tüchtige Frau bist. Ich habe dich erst für älter gehalten.« Er strich ihr sanft über die Haare. »Weißes Haar – das paßt gut zu Bernsteinaugen, denke ich.«

»Federn!« platzte Fyls begeistertes Quietschen in die Stimmung. Triumphierend und mit Höchstgeschwindigkeit galoppierte er zur Tür herein, tauchte in den Haufen auf dem Boden und fing sofort an zu niesen. Federn erfüllten die Küche.

»Fyl!« Kayli stürzte sich kreischend auf ihn. »Du weißt doch, daß du das nicht sollst! Gerade habe ich hier saubergemacht!« Sie gab ihm einen schallenden Klaps auf das feiste Hinterteil, als er mit knapper Not noch vor ihr durch die Tür witschte. Überall waren Federn. Kayli setzte sich wieder hin, stützte den Kopf in die Hände und merkte, wie müde sie war. Das ist genau das, was mir noch gefehlt hat, dachte sie. Ein leichter Tropfen traf ihren Hinterkopf. Herrlich, und jetzt leckt auch noch die Küche. Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten. »Ach, Mädchen«, sagte Hugh sanft, »wein doch nicht. Es sind ja nur ein paar Federn.«

Unter Tränen sah sie zu ihm auf. »Nur ein paar Federn!« Die Worte brachten das Faß zum Überlaufen. »Mein verdammtes Dach leckt, dieser widerliche Steinhaufen ist kalt und feucht, ich muß mich um einen vertrottelten alten Drachen kümmern, ich bin todmüde, weil ich drei Nächte auf einem kalten, feuchten Steinfußboden geschlafen habe, und zu allem Überfluß –«, sie stand auf –« lasse ich mich auch noch wegen eines Bauerntölpels ums Leben bringen. Nur ein paar Federn, jawohl!« Sie knallte die fast fertigerupfte Henne auf den Tisch. »Verdammst noch mal, mir reicht's!« Und sie stürmte zur Tür hinaus. »Jetzt hast du's geschafft«, quiekte Fyl, der, nachdem sie längst fort war, vorsichtig den Kopf durch die Tür steckte. »Sie ist schon ärgerlich, seitdem –«

»Sieht mir mehr so aus, als wärst du derjenige, der es geschafft hat«, hielt Hugh ihm entgegen. »Mitten in diese Federn zu springen wie ein Idiot!« Er sah sich eine kleine Weile um. »Hier finde ich mich nun wieder, in der Höhle einer Zauberin, wie ich dasitze und mich mit einem Drachen unterhalte, einem hirnrissigen Drachen noch dazu.«

»Das ist ja reizend«, schoß Fyl zurück und qualmte ein wenig aus den Nasenlöchern.

»Machst du öfter solche Sachen?«

»Laß deine frechen Bemerkungen und hilf lieber aufräumen«, sagte Hugh gelassen, »oder ich helfe ihr, dein fettes Hinterteil zu schlagen wie eine Trommel. Die Herrin ist verstimmt, und ich kann ihr deshalb keinen Vorwurf machen. Nun komm.« Als Kayli merkte, daß in der Küche nichts zu hören war, kam sie zurück. Der Geruch nach Drachenrauch und verbrannten Federn verriet ihr das Schicksal der meisten Federn. Ein paar Daunenflöckchen schwebten noch herum.

Hugh und Fyl saßen da und starrten das gerupfte, versengte Huhn an. Ein Messer lag daneben.

»Was ist los?« Als sie ihre Stimme hörten, machten beide einen Satz.

»Ich habe gerade begriffen, was es wirklich bedeutet, einhändig zu sein«, erklärte Hugh traurig. »Mir fällt einfach nichts ein, wie ich es halten und gleichzeitig aufschneiden kann.

Ich will aber auch nicht, daß Fyl es hält, weil ich mit der linken Hand so unsicher bin.« »Hier«, bemerkte sie gelassen. Sie legte den Vogel auf ihren Hackklotz, nahm ein größeres Messer und schnitt das Huhn in Stücke.

»Danke fürs Aufräumen«, fügte sie hinzu und gab die Stücke in den Topf.

Fyl rutschte auf ihre Schulter und stupste sie mit der Nase an Ohr und Wange.

»Tut mir leid, daß ich in die Federn gesprungen bin, Ma. War doch keine so gute Idee.« Kayli streichelte ihn.

»Und mir tut es leid, daß ich so in die Luft gegangen bin, Hugh, Fyl.«

»Der Zauberer macht dir Sorgen«, meinte Hugh ruhig. »Kein Wunder, wenn du gereizt bist.«

»Ich bin nur eine Magierin, Hugh«, sagte sie. »Alles, was ich habe, ist meine Feuermagie. Sie kommt von mir, ist ich, Hugh. Zauberei ist etwas Erlerntes und meistens mächtiger als das, was ich habe; jedenfalls habe ich es so gelernt.«

»Ja, so wie meine Mutter heilt«, erwiderte er. »Ich verstehe dich, Herrin. Es hat nur eine Weile gedauert, bis es durch meinen dicken Schädel gedrungen ist. Warum hast du mir geholfen? Du mußt gewußt haben, daß ein Zauberer in der Sache drinsteckte.«

»Du warst verletzt. Ich konnte dich nicht fortschicken.« Er stand auf und ging zu ihr. Sie machte sich steif und fragte sich, was er wohl vorhatte.

»Ich werde dir nicht weh tun, Herrin«, sagte er ganz sanft. »Ich... ich bin keine anderen Menschen gewöhnt«, erwiderte sie verlegen. Sie fühlte, daß sie wieder errötete. Dieser Mann brachte sie ganz aus dem Gleichgewicht. Sie verstand es ganz und gar nicht.

Er küßte sie leicht auf die Stirn und umarmte sie dann ganz zart mit seinem einen Arm.

»Du wagst eine Menge für mich«, sagte er sanft und betrachtete sie.

»Wenn die Zeit kommt, werde ich mein Möglichstes tun.«

»Wir schlafen beide in den Kleidern«, sagte Hugh, »aber als ich aufwachte, war ich nackt. Aber meine Kleider waren sauber, so daß alles erklärt war.«

Beim Schlafengehen standen sich die beiden an Kaylis Bett gegenüber. Sie war im Begriff, ihre Sachen zu holen, um wieder in der Küche zu schlafen.

»Ich schlafe angezogen«, erklärte sie schüchtern. »Dann schlafst du heute nacht in deinem eigenen Bett«, sagte er energisch. »Keine Diskussion.« Er machte ein entschlossenes Gesicht. »Wenn du dich vor mir fürchtest, lege ich mein Schwert zwischen uns.«

»Ich habe weit größere Angst vor dem Stahl, Hugh«, erwiderte sie leise.

»Wie bitte?«

»Weil ich bin... wie ich bin..., verbrennt Stahl mein Fleisch«, antwortete sie nüchtern.

»Laß mich deine Hände anschauen, Herrin«, bat er liebevoll, »ehe du das Licht löscht.«

»Warum?« fragte sie zögernd. Ihre Handflächen zeigten immer noch, wo sie die Rüstung berührt hatte, obwohl sie seit dem ersten Tag nicht mehr wund waren.

»Ich erinnere mich... an das Ausziehen der Rüstung. Kommt mir jetzt wie ein böser Traum vor. Ich weiß noch, daß es nach verbranntem Fleisch roch und ich mich wunderte, woher der Geruch kam.« Er blickte auf ihre Handflächen und küßte die verbrannten Stellen. »Eins würde ich gern wissen — was würdest du für einen wirklichen Freund tun, wenn du schon für einen Fremden so viel aufs Spiel setzt?«

»Wir müssen schlafen«, gab sie zurück. »Ich bin sehr müde.« Sie machte eine

Handbewegung, und die Kerzen erloschen.

Sie erwachte kurz vor Morgengrauen. Es hat aufgehört zu regnen, dachte sie. Vielleicht trocknet jetzt alles. Dann hörte sie das leise Klingeln von Zaubzeug. Sie setzte sich auf. Fyl war fort. Vorsichtig, um Hugh nicht zu stören, schlüpfte sie aus dem Bett und zog sich ein Kleid über das Untergewand. Dann stieg sie hinunter in die große Halle. Ein Gefühl drohenden Unheils überfiel sie.

Sie öffnete eine ihrer Haustüren und stand vor einer unwirklichen Szene.

Gegenüber auf dem Hügel, unmittelbar vor dem Aufgang zu ihrer Brücke, hielt ein Heer, prachtvoll bewaffnet, auf den Bannern Hughs Doppeldrachenemblem. Viele Bogenschützen waren bewaffnet und schußbereit angetreten.

Mitten auf der Brücke stand ein großer Mann in zerfetzten Gewändern. Als Kayli im Türrahmen stehenblieb, drehte er sich um.

»Gib meinen Mann heraus.« Seine herrliche Stimme trug über die Entfernung, so laut, als stünde er neben ihr. Auf die Truppen in seinem Rücken achtete er nicht.

Der Zauber der verführerischen, lockenden Stimme ließ Kayli kalt. Für sie lag kein Reiz darin. »Niemals«, versetzte sie gelassen. »Der Mann gehört sich selbst und keinem Zauberer.«

»Ich bekomme ihn doch, ganz gleich, was du redest, Weib«, gab er verächtlich zurück. Er machte eine Gebärde, und sechs ovale, faustgroße Gegenstände flogen an ihrem Kopf vorbei. Übelwurmeier, dachte sie und fragte sich, ob das wohl sein einziger Zauber war. Sie trat zurück ins Haus. »Fyl!« rief sie und sah ihn an der Küchentür, eine verkohlte Maus im Maul. »Geh sofort zu Hugh! Keine Fragen!« Er machte kehrt und sauste mit verblüffender Schnelligkeit die Treppe hinauf. Sie wandte sich wieder der Szene vor ihr zu. Die Eier würden landen und sich neben dem für sie bestimmten Opfer öffnen, um es anzugreifen und zu töten. Soweit sie sich erinnerte, konnten sie aber nur dann auf ein Opfer wie Hugh angesetzt werden, wenn der Zauberer dieses Opfer sehen konnte.

Trotzdem hoffte sie, daß Hugh wach war. Ein zorniges Brüllen, stärker als sonst, ertönte unter der Brücke. Der Zauberer blickte sich überrascht um. Neben ihm tauchte Ylgs auf. Mit einer Geschmeidigkeit, die Kayli ihm längst nicht mehr zugetraut hätte, glitt er an einem Brückenpfeiler hoch und von dort auf die Brücke. Sie fragte sich, ob er sich irgendwo in seinem altersschwachen Kopf daran erinnerte, was seine Aufgabe war und die Bedrohung der Burg und seiner Herrin durch den Zauberer spürte.

Einen Augenblick starrten Drache und Zauberer einander schweigend an. Dann begann der Zauberer zu singen und zu gestikulieren. Als er aufhörte, zeigte sich auf Ylgs' linker Schulter eine blutige Blüte. Der Drache schrie vor Wut auf. Daß Zauber ihn verletzen konnte, ließ Kaylis Herz erstarren. Wieder stimmte der Zauberer seinen Singgang an. Kayli erinnerte sich, daß ihre Großmutter gesagt hatte: »Nicht, daß ich dir wünsche, daß du es je mit einem zu tun bekommst – aber denk immer an dein Feuer. Du kannst darin leben, darin baden. Zauberer brennen wie andere Sterbliche, Kayli, vergiß das nicht.« Sie setzte zu einer weitausgreifenden Gebärde an, aber ein Pfeil nagelte ihren Ärmel an die Tür neben ihr. Fast blieb ihr das Herz stehen, als sie sah, daß er aus Stahl war. Sie riß den Ärmel los und fing noch einmal an.

Sie beendete ihre Handbewegung im selben Augenblick, als Ylgs es endlich schaffte, dem Mann, der ihm so weh getan hatte, einen feurigen Rülpser entgegenzuschicken. Sie hörte den Zauberer aufschreien, als der vereinte Feuerball ihn traf. Dann war es wieder Ylgs, der aufbrüllte, getroffen von einem Hagel stählerner Pfeile. Sein entblößter Nacken und Bauch, weich und verwundbar, verwandelten sich schnell in Nadelkissen voller Pfeile. Kayli hörte sich »Nein!« schreien. Sie rannte zu ihrem Drachen, der sich aufbäumte und quer über die Brücke stürzte. Unter sich begrub er die Überreste des Zauberers.

Die Bogenschützen marschierten auf die Brücke zu. Neben dem gewaltigen Drachen stand Kayli und sah, daß er tot war. Ein Pfeil steckte tief in seinem rechten Auge. Sie sah auf die herankommenden Männer.

»Nein! Zurück!« schrie sie. »Geht zurück! Er ist tot!« Wieder sauste ein Pfeil an ihrem Kopf vorbei. Sie fürchtete sich, ihnen ein noch besseres Ziel zu bieten, aber sie wollte nicht, daß sie getötet wurden.

»Drachen opfern sich, wenn sie sterben, ihr Dummköpfe! Geht zurück!«

Ein dumpfer Knall ertönte, als das Feuer im Bauch des alten Lindwurms Fleisch in Brand setzte, das nur im eigenen Feuer brennen konnte.

»Troy, zurück!« hörte sie Hugh hinter sich rufen. »Sie sagt die Wahrheit!«

Die herankommenden Männer blieben stehen, weit genug entfernt, um dem Feuerball zu entgehen, der um Kayli aufblühte. Sie hörte, wie Hugh qualvoll aufschrie und begriff, daß er nicht wissen konnte, daß sie lebte. Verwunderung, daß ihm etwas daran lag, schoß ihr durch den Kopf. Sie schob den Gedanken beiseite. Sie stand neben den rauchenden Schuppen und Knochen ihres alten Drachens. Unter seinem Brustbein lag das verkohlte Skelett eines Mannes.

Die Männer, zum Teil leicht versengt, hielten in Schußweite und starnten auf Kayli. Hirschkopf, zu Fuß und ganz vornan, gab ein Handzeichen. Es hatte wieder zu regnen angefangen. Sie wollte losrennen, erstarrte jedoch bei der Bewegung eines Bogenschützen. Er zielte auf sie, den stählernen Pfeil auf der Sehne.

»Troy, nein!« Noch während Hugh brüllte, sah Kayli zu, wie, beinahe in Zeitlupe, ein Pfeil auf sie zusauste. Sie wich aus, aber nicht weit genug.

Der Schmerz des Stahls, der ihr Fleisch durchbohrte, erfüllte ihre Schulter und sie fiel. Der Geruch des toten Drachens in ihrer Nase hinderte sie daran, den Geruch ihres eigenen, verkohlenden Fleischs wahrzunehmen. Sie schloß die Augen und vergaß alles außer dem Schmerz.

Als sie die Augen wieder aufschlug, vibrierte der Schmerz immer noch in ihr. Neben ihr stand Hugh, Fyl auf der gesunden Schulter, auf ihrer anderen Seite Hirschkopf, Troy, mit gezücktem Schwert.

»Sie hat mir das Leben gerettet, Troy! Nein!« schrie Hugh.

»Sie ist eine Zauberin wie er.« Troy deutete auf das Skelett. Er nahm den Helm ab. Ein Mann kam zum Vorschein, der so dunkel war wie Hugh golden.

»Sie ist wie Mutter«, erwiderte Hugh. »Ihre Gabe ist nur das Feuer.« Er bückte sich und richtete sich auf. »Hilf mir, Troy. Der Pfeil verbrennt ihr Fleisch.«

»Deine Mutter, nicht meine«, versetzte Troy steif. »Nimm dein Schwert, Mann! Schlag die Spitze ab, damit ich den Pfeil herausziehen kann!« befahl Hugh.

Kayli legte ihr Gesicht an Hughs Brust und schloß die Augen, als der dunkle Mann das Schwert hob.

»Ich habe dir vertraut«, sagte Hugh ruhig, »und ich habe dir gedient. Meine Herrin hat niemandem etwas Böses getan, nur deinem Feind. Ich kann ihr mit einer Hand nicht helfen. Wenn du sie tötest, mußt du mich auch töten, Halbbruder.«

»Ich werde helfen«, zirpte Fyl, was Troy veranlaßte, Hugh einen verwunderten Blick zuzuwerfen.

»Nein, Kleines«, gebot Hugh, »du würdest dir weh tun. Metall ist stärker als deine kleinen Zähnchen. Nein, Troy, hilf du.« Kayli krümmte sich, als das Schwert scheppernd neben ihr zu Boden fiel. Hände zogen an dem Pfeil. Sie wurde ohnmächtig.

Kayli erwachte allein in ihrem Bett. Ihre Schulter pochte. Unten in der Halle konnte sie Leute hören. Sie stand auf, wusch Gesicht und Hände und zog sich an. Regen prasselte aufs Dach. Am Kamin in der großen Halle stand Hugh und diskutierte mit Troy. Fyl saß immer noch fest auf seiner Schulter.

»Sie ist aufgewacht«, bemerkte einer von Troys Männern.

»Kayli«, sagte Hugh und trat zu ihr, als sie unten ankam. »Geht es dir wieder gut, Herrin?« Fyl wollte zu ihr hinüberklettern.

»Ja. Hugh. Nein, Kleines, meine Schulter verträgt jetzt keinen Druck.« Der kleine Drache schaute gekränkt.

»Weißt du, daß mir der kleine Kerl das Leben gerettet hat?« fragte Hugh und streichelte ihn. »Er hat mir zwar gesagt, du hättest ihn geschickt, aber er wußte nicht, warum; er hatte nur das Gefühl, er müßte gehorchen. Diese Würmer... wenn er sie nicht getötet hätte, hätte ich sie nicht abwehren können, nicht sechs auf einmal und mit einer Hand.«

»Hab sie alle verbrannt«, zirpte Fyl und reckte sich.

»Hugh hat sie auf den Boden geworfen, und ich hab sie gekocht.« Stolz plusterte er sich auf.

»Kommst du mit uns?« fragte Hugh.

»Nein, Hugh, ich kann nicht«, antwortete Kayli kurz. Sie spürte einen seltsamen Stich im Herzen. Ein Gefühl der Verzweiflung begann in ihr aufzusteigen.

»Kayli, ich muß zurück«, erklärte Hugh. »Ich habe Verpflichtungen.«

»Ich kann nicht fort von hier, Hugh.« Sie wandte den Blick ab. »Du sagst, ich bin wie deine Mutter – dann frag sie. Wenn wir älter werden, gehören wir... zu einem bestimmten Ort.« Sie kreuzte die Arme und schluckte. Sie weigerte sich, vor diesen Fremden in Tränen auszubrechen. »Frag mich nicht noch einmal.«

»Ich komme mit«, piepte Fyl dazwischen. »Abenteuer!«

Das traf Kayli ins Herz. Sie fuhr herum. »Geh jetzt, Hugh«, sagte sie zornig, um das Weh zu verbergen, das sie zerriß. »Geh und nimm dieses undankbare kleine Biest mit! Ich kann allein hier leben, wie ich es seit vielen Jahren getan habe.«

Hätte sie irgend etwas in der Hand gehabt, hätte sie es ihm an den Kopf geworfen. »Geh und schaff diese Leute mit ihren großen Pferden aus meiner Halle! Fort mit euch!«

Kayli versuchte, ein kaltes Feuer nach ihnen zu schleudern, um sie zu erschrecken, aber es mißlang. Sie taumelte vor Schwäche und stolperte zum Geländer, um sich daran

festzuhalten. Mit mühsam bewahrter Haltung schleppte sie sich hinauf in die Zuflucht ihres Schlafzimmers und hörte nicht, wie Hugh Fyl wegen seiner Treulosigkeit ausschimpfte.

Sie fiel auf ihr Kissen und konnte endlich weinen. Als die Tür aufging und jemand hereinkam, drehte sie sich nicht um. Sie schaute nicht einmal hin, als Hughs große, sommersprossige Hand sich auf ihre Schulter legte. »Hau ab, verdammt!« schluchzte sie. »Mädchen.« Er setzte sich hin und streichelte ihren Rücken. »Kayli, dein kleiner Drachen bleibt bei dir. Und ich komme auch wieder. Es gibt Geschäfte, die ich erledigen muß, sonst nichts. Ich schwöre, daß ich wiederkomme.«

»Versprich nichts, Hugh.« Sie schluckte, um ihr Schluchzen zu ersticken, drehte sich um und sah ihm in die Augen. »Du willst ja nur, daß ich aufhöre zu weinen. Ich bin überzeugt, da, wo du herkommst, laufen dir viel hübschere Frauen nach als ich.«

Er strich ihr über die Wange. »Ich kann es dir nur durch meine Taten beweisen, Kayli«, sagte er ruhig. »Ich kann nicht wählen, ob ich fortgehe, so wie du nicht wählen kannst, ob du bleiben willst. Ich kann dir nur mein Wort darauf geben, daß ich dich schöner finde, als alle anderen Frauen, die ich je gesehen habe, und daß ich mit keiner von ihnen versprochen bin. Warte auf mich, bevor der Mond im selben Viertel steht wie jetzt, bei Halbmond. Das verspreche ich dir, Mädchen.«

»Ich... ich...« Sie dachte einen Augenblick nach und sah dann zu seinem offenen Gesicht auf. »Ich werde dich dann erwarten.«

»Du bist nicht allzusehr davon überzeugt«, sagte er leise und lächelte ein wenig traurig. »Aus Gründen, die mir selbst nicht völlig klar sind, möchte ich dir beweisen, wer ich bin, möchte zu dir zurückkommen. Jetzt muß ich fort. Troy möchte ein gutes Stück weiter sein, bevor die Sonne höhersteigt.«

Er hob sie mit dem einen Arm auf und küßte sie auf die Wange. »Ich komme wieder, Herrin. Du hast mein Wort.«

Als er hinausging, lag sie still da, staunend und grübelnd, sogar noch, als Fyl zu ihr kam und sich an ihrer Seite zusammenrollte.

## JOSEPHA SHERMAN

*Für »Schwertschwester«, den ersten Band der »Schwester«–Reihe, hatte ich »Lifaris Ring« abgelehnt, weil in unseren Satz einfach nichts mehr hineinging. Aber die Geschichte ging mir über ein Jahr nach, und als sie wieder zu mir kam, reservierte ich ihr einen Platz. Ich glaube, sie wird auch in Ihrem Gedächtnis haftenbleiben. –MZB*

## JOSEPHA SHERMAN

### Lifaris Ring

Wie alle Uzkeni-Städte war auch Alakent ein Irrgarten aus weißgetünchten Lehmmauern und ungepflasterten Straßen, dem freilich die frühe Abenddämmerung jetzt einen gewissen bläulichen Zauber verlieh. Und wie in allen Uzkeni-Städten, dachte Khaita, waren sicher auch die braven Bürger von Alakent längst damit beschäftigt, sich für die Nacht zu verbarrikadieren und draußen in der trüben Stille nur Leute wie Diebe, Narren und eine kleine, schmale, junge Frau herumlaufen zu lassen, die gerade noch in der Wüstenstadt angekommen war, bevor man bis zum Morgen die Tore verschloß.

Pech, gerade jetzt hier einzutreffen. Noch größeres Pech allerdings, daß dieser Sturm mich von der Karawane getrennt hat. Und das nach der ganzen Mühe, die ich hatte, sie davon zu überzeugen, daß eine allein reisende Frau weder ein loses Weib ist noch Unglück bringt! Aje – nun gut – wenigstens bin ich am Leben und unverletzt und nur die Füße sind wundgelaufen. Wer weiß? Vielleicht finde ich in Alakent sogar jemanden, der mir Arbeit gibt, um meine traurige Börse wieder aufzufüllen.

Die Torwächter, die sie beobachteten, spähten verwirrt durch das Zwielicht. »Seht zu, daß Ihr hineinkommt, Herrin! Ihr wollt doch nicht, daß Euch Diebe überfallen?«

Natürlich meinten sie Schlimmeres als Diebe. In den dunklen Augen blitzte es humorvoll auf, und Khaita verbeugte sich. Sie wußte nur zu gut, daß sie in ihrer überfeinerten Schmalheit trotz allen Reisestaubs auf Wams und Hosen und langem schwarzem Zopf immer noch aussah wie eine verirrte kleine Palastdame. Sie warf einen Blick auf den glänzenden Bogen in ihrer Hand und zuckte die Achseln. Klein und weiblich bedeutete nicht unbedingt auch schwach, wie die Leute von der Karawane zugeben mußten, nachdem ihre Pfeile Wildbret für alle geliefert hatten; und eine berufsmäßige Bogenschützin kann in der Regel ganz gut für sich selbst sorgen.

Im Augenblick allerdings hatte sie keine Lust, irgend etwas unter Beweis stellen zu müssen; sie wünschte sich lediglich ein sicheres, weiches Bett für die Nacht. Und, o köstlicher Gedanke, ein Bad. Den Rücken vorsorglich an der Wand, prüfte Khaita, ob sie genügend Münzen für ein ehrbares Haus besaß. Kupfer, Kupfer... Silber? He da! ein silberner Drahim! Aber war das nicht... Doch. Khaita ballte kramphaft die Faust. Ein Perishani-Drahim, mit dem Bild des Königs in klar geprägtem Profil. Der König. Ihr Vater. Und Khaita zuckte in unerwartetem Schmerz zusammen, als ihr Worte einfieelen, die längst ihren Stachel verloren haben sollten. Krüppel – wertlose Verstoßene... Obwohl ihre Behinderung nicht sichtbar war, war sie doch vorhanden, und man hatte sie bei ihrer Geburt ausgesetzt wie jedes andere... unvollkommene Kind.

Ach, soll's doch Dzvina holen! Heimatlos mag ich sein, aber wenn es auch mühselig ist, mir gefällt mein Leben! Elend hätte ich mich gefühlt in einem königlichen Harem! O ja, und hier so herumzusinnieren ist eine gute Methode, sich einen Messerstich zuzuziehen. Mein lieber Vater hier kann mir das Abendessen finanzieren und...

Ein scharfer, erstickter Schmerzensschrei aus einer Gasse unmittelbar vor ihr durchschnitt ihre Gedanken. Die erschrockene Bogenschützin hatte, ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken, schon den Pfeil auf dem Bogen und bewegte sich vorsichtig auf die Einmündung der Gasse zu. Dort hockten zwei Männer, verschwommene Gestalten im trüben Licht, über einer dritten, regungslosen Figur. Khaita sah einen Dolch aufblitzen und dachte: Ich kann doch nicht einfach zusehen, wie jemand ermordet wird! Sie konnte nicht deutlich genug sehen, um ein so kleines Ziel wie einen Dolch zu treffen, aber ihr Pfeil schoß exakt zwischen den beiden Männern durch und bohrte sich höchst eindrucksvoll in die Lehmziegelmauer des Sträßchens.

Mit offenem Mund wirbelten die beiden Diebe herum. Sie konnten Größe, Geschlecht und Jugend des Schützen nicht erkennen, aber auf jeden Fall bemerkten sie die Drohung des gespannten Bogens und des zweiten, auf sie gezielten Pfeils. Sie ließen los und rannten. Khaita blieb grimmig wartend mit schußbereitem Pfeil stehen, bis sie sicher war, daß sie sie nicht rückwärts zu umzingeln versuchten. Dann ließ sie mit einem Seufzer den Bogen sinken.

Hatte sie einen Leichnam verteidigt?

Nein. Nicht ganz. Die Bogenschützin kniete neben dem Mann nieder und zuckte zusammen, als sie erkannte, wie schwer er verwundet war. Bei Ardhinas Erbarmen, viel konnte sie nicht für ihn tun... Und dabei war es so ein gutaussehender Mann, groß für einen Uzkeni, reichgekleidet, mit stolzen Zügen, dunkel von Haar und Bart. Khaita fuhr zusammen, als sie sah, daß er sich bewegte und hörte ihn mit leiser, hastiger, zorniger Stimme Worte murmeln, die wohl kaum für ihre Ohren bestimmt waren:

»Was für eine törichte Art zu sterben! Ein Dolchstoß in den Rücken, von ganz gewöhnlichen Dieben! Was für eine törichte, alberne Art zu sterben!«

Plötzlich schnellte seine Hand in die Höhe und schloß sich um die Hand der bestürzten Khaita. »Hör zu, Mädchen! Ich weiß, daß ich sterben muß, darum befehle ich dir, diesem meinem Wunsch zu gehorchen!« Seine Augen blitzten. »Wirst du mir gehorchen?«

Die erschütterte Bogenschützin nickte. Der Wunsch eines Sterbenden war heilig; sie konnte sich nicht weigern. Der Mann seufzte, eher erleichtert, dachte sie, als aus Schmerz oder Angst vor dem herannahenden Tod. Er ließ ihr Handgelenk los und tastete nach einem Ring, den er an der linken Hand trug. Aber als die Bogenschützin ihm helfen wollte, wich der Mann zurück, und wieder zogen die brennenden Augen sie in ihren Bann. »Nein. Du sollst mir den Ring nicht abnehmen. Noch nicht...« Zum ersten Mal versagte ihm die Stimme, und die wilden Augen schlossen sich. Als er sie wieder aufschlug, klangen seine Worte hastig und angestrengt.

»Hör mir gut zu. Wenn ich tot bin, nimm diesen Ring von meiner Hand und geh zu dem Haus, das am Ende der Greifenstraße steht. Dort gibst du den Ring demjenigen, der dir die Tür öffnet. Verstehst du?« Und auf Khaitas unbehagliches Nicken: »Noch eine Warnung, Mädchen. Versuch nicht, mich zu betrügen. Denn ich bin der Zauberer Melik-Kar, und das hier ist Lifaris Ring, und wenn du etwas anderes als das dir Befohlene tust, dann verspreche ich dir, daß es dir sehr leid tun wird.« Und damit, ganz einfach, war er tot. Nach einer kleinen Pause streckte Khaita widerwillig die Hand aus. Mit geschmeidiger, ganz leise beunruhigender Leichtigkeit glitt Lifaris Ring in ihre Handfläche, ein breites

Band, das aus so reinem Gold geschmiedet zu sein schien, daß es zum Tragen fast zu weich war. Eine höchst sonderbare Glyphe war hineingeschnitten, die näher zu studieren Khaita nicht den geringsten Wunsch verspürte. Mit einem Schauder ließ sie den Ring in ihre Börse gleiten und stand auf, wobei sie sich innerlich von Bett und Bad und Abendessen verabschiedete. Ein Gelöbnis war schließlich ein Gelöbnis.

Die Greifenstraße war klein und in der Dunkelheit unauffällig. Schmale Längen weißgetünchter Mauern wurden hier und da von festverriegelten Türen unterbrochen. Unauffällig und still, so sehr still...

Wütend über die eigene Nervosität marschierte Khaita eilig zur letzten Tür und kloppte mit zur Schau getragener Unbekümmertheit an. Sie war bereit, als die Tür aufschwang, lediglich den Ring abzugeben und sich davon zu machen. Aber – Es war Melik–Kar! Nein. Nein, natürlich war er es nicht. Oh, es bestand eine Ähnlichkeit, gütige Götter, ja! Aber die Augen dieses Mannes waren beunruhigend ausdruckslos, nicht blind, sondern irgendwie ohne Leben. Der Gedanke an Zauberei schoß ihr durch den Kopf, und Khaita gab dem Mann schnellstens den Ring. Wortlos streifte er ihn an seine Hand. Einen langen Augenblick stand er bewegungslos da, und genauso erstarrt stand sie in hilfloser Faszination vor ihm.

Und dann machte Khaita einen entsetzten Sprung nach rückwärts und ihre Hand malte ein ganz unwillkürliches Zeichen gegen Böses in die Luft. Denn in den stumpfen Augen blitzte Leben auf – Melik–Kar! Es war wirklich Melik–Kar! Der – der Ring enthielt seine Seele und pflanzt sie nun in den neuen Körper! Und ich habe ihm noch dabei geholfen! Der Mann lachte wortlos über das Grauen in ihren weitgeöffneten Augen. »Ich sehe, daß du mich wiedererkennst. Nein, komm, weiche nicht zurück! Du hast mir einen großen Dienst erwiesen. Willst du keine Belohnung dafür?«

Khaita, die verzweifelt nach Fassung rang, schüttelte den Kopf und milderte die Zurückweisung mit einer kleinen Geste, die deutlich zum Ausdruck brachte, daß nichts dergleichen nötig war. Der Zauberer runzelte die Stirn.

»Komm, komm, kannst du nicht sprechen – ah! Nein! Jetzt sehe ich, wie die Dinge liegen. Du kannst nicht sprechen, nicht wahr?«

Khaita seufzte und schüttelte wieder den Kopf. Sie war, wie ihre königlichen Anverwandten so schnell festgestellt hatten, ganz und gar stumm.

»So, so – und da habe ich mich gewundert, welche falsch verstandene Schüchternheit dich daran hinderte, um Hilfe zu rufen, als ich starb!« Er hielt inne, als sie schauderte und schenkte ihr ein wirklich bezauberndes Lächeln. »Vergessen wir das. Möchtest du das als Belohnung haben? Möchtest du, daß ich dir eine Stimme gebe?«

Götter! Mit wilden Augen starnte Khaita ihn an. Und das war ein Fehler. Trotz seines umgänglichen Lächelns lag im Blick des Mannes eine rohe Kraft, und eine jäh benommene Khaita mußte feststellen, daß sie unmerklich in seine Reichweite geraten war. Alarmiert und wütend riß sie die Augen von ihm los, um den Zauber zu brechen – ach, es war zu spät! Er hatte sie schon gepackt, und alle Mächte der Erde schienen mit ihm im Bunde zu sein. Liebe Götter, ja, dieser neue Körper konnte nur ein Konstrukt sein. Sie hatte von solchen Dingen gehört; ein künstlich geschaffener Körper, hart und kalt und undurchdringlich wie Stein! So kräftig Khaita sich auch wehrte, Melik–Kar hob sie mit

Leichtigkeit auf seine Arme und trug sie ins Haus. Die wildblickende Bogenschützin sah einen einzigen, großen, sparsam möblierten Raum. Eine massive Steintreppe führte nach oben in den ersten Stock und nach unten in Dunkelheit. Das wenige Licht kam von einem kunstvoll geschmiedeten Bronzekronleuchter, der an etwas, das aussah wie neun beängstigend dünne, in neun komplizierten Knoten miteinander verknüpfte Seidenschnüre, von der Decke herunterhing.

»Wehr dich nicht so, Mädchen. Ich habe nicht vor, dich zu töten. Du hast mir einen zu großen Dienst erwiesen; die Magie verbietet mir, das Gewicht deines Todes auf mich zu nehmen.« Das klang wenig ermutigend.

»Aber ich kann dich auch nicht fortgehen lassen«, fuhr Melik-Kar gelassen fort. »Du hast gesehen, wie ich diesen neuen Körper annahm, und selbst stumme junge Frauen können Mittel und Wege finden, Geschichten zu erzählen. Die Priester von Alakent haben bisher ein Auge zugeschlagen, aber ich fürchte, diese Verwandlung würde ihnen ein bißchen zu sehr nach Gotteslästerung schmecken.« Er hörte sich mehr wie ein Kaufmann an, der über seine Finanzen spricht, als wie ein Zauberer. »Ich kann es mir nicht erlauben, daß sie das Volk gegen mich aufhetzen. In einer so kleinen Stadt gehen die Geschäfte schon schlecht genug.« Während er so redete, hatte er Khaita die Steintreppe hinuntergetragen und war unten im Keller vor einem tiefen Loch stehengeblieben, dessen kreisförmige Öffnung mit einem Gitter aus ineinandergeflochtenen Metallstäben versiegelt war. Der Zauberer ließ Khaita nachlässig zu Boden gleiten. Mühsam richtete die Bogenschützin sich auf, in der Hand das Messer. Für Feinheiten war jetzt keine Zeit; sie führte einen schnellen, tödlichen Stich nach oben – und das Messer brach an der Brust von Melik-Kars Konstrukt in zwei Stücke. Mühelos packte er die Bogenschützin und hielt sie über die Öffnung, von der er inzwischen das Gitter entfernt hatte. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, ließ er Khaita fallen.

Zerschlagen und schwindlig kam die Bogenschützin allmählich wieder auf die Füße. Sie hatte sich im Fallen schlaff werden lassen und war wie durch ein Wunder mit nichts Schlimmem als Prellungen davongekommen. Davongekommen – aber wozu? Noch immer vor Schock bebend stand sie da, blickte in die Dunkelheit ringsum und hinauf nach der Öffnung. Das Gitter lag wieder darüber; im trüben Kellerlicht konnte sie den stumpfen Glanz der Metallstäbe erkennen.

Wenn – wenn das seine Vorstellung davon ist, mich nicht zu töten – bei Ardhinas Erbarmen –, was ist dann dieser Ort? Eine Grube? Nur ein enges Loch? Wollte er sie hier verhungern lassen? Nein. Trotz der Dunkelheit hatte sie das Gefühl, daß große Weite sie umgab, und die Bogenschützin wunderte sich und wagte sogar ein wenig zu hoffen. Schließlich lag ein großer Teil der Umgegend auf Kalksteinuntergrund, und Kalkstein war häufig von Tunnels durchzogen. Konnte nicht einer davon an die Oberfläche führen? Oder – mochten die Götter ihr gnädig sein, warum war ihr das eingefallen? – vielleicht führten sie alle hinab in die endlose Nacht.

Wie lange wanderte sie schon umher? Und wie weit war sie gekommen? Khaita gab einen kleinen, müden Seufzer von sich. Immerhin hatte sie ihren Bogen gefunden und sich aus Holzsplittern und Stoffetzen eine Fackel gemacht. So weit, so gut. Die Luft schien einigermaßen frisch zu sein. Nur dieser Tunnel wand und schlängelte sich so aberwitzig!

Die Stille war so lastend, daß sie selbst das Geräusch von Khaita Schritten erstickte. Hatte das denn kein Ende ?

Doch, das hatte es, und zwar ein so plötzliches, daß Khaita fast hinfiel. In panischem Schrecken umklammerte sie Bogen und Fackel, als sie in einen unerwarteten, fast senkrechten Abgrund stolperte. Als die atemlose Bogenschützin etwas ebeneren Boden erreicht hatte, fand sie sich von im rauchigen Licht nur unvollkommen erkennbarer Schönheit umgeben, in einer Höhle aus Rosa und Purpur und Gold. Im Mittelpunkt der Höhle stand eine Säule, ein schlanker Pfeiler aus glattem, makellosem Kristall, das das Feuer von Khaitas Fackel hundertfach zurückstrahlte, als sie in vorsichtigem Staunen näher kam. Welcher Zauber konnte das geschaffen haben – es konnte kein Naturgebilde sein! Oh, aber da gab es auf einmal eine ganz leise, verstohlene Bewegung hinter ihr! So jäh und wild ihr Herz auch hämmerte, legte die Bogenschützin doch sorgsam die Fackel hin und griff ebenso sorgsam nach einem Pfeil und spannte ihn auf die Sehne. Sie hatte das Geräusch geortet, aber würde ihr Zeit zum Zielen bleiben? Einen kurzen, entsetzlichen Blick in blitzende blauweiße Augen konnte Khaita erhaschen, sah scharfe Fänge, einen dunkelpelzigen, sprungbereiten Körper – dann traf ihr Pfeil das Wesen mitten in den Hals. Es würgte und sank zusammen, die Klauen in den Stein gekrallt, als es noch im Sterben immer wieder versuchte, sich auf seine Mörderin zu stürzen.

Endlich lag es still, und nach einer Weile kam auch Khaita wieder zu Atem. Was, im Namen sämtlicher Götter, war das? Ein Tier? War es nur ein Tier? Den Klauenhänden fehlten die Daumen, die Fänge waren die eines Raubtiers. Ja, es war ein Tier, mit glattem, glänzendem, blauschwarzem Pelz! Und wo eines war, konnte es auch noch ein zweites geben – Sie hatte noch nicht zu Ende gedacht, als sie ein zweites Wesen ansprang.

Verzweifelt wand sich die Bogenschützin, als unmittelbar an ihrem Hals Fänge zuschnappten. Im Ringen verlor sie den Halt, und die Fackel flog ihr aus der Hand. In ihrer Angst versetzte Khaita dem Genick des Tiers mit den verschrankten Händen einen harten Hieb, wie sie es bei einem menschlichen Gegner getan hätte. Erstaunt und erleichtert merkte sie, daß das Geschöpf lautlos zusammensackte, ein Haufen schimmernden Pelzes. Hastig sprang Khaita auf, um das Wesen mit einem Pfeil zu erschießen, ehe es sich wieder erholte.

Aber dann erstarrte sie, und ihre Augen wurden immer größer. Unmöglich, unmöglich! Ihre Fackel war im Flug gegen die Kristallsäule geprallt – und jetzt stand die ganze Säule in Flammen. Aber Kristall brannte doch nicht – Kristall konnte doch nicht – Sie taumelte zurück und schlug die Arme vor das Gesicht, um ihre Augen zu schützen, als der flammende Pfeiler plötzlich hoch aufloderte —

Und verschwand. .

Als sie allmählich wieder klar sehen konnte, setzte sich Khaita auf und blinzelte. Jemand beugte sich über sie. In Panik griff sie nach dem Bogen, denn dieser Jemand hatte Fangzähne und schwarzes Fell!

Aber jetzt lag wirkliche Intelligenz in den Tieraugen, und eine Stimme, verzerrt, aber durchaus verständlich, sagte: »Oh, du hast das Weibchen getötet! Wie schade! Ich hatte sie hier unten ausgesetzt und im stillen gehofft, sie würden sich vermehren. So eine unfruchtbare Spezies – He, sei ruhig, Mädchen. Ich tue dir nichts.«

Khaita glotzte. Sie deutete mit hektischen Handbewegungen von der Stelle, wo die Säule gestanden hatte, auf das Wesen, das vor ihr hockte.

»Ja, meine Schweigende. Ich – oder vielmehr meine Essenz — war wirklich darin gefangen. Aber du hast mich, gewollt oder ungewollt, mit den Flammen deiner Fackel befreit. Mein ursprünglicher Körper wurde leider schon längst dahingerafft, darum nahm ich den einzigen, der gerade frei war.« Das Wesen richtete sich auf und streckte versuchsweise die Krallenhände. »Und was für ein ungeschickter Körper das ist! Aber er wird genügen, bis ich eine passendere Unterkunft finde.«

Die Bogenschützin versuchte zu gestikulieren, hielt inne, versuchte es wieder, voller Verzweiflung darüber, daß sie ihre hundert Fragen nicht laut aussprechen konnte.

»Sag mir, Mädchen, wie du hier heruntergekommen bist! Bestimmt wolltest du dich nicht nur ein bißchen umsehen. Nein. Wer hat dich in das Loch geworfen und gehofft, du würdest zu seiner Bequemlichkeit sterben? Melik–Kar? Aha, das habe ich mir doch gedacht. Typisch für seine Stümperei!« In den Raubtieraugen lag ein solcher Glanz, daß Khaita die Antwort wußte, noch bevor sie in der Zeichensprache fragte: Seid ihr Feinde? Das Wesen lächelte, wobei die Fangzähne erschreckend aufblitzten. »Ach nein, nichts so Dramatisches. Wir sind Geschäftskonkurrenten, das ist alles. Siehst du, ich habe mich als erster in Alakent niedergelassen. Ich mochte schon immer Kleinstädte lieber. Aber das tut hier nichts zur Sache. Jedenfalls will ich damit sagen, daß ich gerade genügend – äh – Klienten fand, um recht angenehm leben zu können. Aber dann kam Melik–Kar. Pah! Ich glaube, er ist nichts weiter als irgendein Flüchtling! Wahrscheinlich hat er sich jemanden zum Feind gemacht, der mächtiger ist als er, der Scharlatan. Und warum er sich ausgerechnet Alakent ausgesucht hat... in einer Stadt dieser Größenordnung gibt es einfach nicht genügend Kunden, um zwei Zauberer bequem zu ernähren. Ich hatte nicht die geringste Absicht, mich aus meinem Heim verdrängen zu lassen. Aber, nun ja, ich muß zugeben, daß ich zu sorglos war. Traute mir zuviel zu. Und Melik–Kar, verdammt soll er sein, lockte mich in meinem eigenen Haus in eine Falle. Oh, töten konnte er mich nicht. Dazu war ich viel zu stark. Aber was er tun konnte – und auch getan hat –, das war, meinen Geist in Kristall zu bannen.« Die Raubtieraugen blitzten. »Mich von diesem – diesem Schmierenkomödianten von einem Zauberer hereinlegen zu lassen! Aber diesmal werde ich es sein, der ihm einen Streich spielt. Ich werde ihn überlisten und ihn schön weit aus seinem Körper herausbannen!«

Aber Khaita schüttelte den Kopf und deutete mit Augen und Händen an, daß Melik–Kar seinen Körper bereits verlassen und sich in einen anderen versetzt hatte, der gänzlich unverwundbar schien.

»So! Trägt er einen Ring? Ja? Das habe ich mir gedacht. Dieser Ring gehört mir. O ja, Mädchen. Es ist Lifaris Ring, und sicher war er frech genug, dir das zu erzählen. Und ich bin Lifari.«

Khaita verbeugte sich mit nur leichter Ironie und meinte in der Zeichensprache: *Na gut, na gut, aber wie kommen wir hier heraus? Gibt es einen Ausgang?*

»Wie bitte? O nein, nein. Aber mach dir deshalb keine Sorgen. Willst du dich an Melik–Kar rächen? Aie, wirf mir keine solchen Dolchblicke zu! Ich gebe zu, daß die Frage töricht war – natürlich willst du! Komm mit, wir gehen den Weg zurück, auf dem du

gekommen bist, und dann werden wir schon sehen.«

Lifari sah zu dem Metallgitter hinauf. »Kannst du das Ding mit einem Pfeil treffen, Mädchen?«

Khaita nickte verwirrt. Was konnte ein Pfeil schon ausrichten? »Die Pfeilspitze ist aus Eisen, oder? Schieß und gib acht.« Die Bogenschützin musterte ihn zweifelnd, gehorchte jedoch. Der Pfeil traf sauber auf, dann gab es einen kurzen, weißglühenden Blitz und einen Geruch nach Verbranntem – und das Gitter war verschwunden.

»Siehst du?« krähte Lifari. »Nichts in diesem Haus überlebt die Berührung mit Eisen. Ich muß es ja wissen, denn ich habe es so geplant. Komm, gehen wir.«

Er packte sie um die Mitte und murmelte ganz leise einen schnellen, fremdklingenden Singsang vor sich hin. Bevor sich die überraschte Khaita wehren konnte, schien sich der Boden unter ihren Füßen aufzulösen. Ringsum verschwamm der Raum und ihr wurde ein wenig übel. Dann fand sie sich unvermittelt losgelassen und benommen im Hauptraum des Hauses wieder, vor sich einen fassungslosen Melik-Kar, der nur Augen für die dunkelpelzige Gestalt neben ihr hatte. »Lifari!«

»Schau an, mein lieber Freund! Ich hätte nicht gedacht, daß du so geschickt bist, mich zu erkennen!« Jedes einzelne Wort troff von Verachtung.

»Wie das? Wie das?«

»Das Mädchen am Leben zu lassen! Du mußtest dir doch sagen, daß immer die Möglichkeit bestand, sie könnte mich befreien!«

»Ich mußte sie leben lassen, Idiot! Sonst wäre der Rückschlag–«

»Stümper, sage ich!«

»Erfahren genug, um dich zu fangen, Lifari!«

»Ein Unfall! Hör zu, es gab sichere Methoden, das Mädchen zu töten und trotzdem die Macht festzuhalten. Aber die wären für einen Flüchtling wie dich natürlich viel zu verfeinert gewesen!« Melik-Kars Augen funkelten. Er knurrte etwas, das verdächtig nach »verdammter Provinzzauberer!« klang und versprühte ringsum Funken beleidigter Macht.

Zwei Hexenmeister, die sich herumzankten wie Markthändler. Fast komisch, dachte Khaita. Es wäre wirklich komisch, wenn ich nicht mittendrin steckte. Also will ich den beiden lieber ein stilles Lebewohl sagen und...

Aber als sie versuchte, sich unauffällig zu entfernen, schleuderte ein Zauber von einem der beiden die Bogenschützin quer durch den halben Raum. Als sie wieder klar denken konnte, begriff Khaita, daß die Männer, die das Stadium der gegenseitigen Beleidigungen jetzt hinter sich gelassen hatten, ihr den Fluchtweg versperrten. Der Kampf war in vollem Gange. Keiner sprach, keiner rührte sich, aber ihre Augen waren schrecklich und in der Luft lastete die Spannung verbissener Magie. Khaita beobachtete sie scharf. Bestimmt hatten die beiden sie inzwischen vergessen? Wenn sie an ihnen vorbeischlüpfen und zur Tür rennen könnte –Aber nein. Melik-Kar war viel zu schnell. Und selbst wenn sie ihm entrann, würde er, sofern er Sieger blieb, ihr nachsetzen; daran bestand kein Zweifel.

Lifari schien allerdings der ältere und erfahrenere von beiden zu sein. Gewiß war er auch der Stärkere?

Aber Melik-Kar hat den Ring, und damit und mit seinem Konstruktenkörper ist er

unermüdlich! Wenn er gewinnt, stirbt Lifari – und ich sterbe mit ihm. Lifaris Tiergesicht zeigte bereits Andeutungen von Ermüdung.

Verzweifelt riß Khaita den Bogen hoch, fest entschlossen, nicht einfach stehenzubleiben und auf ihren Tod zu warten. Aber was konnte sie tun? Ihr Messer war an Melik-Kars Brust zerbrochen, auch ein Pfeil würde lediglich zerspringen. Liebe Götter, es mußte einen Weg geben!

Ja... der Ring. Gold, reines Gold, fast zu rein, zu weich zum Tragen... ja? O ja, beim Licht, ja! Sie würde nur eine einzige Chance haben, aber die würde sie nutzen.

Leise ließ Khaita einen Pfeil aus dem Köcher gleiten und verkürzte den Griff um seinen Schaft. Sie dachte, daß der Pfeil einen furchtbaren Dolch abgab. Mochten die Götter geben, daß die beiden Rivalen ihre Haltung nicht änderten, Geist gegen Geist standen sie da, reglos wie Statuen – nur noch eine kleine Weile. Mochten die Götter außerdem geben, daß keiner der Zauberer merkte, wie sie sich katzenleich an Melik-Kar heranschlich. In der Luft knisterte so viel Zauberkraft, daß ihre Haut prickelte und ihr alle Glieder wehtaten, und je näher sie dem Zauberer kam, desto stärker wurde der Druck. So nahe, so nahe! Wie konnte er nicht sehen, daß – Aber mittlerweile hatten sich beide Rivalen so auf ihre Magie konzentriert, daß sie für alles andere blind waren. Melik-Kars Arme hingen schlaff herunter, und der Ring glänzte, der weiche Goldring ... Die Bogenschützin umklammerte den unhandlichen Pfeildolch, brachte ihn ganz, ganz langsam nach oben, schätzte mit verzweifeltem Blick Entfernung und Winkel ab.

Und stach zu – auf Lifaris Ring! Sie fühlte, wie die eiserne Pfeilspitze auf steinigem Fleisch kratzte, kurz zwischen Finger und Ring hängenblieb, freikam und über glattes Gold fuhr – aie, aie, schräg! Sie hatte den Ring nur zerkratzt, eine Kerbe hineingeritzt, nicht mehr! Melik-Kar schlug zu, ein wilder, instinktiver Hieb mit dem Handrücken, der ihr den Schädel zerschmettert hätte, wäre sie nicht zur Seite geschnellt. Die Bogenschützin rollte sich ab und sprang auf die Füße, verzweifelt, überzeugt von ihrem unmittelbar bevorstehenden Ende. Aber der Ring, der Ring! Kaltes Eisen, das ihn ritzte, hatte ihn geschwächt und locker gemacht, und Melik-Kars kopfloser Hieb hatte ihn von seiner Hand geschleudert.

Noch stand Khaita in wilder Anspannung kampfbereit da, als sie den Zauberer erstarrten sah, den Arm noch immer halb erhoben. Einen Augenblick geschah gar nichts.

Und dann, nicht länger Melik-Kar, kippte der leblose Konstrukt vornüber und zerschellte auf dem Steinfußboden. Während Khaita betäubt und voller Grauen auf das starre, was vor noch kaum einem Augenblick ein lebendes Wesen gewesen war, hörte sie Lifaris scharfes, wildes Lachen, als er mit seinen Krallenfingern den Ring an sich riß.

»Wundervoll! Wundervoll! Aber hast du ihn verletzt? Nein, nein, die Glyphe ist unversehrt, nur das Gold ein wenig zerkratzt. Nichts, was ich nicht in Ordnung bringen könnte. Schade, daß der Zauber unbedingt so ein weiches Metall erforderte. Aber sonst hättest du nicht tun können, was du getan hast. Ha, der Narr! Von einem kleinen Mädchen ohne jede Magie ums Leben gebracht! Und sein Geist ist jetzt auch verloren, denn er hat keinen Wirkkörper mehr, der ihn aufnimmt! Oder... doch?« Bei der jähnen Veränderung in seinem Tonfall fuhr Khaita scharf herum. Und was sie in Lifaris Augen sah... Götter, Götter, wie falsch hatte sie ihn beurteilt, eingelullt von seinem Geschwätz! Liebe Götter,

er war ganz genau so ein kalter und skrupelloser Geschäftemacher wie sein verstorbener Rivalen!

»Es tut mir leid, liebes Kind. Aber Melik-Kars Geist ist noch in unserer Nähe. Mir kann er nichts tun. Aber dir – es tut mir aufrichtig leid.«

Nie hatte Khaita schneller einen Pfeil auf die Sehne gelegt. Aber sie konnte nicht schießen! Aie, sie schaffte es nicht, den Pfeil losschnellen zu lassen, obwohl sie gegen den Willen des Zauberers ankämpfte, bis sie nach Atem rang.

»Nein, Mädchen. Du kannst nicht auf mich schießen. Bitte versteh mich, es handelt sich um nichts Persönliches. Aber ich will Melik-Kar wirklich nicht wiederhaben.«

Khaita sah sich mit wilden Blicken um. Ja! Er hat gesagt, ich könnte nicht auf ihn schießen, aber nicht, daß ich nicht auf etwas anderes schießen kann. Und es war Lifari selbst, der mir erzählt hat, daß nichts in diesem Haus der Berührung von Eisen widerstehen kann.

Und während der Zauberer noch die Kraft zu sammeln begann, die ihn umwirbelte, ließ Khaita den Pfeil von der Sehne schnellen – genau gegen den großen Bronzekronleuchter über ihnen. Die eiserne Pfeilspitze durchschnitt die neunfache Seidenschnur wie Nebel. Dröhnend stürzte der massive Kronleuchter herunter. Unter sich begrub er den Zauberer Lifari.

Nach einem atemlosen Augenblick wagte die Bogenschützin hinzusehen. Blut färbte den Steinfußboden, aber alles, was von dem Zauberer noch zu sehen war, war eine Klauenhand, die unter der Bronzelast herausragte. Die Hand trug immer noch den Ring, und Khaita biß die Zähne zusammen und zog den goldenen Reif vorsichtig ab.

Aber kaum hatte sie ihn an sich genommen, als ein plötzlicher Schlag sie traf und ein furchtbarer Druck sich auf ihren Verstand und Geist zu legen begann, eine vernichtende Gewalt, die sie in die Höhe taumeln ließ. Hilflos umklammerte sie den Ring. Schluchzend rang sie nach Atem. Sie wußte, woher das alles kam: Lifari! Er war hier, er war immer noch hier. Wild prügelte sein Geist auf ihr ganzes Wesen ein, versuchte sie zu töten, sie ins Vergessen zu treiben, damit er die sterbliche Hülle ihres Körpers übernehmen konnte. Und diese Qual – aie, aie, sie konnte ihn nicht zurückhalten!

Plötzlich prallte etwas anderes mit aller Gewalt gegen die erste Macht, und die unmittelbare Pein ließ nach. Aber es lag kein Erbarmen darin; durch den Nebel ihrer Seelenschmerzen erkannte Khaita die Wahrheit.

Melik-Kar! Er kämpft mit Lifari um mich. Mein Körper bedeutet für den Sieger Leben. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich bin keine Zauberin, ich kann nicht hoffen, die beiden zu besiegen! Ganz gleich, wer von ihnen gewinnt, ich muß sterben.

Aber eine klare, kühle, nüchterne kleine Stimme in ihrem Hinterkopf beharrte: Nein. Lifaris Ring hält sie hier zurück. Du hast eine Waffe gegen sie. Nutze sie!

Mühsam zwang sich Khaita, die geballte Faust zu öffnen und den kleinen Ring auf den Boden zu werfen. Jetzt, jetzt, solange die Aufmerksamkeit der beiden abgelenkt war! Schluchzend und vor Erschöpfung zitternd holte die Bogenschützin einen Pfeil aus dem Köcher. Die Glyphe auf dem Ring – Lifari hatte sich Sorgen gemacht, daß sie beschädigt sein könnte. Also konnte man sie beschädigen! Götter, wenn es nur so wäre! Sie schlug auf den Ring ein, schlug immer und immer wieder mit der Pfeilspitze aus kaltem Eisen zu,

traf manchmal, fehlte manchmal, schlug wieder zu und wieder und wieder! Jäh war der grauenvolle Seelenschmerz wieder da. Sie wußten, was sie tat, o ja, sie wußten es. Sie wollten sie daran hindern, indem sie ihr das Hirn zerrissen.

Ein letztes Mal schlug Khaita wild zu. Ihre ganze, versagende Kraft lag in dem Schlag. Die vereinigte Lohe purer, ohnmächtiger Wut flammte ihr entgegen und entrang ihr einen Aufschrei stummer Qual –

Dann war mit erschreckender Plötzlichkeit alle Qual vorbei. Das, was die Rivalen Melik-Kar und Lifari gewesen waren, war fort und würde nie wiederkehren.

Wie lange hatte sie in dumpfer Betäubung da gehockt? Langsam richtete die Bogenschützin sich auf. Sie zuckte zusammen. Der Pfeilschaft, registrierte sie stumpfsinnig, war gebrochen und zersplittet und ihre Handflächen bluteten, aber das war im Augenblick nicht wichtig. Nur auf den Ring kam es an. Aber Lifaris Ring gab es nicht mehr. Sie hatte die Zauberglyphe zerstört, und übrig war nur noch ein plattgedrücktes, zerbrochenes Ding, das vielleicht aus Gold war, vielleicht auch nicht. Und Khaita, deren Kopf bei dem Anblick sofort wieder klar wurde, brach in ein plötzliches wildes Gelächter der Erleichterung aus. So, ich bin verkrüppelt? rief sie in stummem Triumph jenen Gesichtslosen zu, die sie einst ausgesetzt hatten. Hilflos bin ich? Ah, Dank euch, ihr Götter, Dank!

Sie sprang auf die Füße, griff nach ihrem Bogen und rannte, so schnell sie konnte, aus dem dunklen Haus. Draußen freilich blieb die Bogenschützin erst einmal stehen, schwach von dem, was sie erlebt hatte, und lehnte sich mit zurückgeworfenem Kopf an eine Mauer. Denn in der Greifenstraße war es Morgen geworden, Morgen, das Ende aller Zauberei, und das gesegnete, gesegnete Licht der Sonne strahlte hinab auf Khaitas lachendes Gesicht, das sich ihr entgegenreckte.

## JENNIFER ROBERSON

*Im allgemeinen neige ich dazu, Geschichten über Schwertkämpferinnen, die sich mit einem mächtigen Mann zusammentun, der ein noch besserer Schwertkämpfer ist (oder auch nicht), zu mißtrauen. Aber ich mache eine Ausnahme bei Jennifer Robersons Sandtiger und Del, die in der hinterlistigen Story ›Die Schöne und der Tiger im Band ›Wolfsschwester‹ zum ersten Mal auftraten.*

*In der Zwischenzeit hat Jennifer Roberson viele Bücher veröffentlicht, darunter vier in ihrer Cheysuli-Serie, die mit ›Shapechangers‹ (1984) anfängt. Sie hat auch einen ganzen Roman über Tiger und Del geschrieben, ›Sworddancer‹ (1986), den ich im Manuskript gelesen habe und so gut fand, daß ich mit ganz gemischten Gefühlen weiterlas –einerseits wollte ich unbedingt wissen, wie es weiterging, und andererseits wollte ich, daß es gar nicht wieder aufhörte. Meinem Sohn Patrick, der mir jede Seite fast noch beim Lesen aus der Hand riß, gefiel es genauso, was sehr selten ist. Hier nun ein weiteres Abenteuer der beiden Helden, und ich möchte Sie nur warnen, daß die Dinge nicht so sind, wie sie scheinen.*

*Aber schließlich ist das eine von Jennifers größten Stärken, daß sie nie ganz die Geschichte schreibt, die man erwartet.*

## Initiationsritus

Die Frau bewegte sich wie eine Tänzerin. Ihre Füße schleiften mit dem weichen, verführerischen Zischen nackten Fleisches auf feinkörnigem Staub durch den warmen Sand. Schleierfäden stiegen auf, trieben dahin; hüllten unsere Körper in stumpfe, sandige Leichtentücher; blasses Umbra, ockerfarbene Bronze, Maulwurfsgrau.

Aber die Leichtentücher, dachte ich, paßten; die Frau konnte uns alle töten.

Ich sah zu, wie sie sich bewegte. Ich sah zu, wie die anderen ihr dabei zusahen. Alles Männer. Keine Frauen hier, in diesem Augenblick, unter diesen Umständen; nie. Außer Del.

Ich sah zu, wie sie sich bewegte: distanziertes Abschätzen. Bewunderung, wie immer. Und Stolz. Zweischneidiger Stolz. Zum einen: daß die Frau dem Ritual des Tanzes im Ring Ehre machte. Und zum anderen: daß sie meine rechte Hand war und meine linke: Gefährtin, Schwertkameradin, Bettgenossin. Zweischneidig? Natürlich. Stolz ist immer ein zweischneidiges Schwert. Und bei Del ist die zweite Schneide die schärfste von allen, jedenfalls für mich, denn wenn der Sandtiger von seinem Stolz auf Del spricht, dann meint er auch den Gedanken an ihren Besitz. Sie hat mir einmal gesagt, daß ein Mann, der stolz auf eine Frau ist, oft stolzer darauf ist, sie zu besitzen, als darauf, daß sie ist, wie sie ist.

Ich verstand, was sie meinte, aber... nun ja, Del und ich sind nicht immer derselben Ansicht. Aber wenn wir das wären, hätten wir auch wirklich ein langweiliges Leben. Ich beobachtete Del und die Männer, die ihr zuschauten; es war eine Selbstverständlichkeit. Aber ich beobachtete auch den Mann, dem sie im Ring gegenüberstand. Ich sah das Unterschriftsmuster seines im Sonnenschein blitzenden Schwertes, nach südlichem Stil: hier ein Senken, dort eine Finte, Hieb, Ausfall, Schnitt, Stich... und immer der Versuch, ihr das Blitzen und Gleißen in die Augen zu lenken. Natürlich in gezielter Absicht; normalerweise ein geschickter Schachzug. Ein anderer Gegner würde vielleicht zurückzucken oder vor dem blendenden Licht die Augen zukneifen und dabei auf einen Vorteil verzichten; nicht so Del. Aber Del war auch daran gewöhnt, mit ihrem Nordlandschwert eigenes Licht zu erzeugen; das Südschwert, das der Mann führte, konnte sich wohl kaum mit ihrem messen.

Er war gut. Fast sehr gut. Aber nicht ganz. Auf keinen Fall gut genug, Del zu überwinden. Ich wußte, daß sie ihn töten würde. Aber er wußte es nicht. Er hatte es noch nicht gemerkt.

Wenige Männer merken es, wenn sie mit Del in den Ring treten. Sie sehen nur sie, Del, die Nordländerin mit dem blonden, weizenseidigen Haar und den blauen, blauen Augen. Ihr makelloses Gesicht mit dem von der Sonne vergoldeten Fleisch, straffgespannt über untadeligen Knochen. Das alles sehen sie und auch ihren prachtvollen Körper, und sie achten kaum auf das Schwert in ihrer Hand. Statt dessen lächeln sie. Sie fühlen sich

duldsam und großmütig, weil sie sich einer Frau, noch dazu einer schönen Frau, stellen müssen. Aber weil sie schön ist, sind sie bereit, ihr alles zu geben, und sei es auch nur, um einen Augenblick ihrer Zeit mit ihr zu teilen; und so geben sie ihr ihr Leben.

Sie tanzte. Lange Beine, lange Arme, hüllenlos in der südlichen Sonne. Del trägt ein ärmelloses, schenkellanges Lederwams, mit nordischen Runen eingefäßt. Aber die Runen waren jetzt nur noch ein verschwommener Streifen blauer Seide auf schwarzem Leder, als sie sich bewegte.

Schritt. Schritt. Gleiten. Sprung. Kaum spürbare Gewichtsverlagerung von einer Hüfte auf die andere. Unter dem Fleisch ihrer Arme hin und her gleitende Sehnen, wenn sie parierte und nachstieß. Alles in den Handgelenken, bei Del. Ein feines Geflecht der Klingenspitze vor dem Nachmittagshimmel: die Klinge des Gegners blockiert von einem Gitterwerk aus Stahl. Del hatte nie vor, eine Killerin zu werden. Noch immer ist sie es auch nicht völlig; sie ist eine Schwerttänzerin, so wie ich ein Schwerttänzer bin. Aber bei dieser Art von Arbeit wird aus dem Tanz – einer rituellen Vorführung meisterhafter Schwertkunst – nur allzu oft Ernst, und Menschen sterben. So wie dieser Mann sterben würde, so geschickt er auch war. So viele Jahre er auch bei einem *Shodo* Lehrling gewesen war oder wie viele Grade der Kunst er erreicht hatte. Er tanzte noch, aber er war schon tot.

Sie ist einfach zu gut.

Ich seufzte ein wenig, als ich ihr zuschaute. Sie spielte nicht eigentlich mit ihm, denn für diese Art von Arroganz im Ring war sie viel zu gut erzogen. Aber ich konnte sehen, daß sie über die Schwertkunst ihres Gegners ein Urteil gefällt und sie der eigenen unterlegen gefunden hat. Es würde ihr kein Lächeln entlocken; nicht Del. Es würde sie auch nicht unvorsichtig machen. Aber es würde sie veranlassen, die Grenzen seiner Begabung am unbegrenzten Schatz des eigenen Talentes zu prüfen und ihm zu zeigen, was es hieß, mit jemandem ihres Ranges in den Ring zu treten.

Unabhängig von ihrem Geschlecht.

»Schwerttänzer?« Die Frage kam von einem Mann, der vor dem Ring auf mich zutrat. Er löste sich aus der Menge und stellte sich enger neben mich, als ich es gern hatte.

»Sandtiger?« Ich nahm den Blick nicht vom Tanz, aber ich konnte den Mann trotzdem sehen. Jung. Kupferfarbige Haut. In einen kostbaren Burnus von melonenorangener Tönung gehüllt, als Gürtel eine Schärpe von goldbefrachteter Bronze. Ein kleiner Turban verdeckte den größten Teil seines Haares, nicht aber den Vorhang dunkelbrauner Wimpern vor seinen Haselnußaugen. »Sandtiger?« wiederholte er, die Hände in den üppig weiten Ärmeln verborgen.

»Sandtiger«, stimmte ich zu. Ich beobachtete den Tanz. Er seufzte ganz leicht und lächelte. Das Lächeln verblaßte; er begriff, daß der größte Teil meiner Aufmerksamkeit dem Ring galt und nicht ihm. Sekundenlang flackerte Besorgnis in seinen Augen. »Mein Gebieter bietet dem Schwerttänzer, den man Sandtiger nennt, Gold.«

Also gut. Del konnte auch gewinnen, wenn ich nicht zusah. Sofort drehte ich mich zu dem jungen Mann um. »Arbeit?« fragte ich gleichmütig.

Der Kopf mit dem Turban nickte. »Von größter Dringlichkeit, Sandtiger, o Herr. Mein Gebieter erwartet dich, um mit dir zu sprechen.«

Ich antwortete nicht sofort. Zuviel Lärm. Der angehaltene Atem der vielen Zuschauer

wurde wie ein ungeheures Zischen von Schreck und Ungläubigkeit auf einmal ausgestoßen. Nun, ich hätte sie warnen können... Zweifellos war er viel zu überwältigt von der Tatsache, daß er mit einer Frau tanzte, selbst mit einer Frau, die ganz offensichtlich gefährlich war. Zweifellos wurde er nachlässig. Oder verzweifelt. Und nun war er ebenso offensichtlich tot.

Ich warf einen Blick auf Del und beurteilte automatisch ihre Verfassung. Ihr Gesicht zeigte leichten Schweißglanz. Sie war von der Sonne gerötet, die Lippen waren zusammengepreßt. Blondes Haar, zerzaust und feucht, hing ihr über die Schultern. Aber ihr Atem ging gleichmäßig und flach; der Südländer hatte sie kaum ernsthaft bedrängt. Sie drehte sich um und sah mich an. Das Nordlandsschwert, jetzt rot von Blut, hing lose in ihrer Hand. Fast unmerklich hob sie eine Schulter – eine Bemerkung, Antwort auf meine unausgesprochene Frage — und nickte dann, nur einmal, ein ebenso intimer Gedankenaustausch.

Ich wandte mich wieder dem Boten mit dem Turban zu. Ein Diener, dachte ich, aber nicht irgendein Diener. Wer immer sein Herr war, sein Reichtum war nicht zu übersehen. Und im Süden bedeutet Reichtum immer auch Macht.

»Nun?« ermunterte ich ihn.

Die Haselnußaugen waren auf Del geheftet, die ihr Schwert vom Blut säuberte. Die Zuschauer drängten sich zusammen, murmelten untereinander und regelten ihre Wetten. Ich wußte, daß keiner von ihnen gewonnen hatte, außer einem, einem klugen Mann, der die Frau besser kannte als die meisten. Viele verließen jetzt endgültig den Ring, um sich von der Frau zu entfernen, die bei einer so ausschließlich männlichen Beschäftigung einen der ihren mit so ausschließlich »männlichem« Geschick getötet hatte. Schwerttanzen ist nicht jedermann's Sache, genausowenig wie Meuchelmord. Der Beruf trägt seine eigene Last an Legenden und Aberglauben. Und jetzt warf Del wieder einmal alle südländische Tradition über den Haufen und verkehrte sie ins Gegenteil. Ich lächelte leicht. Der Diener sah wieder auf mich. Er lächelte ganz und gar nicht.

»Eine Frau.« Zwei Worte: Unglaube, Schock, dazu ein Hauch von Zorn. Darunter lag Feindseligkeit: Eine Frau hatte einen Mann geschlagen.

»Eine Frau« stimmte ich ausdruckslos zu. »Und was ist nun mit dieser Arbeit?« Er nahm sich zusammen. »Mein Gebieter lädt dich ein, mit ihm Tee zu trinken. Es ist mir nicht gestattet, über die Arbeit, die er dir anzubieten hat, zu sprechen. Wirst du kommen?« Tee. Keins von meinen Lieblingsgetränken. Vor allem dieser Effan-Tee, sandig, dick, widerwärtig, aber im Süden üblich. Vielleicht konnte ich den Mann zu einem Schluck Aqivi überreden... »Ich komme«, willigte ich ein. »Wohin?«

Der Diener machte eine weitausgreifende Geste; eine geschmeidige Hand fuhr aus dem Seidenärmel. »Hier entlang, Sandtiger, o Herr.«

Und so ließ ich Del zurück, wie ich es so oft getan hatte, wenn wir im Sand des Südens ritten, und ging mit dem Diener, um zu erfahren, was sein Herr zu bieten hatte.

Feuchtes Haar fiel ihr auf die Schultern. Von der Hitze des Badewassers glühte ihre Haut wie eine Aprikose. In einem frischen Wams — diesmal mit scharlachroter Seide eingefaßt —, saß sie auf dem Rand des schmalen Feldbettes und bückte sich, um sich die Sandalen

kreuzweise bis zum Knie hochzuschnüren. »Also?« Del gehörte nie zu denen, die ihren Atem auf zwei Worte verschwenden, wenn eines genügt. Aber sie wußte auch, daß sie das bei mir nicht nötig hatte. Wir waren so oft gemeinsam in Todesgefahr gewesen, daß unsere Sprache sich bis auf einige wenige notwendige Worte abgeschliffen hatte.

Ich machte die Tür hinter mir zu. Die Herberge zählte nicht zu den besten; wir hatten vor einer Woche unsere letzte Kupfermünze auf der Suche nach dem Mann ausgegeben, den Del gerade im Ring erledigt hatte. Seither hatten wir nur von Wetten gelebt, die wir von arglosen Südländern gewonnen, die gegen die Frau aus dem Norden setzten. Verflixt, die einzige Art, wie wir diese neue Rechnung bezahlen konnten, war mit Hilfe aller Beträge, die ich gerade eben gewonnen hatte; darüber hinaus blieb nichts übrig. Das ist Schwerttänzerschicksal: heute reich und morgen pleite. Heute war ein reicher Tag, dank des Auftrags, den ich gerade angenommen hatte.

»Ich habe gesagt, ich müßte erst meinen Gefährten fragen«, erklärte ich, »aber, ehrlich gesagt, brauchen wir das Geld, und ich habe mich nicht getraut, ihm von dir zu erzählen.« Eine Schulter zuckte nachlässig. »Wir hatten ja abgemacht, daß ich mich hier im Süden zurückhalte, Tiger, damit es einfacher für uns ist.« Dabei warf sie mir nicht einmal einen Blick zu, aber selbst ihr Ton sprach Bände. Im Süden zollt man Frauen nicht den gleichen Respekt wie Männern. Frauen bekommen Kinder, versorgen den Mann, kümmern sich um den Haushalt. Sie befassen sich nicht mit Geschäften. Und auf gar keinen Fall treten sie in den Ring.

»Ja, schon... Del, diese Sache liegt ein bißchen anders.« Sie wartete schweigend auf meine Erklärung. Ich seufzte. »Es ist so«, sagte ich zu ihr. »Unser Auftraggeber ist ein Khemi.« Del runzelte nur die Stirn.

Ich seufzte wieder, tief. »Es ist eine religiöse Sekte. Ein Ableger des Hamidaa-Glaubens. Die Hamidaa stellen hier die Mehrheit.«

Sie nickte, aber das Stirnrunzeln verschwand nicht. »Die Khemi sind Eiferer«, erklärte ich. »Sie nehmen das Wort der Hamidaa'n – der heiligen Schriften der Hamidaa – ziemlich buchstäblich.«

»Und was sagen die Hamidaa'n?«

»Daß Frauen ein Greuel sind, unreine Gefäße, die man nicht berühren, mit denen man nicht sprechen und denen man nicht gestatten soll, sich in die Gedanken eines Khemi zu drängen.«

»Äußerst logisch«, bemerkte Del nach einer kleinen Weile. »Viele Khemi kann es ja dann nicht mehr geben, wenn sie nicht mit Frauen zusammenkommen.«

Sie nahm es besser auf, als ich erwartet hatte. »Vermutlich werden sie ein paar Schlupflöcher gefunden haben, denn bei unserer Aufgabe geht es um einen Sohn. Unter gewöhnlichen Umständen hätte ich natürlich abgelehnt — schließlich verfüge ich über ein gewisses Feingefühl —, aber wir brauchen das Geld wirklich dringend.«

»Was sollen wir denn nun wirklich tun?«

»Wir sollen die Befreiung dieses Sohnes in die Wege leiten, der vor zwei Monaten entführt wurde.«

»In die Wege leiten.« Del nickte.

»Das heißt, wir sollen ihn zurückstehlen. Wer, wie und wann?«

»Dario heißt er«, sagte ich. »So schnell wie möglich.«

Del kämmte mit schlanken Fingern ihr feuchtes Haar. Ihre Aufmerksamkeit schien abgelenkt, aber ich wußte, daß sie mir genau zuhörte.

»Das ist das wer und das wann. Wie steht es mit dem ‚wie‘?«

»Bin nicht so weit gediehen. Wollte dir auch noch was übriglassen.«

Ein kurzes Lächeln. »Ich nehme an, dieser Khemi hatte eine Erklärung für die Entführung.«

»Er sagt, ein benachbarter Tansiir hätte den Jungen stehlen lassen, um Handelskonzessionen zu erzwingen.«

Blasse Brauen hoben sich. »Handelskonzessionen? Tansiir? Das bedeutet –«

»Es bedeutet, daß unser Auftraggeber der Tansiir dieses Gebietes ist, Bascha, und er ist mehr als willens, uns ordentlich zu bezahlen.« Ich zog den ledernen Geldbeutel aus einer Tasche meines rostroten Burnus und ließ den Inhalt vergnügt rasseln. »Die Hälfte sofort, die andere danach. Das hier reicht für sechs Monate, je nachdem, wie verschwenderisch wir uns fühlen, wenn wir die Aufgabe erledigt haben. Stell dir vor, wie reich wir erst sein werden, wenn man uns die andere Hälfte bezahlt.«

»Du und dein Gold.« Dels Interesse galt vornehmlich dem Schwert, das sie aus der Scheide zog und quer über ihren Schoß legte. »Hört sich ganz einfach an. Wann brechen wir auf?«

»Vor etwa einer halben Stunde.«

Rez. Ziemlich kleines Städtchen, dieses Rez, Hauptort eines nicht viel größeren Gebietes. Kein Wunder, daß der Tansiir es nötig gefunden hatte, etwas so Dramatisches wie eine Entführung zu inszenieren, wenn er von dem Tansiir von Dumaan Konzessionen erreichen wollte. Dumaan war eine reiche Stadt in einem reichen Umland. Dumaan hatte Reichtum übergenug. Ein kleiner Teil davon steckte in meinem Geldbeutel. Del und ich kundschafteten Rez sorgfältig aus, fanden den kümmerlichen Palast und nahmen das Kommen und Gehen der Palastbediensteten genau zur Kenntnis. Es ist die Dienerschaft, die das Herzstück jedes Tansiir-Palastes bildet, folglich ist die Dienerschaft auch das Herzstück jeder Groß- und Kleinstadt und jedes Dorfes. Man spricht mit keinem Tansiir, wenn man nicht vorher mit seinen Dienern gesprochen hat, und ebensowenig bricht man in den Palast eines Tansiirs ein, ohne daß man sich zuvor überlegt, wie man an seinen getreuen Dienern vorbeikommt. Ich verbrachte einen Tag damit, mit anderen gelangweilten Bittstellern an der baufälligen Palastmauer herumzulungern, was mir einige kleine Informationen eintrug. Eines wußte ich nun mit Sicherheit: der Tansiir von Rez gehörte nicht derselben Religion an wie der von Dumaan. Sonst hätte es keine weibliche Dienerschaft auf Marktgängen gegeben. Und ganz bestimmt keine Haremsmädchen.

Es war Del, die die Idee hatte. Ich sah meistens nur nach den in Seide gehüllten Frauen, die aus den Palasttoren herausquollen, miteinander kichernd wie die Kinder. Verflixt, nach allem, was ich wußte, konnten es sogar welche sein; die seidenen Burnusse verbargen alles bis auf die Hände und die in Sandalen steckenden Füße, und die Hände hielten eifrig die bunten Umhüllungen fest, als wollten sie den Bittstellern um keinen

Preis ein Stück von dem abgeben, was der Tansiir zu jeder beliebigen Zeit anschauen konnte. Drei Männer in ebenso bunter Seide und bunten Turbanen begleiteten sie; ich wußte, daß es nach ihrem Umfang und den Gebräuchen des Südens Eunuchen sein mußten. Während ich beobachtete, schmiedete Del einen Plan. Dann schlepppte sie mich in das Labyrinth der Marktbuden und ließ mich schweigend zuhören, während sie erklärte, was sie vorhatte.

Da sie mich nicht zu Wort kommen ließ, tat ich, was mir sonst übrigblieb, um sie davon abzubringen. Ich schüttelte wiederholt den Kopf und wies ihren Vorschlag energisch zurück. Endlich hörte sie auf und sah mich giftig an. »Hast du einen besseren Einfall? Oder überhaupt einen?«

Ich machte ein finsternes Gesicht. »Das ist unfair, Del. Ich hatte noch keine Zeit, mir etwas auszudenken.«

»Nein. Du warst viel zu sehr damit beschäftigt, den Haremädchen hinterherzuglotzen.« Eine Hand, die sich über meinen Mund legte, hinderte mich am Antworten.

»Warte hier, bis ich besorgt habe, was wir brauchen.« Damit war sie fort. Mürrisch harzte ich im Schatten eines safrangelbgefärbten Segeltuchzeltdachs, das mich vor der direkten Sonneneinstrahlung schützte. Die südliche Sonne kann einem den Verstand aus dem Kopf laufen lassen, wenn man sich ihr zu lange aussetzt; ich fragte mich, ob sie jetzt endlich auch Dels Nordlandgehirn erwischt hatte.

Nach einer Weile kam Del wieder und schlepppte einen Armvoll Seidenstoffe an. Mehrere Minuten brachte sie damit zu, sie mühsam auseinanderzusortieren, bis sie einen Männer- und einen Frauenanzug zusammenhatte. Jetzt erst begriff ich allmählich. »Delilah...«

»Zieh die Sachen an.« Sie knallte einen sahnefarbenen Seidenturban auf den Stapel auf meinen Armen. »Sobald wir umgezogen sind, begeben wir uns in den Palast.« »Du willst, daß ich mich als Eunuch verkleide?« »Du kannst dich ja wohl kaum in ein

Haremädchen verwandeln, oder?« Ein Lächeln kräuselte ihre Mundwinkel. »Zieh dich an, Tiger – wir werden im Nu drin und wieder draußen sein, mit Dario im Schleptau.«

»Vielleicht sehen die Khemi es doch richtig«, murmelte ich angewidert und starre auf die Kleidungsstücke auf meinen Armen. »Und wie benimmt sich ein Eunuch?«

»Wahrscheinlich nicht viel anders als der Sandtiger.« Die zahllosen Gewänder, die sie um sich raffte, ersticken ihre Worte. »Fertig?«

»Ich habe noch gar nicht angefangen.«

»Beeil dich, Tiger. Wir müssen uns unter diese Herde südlicher Schäfchen schmuggeln, die jetzt hier vorbeikommen müssen – jetzt! Tiger – los!«

Mit flatternden Seidenstoffen und fliegenden Quasten eilte Del den Frauen nach, die hüpfend und tänzelnd ihren Weg durch die engen Budengassen zum Palast zurück nahmen. Ich zerrte mir hastig die Eunuchengewänder über, stülpte den Turban auf den Kopf und marschierte hinterher.

Wie immer hatte ich ein komisches Gefühl im Magen, als ich auf dem Weg zum Palast eine Wache nach der andern passierte. Del paßte ganz gut zu den anderen Mädchen, wenn sie auch einen Kopf größer war als die meisten, aber ich fühlte mich ungefähr so harmlos wie ein Sandtiger in einer Herde neugeborener Zicklein. Trotzdem achtete niemand besonders auf mich, als wir die Gänge des muffigen alten Palastes entlangstolzierten. Ich

war mir gar nicht sicher, ob ich es schön fand, so leicht für einen Eunuchen gehalten zu werden.

Ich beobachtete Del in ihren rosenroten Gewändern. Sie ließ die anderen Mädchen vorangehen. Wir waren jetzt die letzten. Ich sah ihre schnelle Handbewegung; vor der nächsten Biegung duckten wir uns zur Seite und drückten uns in eine höhlenartige Türöffnung.

»In Ordnung«, murmelte sie. »Wir sind durch vier Gänge gekommen – Dario soll in einem Raum sein, der vom fünften abgeht. Los, Tiger.«

Seufzend folgte ich ihr, als sie aus dem Eingang herausschoß und im Laufschritt den in Frage kommenden Korridor hinunterrannte. Ich rannte natürlich nicht, aber nur, weil ich fand, daß es sich nicht mit der Würde eines Eunuchen vertrug.

Vor einer weiteren Tür holte ich sie ein. An der Klinke war ein großes, eisernes Schloß befestigt. »Dario?« fragte ich. Del zuckte die Achseln. »Die Frauen haben es gesagt. Kein Grund, ihnen zu mißtrauen.«

Ich warf einen unbehaglichen Blick in den Gang.

»Fein. Also vertraust du ihnen. Aber haben sie dir auch einen Schlüssel zugesteckt?«

»Den hatte ich schon.« Sie zeigte ihn. »Ich habe ihn mir von dem Eunuchen geliehen, der dir auch seine Kleidung gestiftet hat.« »Geliehener« Schlüssel, »gestiftete« Kleidung – »geborgte« Zeit traf die Sache wohl eher, dachte ich. »Mach schnell, Del. Wir können nicht immer Glück haben.«

Sie drehte sich um und steckte den Schlüssel ins Schloß. Eisen kratzte auf Eisen; ich wünschte mir ein wenig Fett, um den Mechanismus zu schmieren. Aber gerade, als ich den Mund aufmachte, um auf etwas mehr Vorsicht zu drängen, gab das Schloß nach und die Tür war unser. Del drückte dagegen. Nichts geschah. Ich lehnte mich leicht an und fühlte, wie sich die Tür bewegte. Rost rieselte aus allen Angeln. Aber endlich stand sie offen.

Wie erhofft, war der Raum nicht leer. Der Insasse stand genau in der Mitte der kleinen Kammer – besser gesagt, der Zelle – und starnte uns ängstlich an. Ich schätzte ihn auf wenig älter als zehn oder zwölf. Dunkelhaarig, dunkelhäutig, braunäugig, bekleidet mit seidenen, jadegrünen Reithosen und einem beschmutzten, lindgrünen Wams; zwei Monate hatten seine schönen Sachen völlig ruiniert. Er war dünn und ein wenig abgemagert, hatte aber noch beide Arme und Beine und seinen Kopf. Es hatte den Anschein, daß der Tansiir von Rez Dumaans Erben nicht verletzen, sondern wirklich nur für ein ausgeglicheneres Handelsbündnis sorgen wollte.

Und jetzt würde ihm dieses Druckmittel fehlen. »Hier, Dario.« Del lächelte ihm aufmunternd zu, griff unter ein paar Schichten seidener Haremsgewänder und zog zwei weitere Stoffwolken hervor. Orange. Es rieselte von ihren Händen, ein Frauengewand. »Zieh das über. Nimm die Kapuze und den Schleier der Sittsamkeit. Geh mit gesenktem Kopf. Halt dich eng bei mir, und niemand wird den Unterschied bemerken.« Wieder lächelte sie ihr warmes Lächeln. »Wir holten dich hier heraus.« Der Knabe rührte sich nicht. »Die Hamidaa'n sagen uns, daß Frauen ein Greuel sind, unreine Gefäße, von Dämonen zur Erde gebracht. Sie sind der krankhafte Auswuchs aller unserer früheren Leben.« Dario sprach ganz nüchtern, mit dünner, klarer Stimme. »Ich werde nichts von

einer Frau anrühren, mit keiner Frau sprechen und keine Frau in meine Gedanken eindringen lassen. Ich bin ein Khemi.« Seine Augen ignorierten Del völlig und richteten sich nur auf mich. »Du bist ein Mann, ein Mann des Südens; du verstehst mich.« Nach einem Augenblick vollkommener Stille, in dem ich nur die Ratten in der Wand scharren hörte, schaute ich auf Del. Sie war blaß, aber im übrigen nicht weiter erschüttert, zumindest nahm ich das an. Bei Del kann man es manchmal nicht sagen. Sie kann kalt sein, sie kann hart sein, sie kann skrupellos sein – im Ring und auch sonst. Aber sie kann auch von fast kindlichem Frohsinn sein, so überschäumend, daß sie ihn nicht beherrschen kann, und lachen und weinen und laut rufen. Sie tat jetzt nichts derartiges.

Als ich sah, wie sie den Jungen anschaute, dachte ich, daß sie noch nie auf einen Gegner gestoßen war wie diesen Sohn der Hami-daa'n.

Und ich dachte auch, daß sie zum ersten Mal im Leben nicht wußte, was sie tun und wie sie reagieren sollte. Langsam hockte ich mich in der Zelle nieder, bis ich in Augenhöhe des Jungen war. Ich lächelte. »Entscheidungen«, sagte ich gelassen, »sind manchmal schwer zu fällen. Vielleicht glaubt man manchmal, eine Entscheidung zwischen Leben und Tod sei überhaupt keine Entscheidung, weil jeder Mensch lieber am Leben bleibt; aber es ist nicht immer so einfach. Nun gut – ich habe das deutliche Gefühl, daß du sehr gern von hier weg möchtest. Habe ich recht?«

Sein Kinn zitterte ein wenig. Er spannte es an. »Mein Vater wird Männer schicken, um mich zu retten.«

»Dein Vater hat uns geschickt, um dich zu retten.« Ich hielt mich nicht mit Erklärungen auf, daß sein Khemi-Vater keine Ahnung davon gehabt hatte, daß mein Gefährte eine Frau war. »Eine Entscheidung, Dario. Komm jetzt mit uns, und wir bringen dich zu deinem Vater, oder bleib hier in diesem stinkenden Rattenloch.« In der Wand hinter dem Jungen quiekte und krabbelte etwas. Ich hätte keinen besseren Zeitpunkt aussuchen können. Dario warf einen scharfen Blick auf seine nackten Füße. Wie alles übrige an ihm waren sie schmutzig. Aber es waren auch zerfetzte, dreieckige Rattenbisse an ihnen. »Entscheidungen, Dario, sind manchmal leicht zu treffen. Aber hinterher muß man auch damit leben.«

Er bebte. Tränen traten in seine Augen. Zähne bohrten sich in seine Unterlippe, als er mich entschlossen anstarre und Del weiterhin gar nicht beachtete. »Die Hamidaa'n sagen uns, daß Frauen ein Greuel sind, unreine Gefäße...«

Er hörte auf zu reden, weil ich ihm mit der Hand den Mund verschloß. Ich bin groß. Meine Hand ist es auch. Unter meiner Handfläche und den Fingern verschwand der größte Teil von Darios Gesicht. »Das reicht«, erklärte ich freundlich. »Ich zweifle nicht daran, daß du hervorragend aus den Schriften zitieren kannst, Khemi, aber dazu ist jetzt nicht die richtige Zeit. Jetzt ist die Zeit, in der du dich entscheiden mußt.« Ich ließ ihn los, stand auf und zeigte auf Del und die Seidenstoffe.

Dario rieb sich mit der schmuddligen Handfläche über das ebenso schmierige Gesicht. Er schob das Fleisch völlig aus der Form, vor allem um die Augen herum: ein Versuch, drohende Tränen zu einem sofortigen Ortswechsel zu bewegen. Dann ergriff er eine Handvoll strähniger Haare am Ohr und zog kräftig daran, als hoffte er, daß dieser Schmerz ihm die Entscheidung selbst weniger schmerhaft machen würde. Ich sah zu, wie der

Junge mit seinen Überzeugungen rang und fand, daß er ein wirklich starker Charakter war, wenn auch total irregeleitet.

Endlich blickte er aus wilden braunen Augen zu mir auf. »Ich werde hinausgehen, wie ich bin.«

»Und sofort erwischt werden«, erläuterte ich. »Unsere Idee, Dario, beruht darauf, dich als Frau auszugeben, oder wenigstens als Mädchen, weil wir sonst nicht die geringste Aussicht haben, dich hier herauszubekommen.« Ich warf Del einen Seitenblick zu; ihr Schweigen ist immer äußerst beredt. »Entscheide dich, Dario. Del und ich können nicht noch mehr Zeit mit dir verschwenden.«

Er zuckte zusammen. Aber dann entschloß er sich schneller, als ich es erwartet hatte. »Gib du mir die Kleider.«

»Oh, ich verstehe – aus meinen Händen sind sie weniger unrein?« Ich riß Del die Seiden aus der Hand und warf sie Dario zu. »Zieh sie an. Sofort.«

Er ließ sie von seinem Körper zur Erde gleiten. Ich dachte, nun würde er sie in den schmutzigen Fußboden trampeln, aber er tat es nicht. Er hob sie auf und zerrte sie sich über den Kopf, schob steife Arme durch die Ärmel. Die Seiden waren ihm viel zu groß, aber ich dachte, so lange Del und ich ihn zwischen uns stopften, könnte es klappen.

»Jetzt«, sagte ich zu Del, und im selben Augenblick schnappten wir uns jeder einen Arm und schoben Dario aus der Zelle. Natürlich protestierte der Bengel und behauptete, Dels Berührung mache ihn auf ewig unrein; aber als ich drohte, ich würde ihn gleich unrein machen, hielt er den Mund und ließ sich von uns durch die Gänge führen.

Wir kamen zum nächsten Ausgang. Ich lehnte mich gegen die Tür, die sich knarrend öffnete und Sonnenlicht in den Gang dringen ließ — und stand vor vier großen Eunuchen. Bewaffneten Eunuchen.

Sekundenlang dachte ich, daß wir es vielleicht, ganz vielleicht, doch noch schaffen würden. Aber vermutlich sieht mein Gesicht – stoppelbärtig, narbig, ohne überflüssiges Fleisch – nicht nach einem Eunuchen aus. Und wenn ich auch ihre Größe hatte, so doch nicht den üblichen Umfang. Jedenfalls zogen sie die Schwerter und marschierten durch die Tür, während wir uns in den Gang zurückzogen.

»Verflucht«, sagte ich angewidert, »das Glück scheint uns wohl doch im Stich zu lassen.«

»So etwa«, stimmte Del zu und schlug die Falten ihrer Seidengewänder beiseite, um ihr eigenes Schwert vom Gurt und aus der Scheide zu reißen.

Ich stieß Dario hinter mich, wobei ich ihn fast in die Wand hineingedrückt hätte, um ihn aus der Gefahrenzone zu schaffen. Wie Del hatte auch ich das Schwert entblößt, aber ich vergeudete noch einen weiteren Augenblick damit, mir die nicht mehr nötigen Seiden vom Körper zu zerren.

Vier gegen zwei. Kein schlechtes Verhältnis, wenn man berücksichtigt, daß Del und ich wenigstens zwei andere wert sind, wenn es ums Schwerttanzen geht, wahrscheinlich sogar eher drei. Schwertkämpfe sind aber etwas anderes; das zeigte sich, als der erste Eunuch an Del vorüberstampfte, um mich anzugreifen und dabei herausfand, daß Del nicht zu würdigen gleichbedeutend damit war, auf das eigene Leben keinen Wert zu legen. Er verlor das seine.

Hinter mir hörte ich Darios Aufschrei. Ich schenkte ihm einen Blick; er war völlig in

Ordnung. Ich lächelte grimmig, als Del einen weiteren Eunuchen attackierte, während die restlichen beiden auf mich stürzten.

Wenn man mitten in einem Kampf steht, der einen jeden Augenblick das Leben kosten kann, bleibt einem nicht viel Zeit, sich um das zu kümmern, was andere Leute gerade machen. Die eigene Konzentration zu zersplittern ist tödlich. Und doch stellte ich fest, daß das meiner gleich zweimal passierte. Natürlich war da Dario; ich war zwar überzeugt, daß die Eunuchen ihm nichts tun würden, aber es konnte durchaus sein, daß er sich nicht rechtzeitig vor einem Schwerthieb duckte, der für mich bestimmt war. Aber da war außerdem Del. Ich wußte, daß ich mich um sie nicht zu sorgen brauchte – Del hatte längst bewiesen, was sie mit einem Schwert wert war und bewies es gerade wieder –; aber gerade das ist ja das Wesen einer Partnerschaft, daß nämlich zwei oder mehr Leute sich an einem Unternehmen oder Geschäft beteiligen, das für sie alle vorteilhaft sein soll. Wenn es eine gute Partnerschaft ist, denkt keiner der Beteiligten noch daran, warum sie so ist. Sie ist es eben.

Darum machte ich mir auch nicht direkt Gedanken wegen Del, aber trotzdem hatte ich ein Auge auf sie, um festzustellen, daß sie nicht irgendwie in der Klemme saß. So wie wir beide unsere Partnerschaft ansahen, hatte ich gelernt, daß das in Ordnung war; sehr oft, und auch jetzt in diesem Augenblick, tat sie das Gleiche für mich. Es ist eine Gleichberechtigung, die zwei Schwerttänzern gemeinsam sein muß, wenn sie im Ring zusammenarbeiten. Unsere Gleichberechtigung war etwas aus gemeinsam durchlebten Gefahren und gemeinsam errungenen Siegen, im Ring und außerhalb des Ringes, Entstandenes. Und an Del hatte ich gelernt, daß es im Ring und beim Schwerttanz auf das Geschlecht nicht mehr ankam. Einfach ausgedrückt: man war gut, oder man war tot. Zwei Männer. Meine Klinge war bereits blutig. Ich hatte den einen am Arm, den andern am Bauch verletzt. Keine dieser Wunden konnte die Wächter aufhalten. Also versuchte ich es noch einmal. Hinter mir hörte ich Dario geräuschvoll atmen. Schmerzen? Ein schneller Blick; er schien ganz in Ordnung zu sein, nur erschreckt und verängstigt von der Gewalt um ihn herum. Hinter den Eunuchen sah ich Del in ihren rosenfarbenen Gewändern. Ich hörte das Jaulen und Pfeifen ihres Nordlandschwertes, als sie es mit beiden Händen quer über den Gang schwang, um ihrem Gegner den Kopf abzuhauen. Sie ist hochgewachsen. Sie ist stark. Ich habe schon früher gesehen, daß sie es schaffte. Auch diesmal sah ich es, wenn auch nur mit gelegentlichen Seitenblicken, weil ich mich gleichzeitig um meinen eigenen Kopf kümmern mußte. Ich behielt ihn oben, aber nur knapp: der eine Eunuch parierte mein Schwert, während sein Kamerad auf meinen Nacken einhieb. Ich stand breitbeinig da, riß den Kopf zur Seite und sprang; gleichzeitig nutzte ich die Kraft meiner Handgelenke, um das andere Schwert abzuschmettern. Meine Körpergröße ist oft ein Segen.

Meine Schulter knallte gegen die Korridormauer, die klebrig war und nach Blut roch. Als ich zurückprallte, merkte ich, daß ich ebenfalls klebrig war und nach Blut roch; der enthäuptete Körper hatte mich damit überschüttet. »Hundesohn!« brüllte mich einer der Eunuchen an. Er hätte sich seinen Atem sparen sollen; Del, die als Kontrapunkt zu meinem Schwertlied arbeitete, tötete den Schwätzer, während ich seinen Wachkameraden erledigte. Vier Tote; zwei, die noch standen: Del und ich. Und einer, der im Schock gegen

die Wand gesunken war, die braunen Augen beinahe so weit aufgerissen wie der Mund: Dario. Ich spuckte Blut. Meines, ich hatte mir die Lippe zerbissen. Aber das Blut, mit dem Dels und mein Gesicht bespritzt waren – Dario hatte nichts abbekommen —, gehörte dem Geköpften. Del streckte die Hand aus und ergriff einen Zipfel der Seide, in die Dario gehüllt war. »Komm.« Sie zog ihn zur offenen Tür.

Wenn sie in diesem Ton redet, widerspricht ihr keiner. Wir stolperten in den Sonnenschein hinaus, blinzelten, kniffen die Augen zusammen und stellten fest, wo genau wir uns im Verhältnis zum Palasteingang überhaupt befanden. Sobald wir es wußten, rannten wir los.

Auch Dario. Ohne Nachhilfe von Del.

Kein Vorbeiflattern an den Torwächtern mehr wie ein Schwärz farbenprächtiger Jungvögel. Aber es waren auch nur zwei von ihnen. Del übernahm einen, ich den andern, und gleich darauf rannten wir weiter, Dario hinterher.

Auf dem Marktplatz warteten Pferde auf uns, aber nur zwei. Ich stieß das Schwert in die Scheide und warf Dario auf die Kruppe von Dels Pferd. Im selben Augenblick steckte auch sie ihr Schwert ein und sprang auf. Dann sprang ich auf meinen Hengst und lenkte ihn durch die winklichen Gäßchen, Del – mit Dario – voran. Hufe prasselten gegen Budenstützen; ich biß die Zähne zusammen und wartete auf das Unvermeidliche – und hörte die lauten Flüche des erbosten Händlers, als umfangreiche Segeltuchfalten mitten auf die Straße stürzten.

Vor mir war Dario, eine orangefarbene Knospe gegen Dels voll erblühten Rosenschimmer. Seide riß und wogte, als sie ihren Wallach rücksichtslos durch die Gassen trieb und ihn über Handkarren, Scheffelkörbe, Stapel gerollter Teppiche und Wasserkrüge setzen ließ. Der an sie geklammerte Dario schwamm in Seidenwolken. Aber irgendwie schaffte er es, oben zu bleiben. Hielt sich an einer Frau fest.

Wir hörten auf zu galoppieren, als wir Rez hinter uns gelassen und die Wüste erreicht hatten, die zwischen den beiden Gebieten liegt. Wir hörten auf, Schritt zu gehen, als wir die Oase vor uns sahen.

»Wasserpause.« Ich hakte den Fuß aus dem Steigbügel, rutschte von meinem Hengst, löste den Ziegenfellschlauch vom Sattel und ging zum Brunnen. »Wir können nicht lange hierbleiben, Dario. Trink dich satt.«

Der Junge war erschöpft. Die Zeit im Verlies hatte sich auf seine Gesichtsfarbe und seinen Mut nicht gerade positiv ausgewirkt, so sehr er sich auch anstrengte, uns verbissene Entschlossenheit vorzuführen. Del, noch im Sattel, bot ihm eine stützende Hand an, als er abzusteigen versuchte; er übersah sie. Und ich überhörte seinen erschreckten Aufschrei, als er von der Pferdekuppe rutschte und im Sand landete — auf seiner Kruppe.

Del hakte die Füße aus den Bügeln und sprang. Der Griff ihres Nordlandschwertes blinkte im Sonnenlicht. Ich sah, wie Dario daraufstarnte – auf das Schwert und auf Del. Kein Schock mehr. Kein aufgerissener Mund. Statt dessen Nachdenklichkeit. Und Zweifel. Aber ich glaubte nicht, daß es Selbstzweifel war. Del stand mit ihrem Schlauch am Brunnen. Dario kauerte immer noch im Sand, ein schimmerndes Bündel orangefarbener Seide. »Du verbrennst Tageslicht«, sagte ich zu ihm und zog den Eimer hoch. »Hilf mit, Junge – gib den Pferden zu trinken.«

»Weiberarbeit.« Er zischte es durch dünne Lippen.

»Knabenerarbeit, wenn der Knabe trinken möchte.« Dario erhob sich langsam, riß sich die anstößige Seide vom zerlumpten Leib und marschierte durch den Sand zum Brunnen. Er riß Del den Eimer aus der Hand. Ein Fortschritt, dachte ich, an Bereitwilligkeit, wenn schon nicht an guten Manieren. Aber als er den Eimer schräg hielt, um daraus zu trinken, nahm ich ihn ihm aus der Hand. »Zuerst die Pferde.«

Er war so wütend, daß er am liebsten gespuckt hätte. Aber er war in der Wüste geboren und wußte es besser; er verschwendete keine Feuchtigkeit. Er stapfte lediglich zu den Pferden zurück und nahm ihre Zügel, um sie zum Brunnen zu führen. Und in diesem Augenblick sah ich das Blut. »Verflixt, der Junge ist ja verletzt!« Ich warf meinen Schlauch hin und war in zwei Schritten bei Dario. Als ich ihn bei der Schulter faßte, fuhr er erschreckt herum. Er verlor die Zügel, aber die Pferde, die das Wasser witterten, gingen nicht weiter als zu Del und dem Brunnen. »Wo hast du die Wunde?« fragte ich. »Wie schwer ist sie?«

»Aber — ich bin nicht...« Er versuchte sich umzudrehen, um das Blut zu sehen. »Der Mann, den sie getötet hat, spritzte Blut über den ganzen Gang.«

»Aber nicht über dich«, erwiderte ich knapp. »Dario...« »Laß ihn in Ruhe.« Del stand neben mir. »Tiger, dreh dich um.« »Was?«

»Dreh dich um.« Fast ohne meine Reaktion abzuwarten, schob sie die Hand unter das Gürtelband von Darios Reithosen. »NEIN!« schrie Dario. Ich fuhr herum, Dels Namen auf der Zunge, als ich hörte, wie die Hosen zerrissen. »Ein Mädchen«, verkündete sie. »Ein Mädchen.« Dario preßte die Hosen an den Bauch. Er — sie? — brüllte Del wütende Khemiz-Schimpfworte ins Gesicht und mir auch. »Del —, begann ich.

»Ich habe hingeschaut, Tiger, und wenn die Khami nicht neuerdings ihre Knaben verstümmeln, dann ist dieser Junge kein Junge.« Sie warf dem zitternden Dario einen giftigen Blick zu.

»Verflixt noch mal, wie kannst du nur diesen ganzen Khami-Mist herunterleiern, Mädchen? Was gibt dir ein Recht dazu?«

»Ich bin Khami«, sagte Dario mit zitternder Stimme. »Die Ha-midaa'n sagen uns, daß Frauen ein Greuel sind, unreine Gefäße, von Dämonen zur Erde gebracht. Sie sind der krankhafte Auswuchs aller unserer früheren Leben.« Tränen stürzten aus ihren Augen.

»Das ist keine Entschuldigung...« Aber ich durfte nicht zu Ende reden.

»Tiger.« Del schnitt mir mit einer scharfen Handbewegung das Wort ab. Ihre Miene hatte sich völlig verändert. Verschwunden waren Zorn, Schock, Empörung. An ihrer Stelle sah ich Mitgefühl.

»Tiger, es ist eine Entschuldigung – oder doch wenigstens ein Grund für diese Maskerade. Und jetzt möchte ich, daß du ein Stückchen weggehst. Es gibt etwas, um das Dario und ich uns kümmern müssen.«

»Weg?«

»Weg.«

Ich ging auf die andere Seite des Brunnens, setzte mich hin und wartete.

Es dauerte nicht lange. Ich hörte das Geräusch zerreißender Seide, leise Sätze von Del, unterdrückte Antworten von Dario. Er – sie – hatte seine Einstellung anscheinend ganz

und gar geändert. Aber vielleicht würde mir das auch so gehen, wenn jemand entdeckte, daß ich eine Frau war und kein Mann. Vor allem in meinem Alter.

»Gib den Pferden Wasser«, sagte Del zu Dario, kam hinüber zum Brunnen und winkte mir, ein paar Schritte mitzukommen. Ich folgte ihr. »Er – sie ist doch nicht verletzt?«

»Nein. Nicht verletzt.« Sie war ernster als gewöhnlich, beinahe in Gedanken verloren. Sie strich sich das sonnengebleichte Haar hinter ein Ohr. »Dario ist kein Junge. Aber Dario ist auch kein Mädchen. Nicht mehr.«

Ich machte den Mund auf. Machte ihn wieder zu. »Aha«, sagte ich nach einer kleinen Weile. Es schien die einzige mögliche Antwort zu sein.

Del bohrte mit dem Sandalenfuß ein Loch in den Sand. Sie hatte die Zähne zusammengebissen. »Wenn wir wieder in Dumaan sind, werde ich dich zu Darios Vater begleiten.«

»Del – das geht nicht. Er weiß nicht, daß du eine Frau bist.« Sie hob den Kopf, und ich sah senkrecht in ein Paar erboste blaue Augen.

»Glaubst du, das macht mir etwas aus? Sein geliebter Sohn ist eine Frau, Tiger!«

Ich sah hinüber zu Dario, die geduldig den beiden Pferden, die um seinen Inhalt wetteiferten, den Eimer hinhievt. An ihrer starren Haltung konnte ich ablesen, daß sie sehr genau wußte, daß wir von ihr sprachen. Es war auch kaum zu überhören, bei Dels Ge-schrei.

Ich blickte wieder Del an. »Kann sein, daß er uns nicht bezahlt, wenn du mitkommst.«

»Was man Dario angetan hat, ist wichtiger als Geld«, antwortete Del knapp. »Mir jedenfalls.«

Ich seufzte. »Ich weiß, Bascha; mir auch. Aber Dario schien doch diesen ganzen Khemi-Unsim ganz willig herunterzuleiern.« Dels Lächeln war kein Lächeln, jedenfalls kein richtiges. »Frauen tun viele seltsame Dinge, um in einer Männergesellschaft zu überleben – freiwillig und unfreiwillig.«

»Sowie du?«

»Wie ich.« Mit einem Schnappen der beiden Handgelenke zog sie das Schwert aus der Scheide, und ich machte automatisch einen Schritt zurück. »Ich möchte mitkommen, um Darios Vater kennenzulernen, weil ich ihm eine Frage stellen möchte.« Ich sah unbehaglich auf das Schwert.

»Damit?«

»Wenn nötig. Vorläufig will ich aber nur Dario erzählen, wie ich das Töten gelernt habe.«

»Warum?« fragte ich, als Del fortgehen wollte.

»Damit sie es auch lernt?«

Die Antwort kam wie ein Peitschenschlag über ihre linke Schulter. »Nein. Weil sie mich danach gefragt hat.«

Del begleitete mich, als ich Dario zu ihrem Vater zurückbrachte. Ich hatte mich nicht mit weiteren Diskussionen aufgehalten; Del hatte ihren Entschluß gefaßt. Außerdem dachte ich allmählich, daß sie auch für Dario eine Entscheidung getroffen hätte. Natürlich war es gar nicht leicht hineinzukommen. Die Palastbediensteten waren selbstverständlich Männer, und der Anblick Dels, die trotzig durch ihre Hallen schritt, reichte aus, sie fast an ihrem Vorurteil ersticken zu lassen. Vermutlich hätte der Anblick jeder beliebigen Frau

diesen Erfolg gehabt, aber Del, die schöne, tödliche Del, war genug, um ihre Khemi-Alträume mit Visionen blondhaariger Dämoninnen zu erfüllen.

Dario ging zwischen uns. Sie hatte sich in der Treue zum eigenen Geschlecht völlig umorientiert und auf dem Ritt nach Dumaan kaum noch etwas von mir wissen wollen; statt dessen widmete sie Del ihre gesamte Aufmerksamkeit. Armes Mädchen – so viele Jahre in einem Khemi–Haushalt ohne Frauen – ohne eine einzige Frau –, die ihre Fragen hätten beantworten können.

Zuerst hatte ich mir überlegt, ob Dario überhaupt eine Ahnung gehabt hatte, daß sie weiblich und nicht männlich war; als ich sie danach fragte, erklärte sie mir nur, ein mittühlender Eunuch hätte die Wahrheit über ihr Geschlecht zugegeben, freilich nur, nachdem sie geschworen hätte, es auf ewig geheimzuhalten. Es gehörte zu den Ritualen der Khemi, weibliche Kinder bei der Geburt auszusetzen, um so alle krankhaften Auswüchse vom Hamidaa–Glauben fernzuhalten.

»Aber es gibt dich«, protestierte ich. »Dein Vater mußte das Bett mit einer Frau teilen, um dich zu zeugen!«

»Nicht mich. Einen Sohn.« Ihre Antwort klang ganz ruhig. »Einmal im Jahr liegt ein Khemi mit einer Frau, um einen Sohn zu bekommen.« Ein schneller Seitenblick aus braunen Augen. –»Ich bin der Sohn meines Vaters.«

»Und wenn er die Wahrheit wüßte?«

»Man würde mich in die Wüste bringen. Aussetzen. Auch jetzt noch.«

Danach hatte ich nicht mehr viel gesagt. Darios stumme Würde hatte mich beeindruckt. So viele Jahre...

Als wir jetzt alle drei dem Marmorgang zum Audienzzimmer folgten, wußte ich, was Del vorhatte. Und sie tat es auch. Sie stellte sich vor den Thron des Khemi–Tansiirs von Dumaan, des reichsten Mannes in diesem Zipfel der südlichen Wüste, und machte ihm klar, daß sie ihm seine Tochter fortnehmen würde.

Er zuckte zusammen. Jawohl, er zuckte. Und als ich den über alle Maßen entsetzten Ausdruck seines Gesichtes sah, verstand ich, daß er es immer gewußt hatte.

»Warum?« fragte ich. »Warum, im Namen sämtlicher Götter, hast du Dario nie gesagt, daß du es wußtest?«

Er war nicht alt, aber er war auch nicht jung. Ich sah die Veränderung in seinem jung-alten Gesicht, vom Gesicht eines stolzen südlichen Fürsten mit einer Nase wie dem Schnabel des Adlers in das eines müden, alternden Mannes, der vor einer Sache kapitulierte, vor der er sich allzu lange versteckt gehalten hat. Seine Hände umklammerten zitternd die Armlehnen seines Thrones. »Ich bin Khemi«, stieß er heiser hervor. »Die Hamidaa'n sagen uns, daß Frauen ein Greuel sind, unreine Gefäße, von Dämonen zur Erde gebracht.« Die braunen Augen bohrten sich in Darios aschfarbenes Gesicht. »Sie sind der krankhafte Auswuchs aller unserer früheren Leben!« Seine Stimme war ein zum Zerreissen gespannter, dünner Faden. »Ich werde nichts von einer Frau anrühren, mit keiner Frau sprechen und keine Frau in meine Gedanken eindringen lassen. Ich bin Khemi.« Dann richtete er sich auf und starnte Del mit ungeheurer Würde direkt ins Gesicht. »Wie sonst soll ich mich um meine Tochter kümmern und dabei standhaft im Glauben bleiben?«

»Ein Glaube wie dieser krankhafte Auswuchs verdient keine Standhaftigkeit.« Dels Ton war äußerst kühl. »Sie ist ein Mädchen, kein Junge; jetzt ist sie eine Frau. Kein Versteckspiel mehr, Tansiir — kein Versteckspiel mehr mit ihr. Und wenn du beabsichtigst, Dario mit Gewalt zu etwas anderem zu machen, als sie ist, dann schwöre ich, daß ich sie dir fortnehmen werde. Im Norden glauben wir nicht an solche Torheiten.« Er fuhr vom Thron auf. »Du wirst sie nirgendwohin fortnehmen, Hure aus dem Norden. Dario gehört mir!«

»Tatsächlich?« versetzte Del. »Warum fragst du sie nicht?«

»Dario!« Der Tansiir stieg zwei der drei Stufen des Thronsockels hinunter. »Dari – gewiß weißt du längst, warum ich es dir nie gesagt habe, warum ich alles geheimhalten mußte.« In einer Geste beredter Hilflosigkeit breitete er beide Hände aus. »Ich hatte keine Wahl.« Darios dünnnes Gesicht sah bedrückt aus. Unter ihren Augen lagen Ringe.

»Entscheidungen«, sagte sie, »sind manchmal schwer zu fällen. Aber hinterher muß man damit leben.« Sie seufzte und rieb sich die schmierge Wange, plötzlich wieder ein Kind. »Du hast deine Entscheidung getroffen. Jetzt bin ich an der Reihe.« Sie blickte zu Del hinüber. »Erzähl ihm, was du mir erzählt hast – vom Leben einer Nordlandfrau. Einer Schwertänzerin.«

Del lächelte ein wenig. Sie sah dem Tansiir gerade in die Augen. Über ihre linke Schulter ragte aus dem Schwertgurt der Griff des Nordlandschwertes. »Es gibt dort Freiheit«, sagte sie, und Würde, und die Chance, das zu werden, was man will. Ich wollte Schwertänzerin werden, um einen Pakt zu erfüllen, den ich mit den Göttern geschlossen hatte. Ich wurde Lehrling. Ich studierte. Und ich lernte. Ich erkannte, daß im Ring, im Schwerttanz, eine Freiheit liegt, wie kein anderer sie kennt, und auch eine furchtbare Macht. Die Macht über Leben und Tod.« Wieder ein kleines Lächeln. »Ich lernte, was es bedeutet, eine Entscheidung zu fällen; für den Mann, der gegen mich tanzt, Leben oder Tod zu wählen. Einen Mann wie den Sandtiger.« Sie nickte mir kurz zu. »Ich töte nicht ohne Not. Das ist eine Freiheit, für die ich mich nicht entschieden habe. Aber zumindest kenne ich den Unterschied.« Sie hielt inne.

»Was weiß Dario?«

»Was braucht Dario zu wissen?« entgegnete er bitter. »Wie man tötet, ob mit oder ohne Not?«

»Im Norden hat sie wenigstens die Wahl. Im Süden, als Khemi, als Frau des Südens, hat sie gar nichts.«

Dario starnte ihren Vater an und fragte flüsternd, was er ihr bieten könne.

Er sah immer noch auf Del, als versuche er, sich darüber klarzuwerden, mit welchen Worten er über ihre Worte siegen könnte. Endlich wandte er sich an Dario. »Das, was du gehabt hast«, sagte er gleichmütig. »Ich habe nicht mehr.« Dario überlegte nicht einmal. »Ich wähle meinen Vater.« Ich glaubte bestimmt, daß Del widersprechen würde. Fast hätte ich es selbst getan. Aber ich sagte nichts, als Del lediglich nickte und sich umdrehte, um hinauszugehen.

»Warte«, meinte der Tansiir. »Da wäre noch die Bezahlung.« Del wirbelte herum. »Darios Sicherheit ist Bezahlung genug.«

»Ach, Del«, begann ich, »wir wollen doch nicht übereilt –«

»Euer Lohn.« Der Tansiir warf mir einen münzschweren Lederbeutel zu. Ich ließ ihn klirren: Gold. Ich kenne das Gewicht. Den Klang.

Dario stand zwischen den beiden, sah aber nur Del an. »Entscheidungen sind manchmal schwer«, sagte sie. »Du hast mir ein Leben angeboten, für das viele Frauen sich entscheiden würden. Aber du hast mich nie gefragt, ob ich glaubte, daß mein Vater mich liebt.«

In Dels blauen Augen sah ich Tränen. Nur einen Augenblick; Del weint selten. Dann lächelte sie und streckte Dario die schwielige Hand entgegen, und Dario ergriff sie. »Es gibt so etwas wie die Freiheit des Geistes«, sagte Del. »Manchmal ist das alles, was eine Frau besitzt.«

Dario lächelte zurück. Dann warf sie sich an Dels Brust und umarmte sie, schlang dünne braune Arme um den in Seide gehüllten Körper der Schwertänzerin.

Als das Mädchen zu mir kam, zauste ich ihr das verklebte Haar. »Nimm ein Bad, Dari... man weiß gar nicht, ob unter dem Dreck vielleicht doch eine Nordländerin steckt.«

Wir ließen die beiden miteinander allein, Del und ich, und traten in den südlichen Sonnenschein hinaus. Wir hatten Geld, sogar viel Geld, den Göttern sei Dank; eine Weile konnten wir das Leben genießen.

Ich band den Hengst los und schwang mich hinauf.

»Ärgerst du dich denn nicht wenigstens ein kleines bißchen?« fragte ich, als ich Dels befriedigtes Lächeln sah. »Sie hat doch die falsche Wahl getroffen.«

»Wirklich?« Del bestieg ihren gefleckten Wallach. »Dario hat gesagt, ich hätte sie nie gefragt, ob ihr Vater sie liebte. Aber das brauchte ich gar nicht. Die Antwort war offensichtlich.«

Sie war so offensichtlich, daß ich warten mußte, bis man sie mir sagte.

Del lachte und zerrte ein paar Meter Seide zurecht, während sie die Füße in die südlichen Steigbügel hakte. »Ihr Vater wußte vom Augenblick ihrer Geburt an, daß sie ein Mädchen war. Und doch ließ er sie nicht aussetzen.« Sie lachte vor Begeisterung laut auf. »Der stolze Khemi-Tansiir behielt sein Greuel!« Der Hengst fiel neben ihrem Wallach in Schritt. »Für einen Khemi«, erläuterte ich, »war das eine Gotteslästerung. Die Hami-daa könnten ihn ohne weiteres als Abtrünnigen überführen und töten lassen, wenn sie davon wüßten.«

»Entscheidungen sind manchmal schwer zu fällen«, zitierte Del. »Manchmal aber auch ganz leicht, Tiger.«

## RICHARD CORWIN

*Etwas, das ich beinahe automatisch ablehne, sind Versuche, Volkssagen oder Märchen nachzuerzählen; aber eine Geschichte, die versucht, die Welt nachzuempfinden, in der solche Legenden spielen, ist etwas anderes.*

*Richard Corwin hat in der unverkennbaren Atmosphäre indischer Mythologie eine Story erzählt, die auf seiner ureigenen Phantasie und Erfindung basiert.*

*Richard Corwin ist das Pseudonym eines Mannes, der unter dem Namen ›Corwin‹ bekannter ist als unter seinem eigenen; ein Kostümschneider von hohen Graden, der erst kürzlich eine Karriere auf dem Gebiet der Vorschulerziehung zugunsten einer Laufbahn als Architekt aufgegeben hat (ein Verlust für unsere Kinder – wir brauchen viel mehr männliche Beteiligung bei der Erziehung).*

*Sein Debüt als Schriftsteller gab er mit ›Rote Perlen‹ im Band ›Wolfsschwester‹.*

## Die Augen der Götter

Schwärzer als schwarz, stahl sie sich lautlos in den verdunkelten Tempel. Langsam ließ sie den Blick über die echolosen Weiten der kalten Mittelgänge schweifen, zog dann die Kapuze enger um den Kopf und verkroch sich tiefer in den Schatten. In wenigen Minuten hatte sie mit vorsichtigen Schritten den Raum unter der kunstvoll gemeißelten Kuppel durchquert und stand vor den erstarrten Zielen ihrer nächtlichen Arbeit. Die rußgeschwärzte Hand griff hinauf in Vischnus Gesicht und kratzte ihm die Augen aus. Ihre Ziele waren vergoldete, lebensgroße Standbilder der Götter in verschiedenen Yoga-Stellungen, mit offenen Händen, die symbolisch Manna über die gesamte Menschheit ausgossen. Zwar waren nicht die Statuen selbst ihre Beute, wohl aber deren Juwelenaugen.

Sie steckte Vischnus Smaragde ein und ging ein paar Schritte weiter zu der Votivstatue Schivas. Noch glomm Weihrauch zu seinen Füßen, und frische Blumengirlanden schmückten seine Brust. Der Weihrauch hatte einen angenehmen Duft und verbreitete ein wenig kostbare Hitze, als sie an Schivas Körper hinaufkletterte, um sein Gesicht zu erreichen. Sie holte die Augen heraus und bewegte sich dann achtsam die Reihe entlang zu Krischna, Arjuna, Indra, Rama und Yasoda. Die Juwelen steckte sie in die Tasche. Sie war hier ins Kloster der Erhabenen Wohnung gekommen, das Heiligste der Heiligen, das die Götter hoch im Himalaja auf die Hänge des Dhaulagiri gesetzt hatten. Es war ein gewaltiges Kloster aus eckigen weißen Terrassen, die man selbst für ein Gebirge gehalten hätte, kletterten sie nicht an der Wand eines noch höheren, schneedeckten Berges empor. Ganz oben auf der höchsten Terrasse des Klosters erstreckte sich der riesige Tempel der Heiligen Anhörung mit seinem goldenen Dach, der Tempel, von dem es hieß, daß in ihm die Geister des gesamten Götterhimmels über die Taten der Menschheit wachten – mit eben den Augen, die sie ihnen jetzt herausriß. Es war das vollkommene Verbrechen am vollkommenen Ort, weil keine Krieger den Tempel bewachten. Hier wohnten nur friedliebende Priester, und sie bedeuteten keine Bedrohung.

Als sie nach oben griff, um Ganeshas Augen herauszunehmen, erklang hinter ihr unerwartet die sanfte Stimme eines alten Mannes.

»Warum bestiehlst du jene, die dir ewig geben?« Sofort erstarrte sie.

»Komm, mein Kind, du hast nichts zu befürchten. Ich werde dir kein Leid tun. Es steht mir nicht zu, die göttliche Gerechtigkeit der Gewaltigen auszuüben. Steig herab von unserem geliebten Ganesha, dem Spender aller Weisheit, und sag mir, warum du so handelst. «

Langsam, fast unmerklich drehte sie den Kopf und sah, daß die Stimme zu der unscheinbaren Gestalt eines fast kahlen, orangefarben gekleideten Priesters gehörte. In der Finsternis des Tempels glitzerten seine Augen. Wie war er ihr unbemerkt so nahe gekommen?

Gelassen kletterte sie von der Plattform herunter und sah dem Priester gleichmütig ins Gesicht. »Ich handle so, weil ich von bemaltem Holz nichts zu fürchten habe, alter Mann«, sagte sie. »Die Zeiten sind hart, und mein Magen ist leer. Die da oben haben nie-mals etwas für mich getan und mir nur das Leben schwergemacht. Sie hassen mich. Sie verspotten mich mit ihrem Schicksal. Die Sünden meiner Vergangenheit haben mich längst dazu verdammt, das nächste Leben auf niedrigerer Stufe zu leben; darum bemühe ich mich, so gut ich kann, das jetzige erträglicher zu machen.« »Aber du stiehlst die Augen, mit denen die Götter in die Welt hinausschauen. Ohne diese Augen können sie nichts sehen. Wenn sie aber nichts sehen können, versinkt die Welt in Finsternis.« »Aber wenn sie durch diese Augen in die Welt hinausschauen, warum haben sie mich dann nicht aufgehalten?«

Er sann einen Augenblick nach und erwiderte dann: »Gewiß wollten sie, daß ich für sie eingreife. Ich lehnte hier an der Säule und meditierte, als das Scharren deines Fußes auf dem Sockel mich ins Bewußtsein zurückrief. Das kann kein Zufall gewesen sein.

Komm, gib mir die Augen wieder. Ich werde sie neu einsetzen. Dann gehen wir miteinander in die Klosterküche, und du erhältst eine einfache Mahlzeit, die deinen kalten Bauch wärmt. Damit werden die Götter gewiß gutgemacht haben, was sie an dir gefehlt haben. Aber auch du mußt den Göttern für ihre Großmut Genugtuung leisten. Vertrau ihnen dein Leben an, bleib hier im Kloster, und du wirst nie wieder Mangel leiden.« »Was ich will, könnt ihr mir nicht geben — du nicht, dein Kloster nicht und deine Götter nicht«, zischte sie und trat von dem Sockel herunter.

»Dann müssen die Götter dir ein anderes Geschenk machen«, antwortete er. In einer blitzschnellen Bewegung fuhr sein Arm in die Höhe und traf sie unmittelbar unter dem Ohr am Kiefer. Sie stürzte taumelnd zu Boden. »Sie müssen dir Vergeltung schenken.« Wie ein Krebs kroch sie auf dem Rücken rückwärts und bemühte sich, sich nicht in ihren schwarzen Kleidern zu verfangen. Er verringerte die Entfernung zwischen ihnen und trat mit dem Fuß nach ihr. Sie konnte ausweichen, geriet aber dabei unerwartet zwischen die Sockel zweier Statuen und war so in die Enge getrieben. Schnell sprang sie auf und stellte sich dem Alten entgegen. Er zögerte sekundenlang und holte dann mit der Faust weit nach ihr aus. Sie unterließ den Hieb und rammte ihm den Ellenbogen voll in die Schläfe, wobei sie ihren Körper als Drehpunkt benutzte, um seine Bewegung auf den Boden abzuleiten. Er sackte auf den Steinplatten zusammen, und sie wollte die Flucht ergreifen, bevor andere auf das Handgemenge aufmerksam wurden. Vielleicht hatte sie den Widerstand der Priesterkaste unterschätzt. Aber als sie fortlaufen wollte, stellte er ihr ein Bein, und sie stürzte der Länge lang hin.

Er war vor ihr auf den Füßen. »Du bist wirklich eine arme Närrin«, meinte er. »Gib mir die Steine.«

Bei diesen Worten merkte sie, daß seine Maße sich verändert hatten. Seine Größe war nicht länger die eines alten Mannes. Irgendwie war er jetzt mehr als das.

Als er von neuem näher kam, sprang sie auf. Seine Bewegungen waren geschmeidiger geworden, sicherer. Er griff nach seinem Gürtel und begann sich das Gewand vom Leib zuwinden. Dann, in einer Gegenbewegung wie beim Tanz, warf er ihr das Kleidungsstück über den Kopf und verwinkelte sie in die Falten. Sie fand sich geblendet und gefesselt von

Stoff, der sich um sie knotete und dabei immer größer zu werden schien. Dann schleuderte ein furchtbarer Hieb auf den Kopf sie in einem Gewirr von Stoff den Mittelgang hinunter. Verzweifelt krallte sie sich in das Gewebe, aber vergeblich. Auf irgendeine unnatürliche Weise weigerte es sich nachzugeben. Sie hörte die näher kommenden Schritte, tastete in ihrer Kleidung und fand ein Mittel, sich zu befreien.

Die Schwärze zerschlitzte; ein langer, schlangenförmiger Dolch riß das Gewand in tausend Fetzen. Sie schüttelte es ab und machte einen Satz, um ihrem Angreifer entgegenzutreten. Er war jetzt viel größer, über sechs Fuß hoch. Die Muskulatur des fast nackten Körpers schien im Dämmerlicht makellos. Sie schwang das Messer und fauchte: »Wer bist du?«

»Der, den man ausgeschickt hat, dir Einhalt zu gebieten. Das habe ich dir bereits gesagt«, erklärte er und wich zurück.

»Sie haben irgendeinen Gestaltwandler geschickt, um jemanden aufzuhalten, der so stark ist wie ich?«

»Du bist gar nicht so stark.«

»Oh?« fragte sie.

»Und sie haben nicht irgendeinen Gestaltwandler geschickt.« Er schwieg einen Augenblick. »Sie haben mich geschickt.« Er griff hinauf zu einem der Standbilder, die den Mittelgang säumten und löste aus Fingern, die sich sonst nicht bogen, das Schwert.

»Du kannst mich Fürst Yama nennen.«

Sie fühlte ihr Herz sinken. Sie hatten gewußt, daß sie kommen würde. Aber anscheinend doch nicht ganz sicher, denn sie hatten nicht verhindert, daß sie den Tempel betrat. Das gab ihr Mut.

»Dann weißt du also, warum ich gekommen bin?« prüfte sie ihn.

»Natürlich. Und ich weiß auch, daß du nicht bekommen wirst, was du begehrst. Und daß du diesen Ort nicht lebendig verlassen wirst.«

Bei diesen Worten sprang von der Spur seines Schwertes ein dünner Flammenbogen hinüber auf ihren Hals und sengte ihr die Kapuze vom Kopf. Ihr langes, dunkles Haar fiel bis zum Gürtel.

»Jetzt weiß ich, wer du bist, meine Hübsche. Weißt du auch, daß ich der bin, dessen Namen ich dir genannt habe?«

»Ja.«

»Das ist gut, denn es wäre traurig, wenn du nicht wüßtest, wen man zu deiner Vernichtung geschickt hat.«

»Wenn du mich vernichten kannst«, murmelte sie, machte gewandt einen Luftsprung und pflanzte ihm einen Fuß gegen das Kinn, während sie ihren Dolch auf das Schwert niedersausen ließ. Mit einer Drehung des Handgelenks riß sie ihm das Schwert aus den Fingern und landete, Füße voran, auf dem Boden. Klirrend schoß das Schwert über den Tempelfußboden. Er wehrte sich, indem er ihr beide Fäuste gegen die Brust schmetterte und sie rückwärts gegen einen Pfeiler schleuderte. Gerade noch rechtzeitig schüttelte sie sich den Kopf wieder klar, um zu erkennen, wie Yama einer anderen Statue den Speer wegnahm und ihn auf sie zusausen ließ. Mit einem kurzen Heben ihrer Brauen schickte sie den Speer in eine andere Richtung, bevor er ihr näher kommen konnte. Yama warf einen zweiten. Auch diesen lenkte sie ab und hätte ihn fast auf ihn zurückgesandt. Ein dritter Speer zischte auf sie zu. Dieses Mal konzentrierte sie sich schärfer und zersplitterte

ihn in Flammenfünkchen. Warum verließ er sich auf Speere, wenn auch er über gewaltige Kräfte verfügte? Ein vierter Speer kam auf sie zugerast, diesmal von hinten. Sie drehte den Kopf und sah etwas Unerwartetes. Die vergoldete Yamastatue hatte sich von ihrem Sockel erhoben und nach ihr geworfen. Er hatte nur Zeit gewinnen wollen, während er seinen Zauber wirkte. Im selben Augenblick, in dem das Standbild warf, flog auch ein neuer Speer des lebendigen Yama auf sie zu. Sie klatschte in die Hände, und beide klappten zu Boden. Jetzt stand sie im Kreuzfeuer; wenn er weitere Statuen gegen sie weckte, konnte sie sie nicht abwehren. Sie vermutete, daß ihm das ohne weiteres möglich war. Einen Augenblick konzentrierte sie sich, dann faßte sie einen Plan. Blitzschnell ließ sie sich niedergleiten, ergriff einen der Speere, die ihr vor die Füße gefallen waren, und schleuderte ihn mit der linken Hand nach Yama. Sie rollte sich ab, packte einen zweiten Speer und warf ihn nach der Statue. Weil von dieser selbst keine Magie ausging und Yama durch den ersten Speer abgelenkt war, traf das Geschoß das Standbild mitten in die Brust. Die Wucht des Aufpralls ließ die aus leichtem Holz geschnitzte Statue rückwärts auf die Reihe der anderen Standbilder zutauern, und das Schwert der Kalistatue hob sich und hieb das Yamastandbild in zwei Hälften.

»Dieses Spiel können zwei spielen, Yama«, sagte sie.

»Ja, zwei«, erwiderte er. Er deutete mit beiden Händen auf sie, und alle Statuen, die noch Augen hatten, schleuderte alles an Waffen nach ihr, was ihnen noch zur Verfügung stand. Die Luft im Tempel wurde in tausend Fetzen gerissen, als tausend goldene Waffen auf sie zusausten.

Sie schloß die Augen und schrie laut auf. Jäh erstarrten die Waffen im Flug und sanken lautlos zu Boden.

»Sind Speere und Schwerter deine einzigen Waffen, Gewaltiger?« reizte sie ihn.

»So töricht bist nicht einmal du, o Sklavin der Schwarzen«, versetzte er und hob ein Schwert vom Boden auf. »Ich weiß recht gut, daß du jeden Zauber, den ich nach dir schleudern könnte, ablenken oder umkehren könntest. Und alles, was hier umgekehrt wird, könnte die Augen meiner teuren Freunde beschädigen.« Er wies auf die Statuen.

»Aber was immer du deinerseits nach mir wirfst, werde ich lediglich von den Standbildern ableiten oder vielleicht in mir verzehren. Ich weiß, daß du hier bist, um den Stab Kalis zu stehlen, denn du willst sie aus ihrem Gefängnis im Inneren der Erde befreien. Du kannst nicht siegen. Gib auf.« Die Standbilder. Töricht von ihm, sich dieses Wort entschlüpfen zu lassen. Also war er nicht nur hier, um sie aufzuhalten, sondern auch, um die Standbilder zu schützen, vor allem ihre immer wachenden Augen. Jetzt wußte sie, daß die Statuen der Schlüssel zu seiner Niederlage waren. Ein kurzes Lächeln, dann begann sie ihn zu umkreisen und sprach dabei zu ihm. »Warum sollte ich aufgeben? Ich bin gekommen, um die Eine freizusetzen, die deiner Herrschaft und der deiner unfähigen Statuenfreunde ein Ende machen wird. Euer ganzes Zeitalter war nichts als die Verschwendungen einer Ewigkeit. Ihr könnt keine Entscheidungen treffen, könnt nicht in die Taten der Menschen eingreifen, ja nicht einmal die Dämonen bändigen, die auf dem Rücken der Nachtwinde dahinreiten. Nichts habt ihr in diesem Zeitalter erreicht als das völlige Chaos. Ihr seid schlimmer als nutzlos.«

»Ich nehme an, du ziehst das Chaos diesem Anblick vor?« fragte er und machte eine Finte

nach links.

Sie parierte mit ihrem schwarzen Dolch. »Ja. Wenigstens wird es die Schwachen, die Langsam und die Wankelmütigen mit der Wurzel ausereiben – alle wie dich. Auch das Kali-Yuga wird eines Tages gestürzt werden. Aber danach wird ein neues Zeitalter der Ordnung und der Stärke kommen. Und das ziehe ich eurem langweiligen und öden Yuga vor. Ihr habt weder Ordnung noch Chaos. Ihr habt beides und könnt keines davon zur Regel machen. Es ist Zeit, daß euch ein Ende bereitet wird. Vor allem, wenn euer Herz an nichts anderem hängt als an ein paar vergoldeten Holzklötzen.«

Damit riß sie den freien Arm hoch und hüllte die gesamte Mauer der Statuen in eine verzehrende Flammengarbe. Sie lachte. »Jetzt haben deine Schwächlinge keine Augen mehr. Können sie jetzt noch in unsere Welt eingreifen?«

Yama begann unbeherrscht zu schreien und die Hände an das Gesicht zu pressen. Sie schickte ihm einen Strahl kochendes Feuer entgegen, der ihn den Gang hinuntertorkeln ließ. Als er die Hände vom Gesicht nahm, um Halt zu suchen, sah sie, daß ihm die Augen aus den Höhlen gebrannt waren.

Sie lächelte, denn sie wußte, daß er geschlagen war. Sie griff in die Tasche und holte wahllos zwei Edelsteine heraus, die sie so weit wie möglich hinter sich schleuderte. »Hier hast du zwei Augen, Yama, wenn du schnell genug bist, sie zu finden. Und wenn du sie findest, kannst du mich vielleicht noch aufhalten«, rief sie.

Wie vermutet stolperte er blindlings an ihr vorüber in die Richtung, in der die Edelsteine über die Steinplatten gehüpft waren. Sie rannte zum Hauptaltar, auf dem das riesige, achtspeichige Rad des Gesetzes stand. An seinen Seiten ragten die vier Säulen der Zeitalter des Gesetzes auf. Sie hob den Dolch und spaltete mit einem einzigen Hieb die Säule des Ersten Zeitalters des Gesetzes. Dann schlug sie die Säule des Zweiten Zeitalters in Trümmer. Gleich darauf stürzte mit Donnergepolter die Säule der Letzten Tage des Gesetzes zu Boden. Vom hohen Dach herunter fielen Putzbrocken. Abschätzend musterte sie nun die letzte Säule, die des Kali-Yuga, des Zeitalters der Finsternis. In ihr mußte der Schädelknaufstab Kalis stecken, denn er war in keiner der drei anderen Säulen gewesen. Mit geschickten Schlägen schälte sie die Säule ab, bis sie Metall auf Metall klingen hörte. Dann hackte sie um den Stab herum und befreite ihn endlich aus seiner Gefangenschaft. Hinten im Gang tastete Yama noch immer am Boden herum und suchte nach einem Augenpaar, um wieder sehen zu können. Sie drehte sich zu ihm um und hob den von Schlangen umwundenen Stab. »Bereite dich auf die Begegnung mit einer neuen Existenz vor«, sagte sie und ließ aus den hohlen Augen am Ende des Stabes einen Blitzstrahl hervorschießen. Der Strahl umwickelte Yama und peitschte auf jeden einzelnen seiner Nerven ein, bis Yama leblos niederstürzte.

Sie trat vor das Rad des Gesetzes. »Jetzt befreie ich dich, Dunkle«, erklärte sie und deutete mit dem Stab auf das Rad. Ein Blitz sprang aus der Spitze und traf das Rad des Gesetzes so, daß die Ausrichtung sich verschob. Langsam drehte es sich, bis die Speiche, die den Beginn des Kali-Yuga anzeigen, oben stand. Unter ihr ertönte ein Donnern, und der Fußboden des Tempels flog nach oben gegen die Dachbalken. Und mitten in diese Explosion hinein trat Kali, die ihr Gefängnis in den Eingeweiden der Erde verließ. »Du hast es gut gemacht«, sagte Kali, und ihre Stimme war wie feinste Seide. Sie nahm ihrer

Dienerin den Stab ab und stieg hinauf zum Rad des Gesetzes. Sie riß es aus seiner Verankerung und schleuderte es durch das Schiff des Tempels. Krachend prallte es gegen die Türen der anderen Seite. Über ihnen barst das Tempeldach.

»Die Dunklen Zeiten haben begonnen«, sagte die Königin der Schwärze, als sie sich auf ihren Nachtschwingen in die Lüfte erhoben. Wie ein Pfeil schossen sie durch ein Loch im Tempeldach und brausten nach oben. Unter ihnen stürzte das Kloster in den Abgrund, den Kali geschaffen hatte, als sie das Innere der Erde verließ. Als der letzte Stein im Schnee versunken war, lachte sie in sich hinein, wandte sich ab und flog in die Finsternis.

## MILLEA KENIN

*Eine von den Ideen, die regelmäßig auf den Schreibtischen von Herausgebern landen, ist der Versuch, die Geschichte von den drei Parzen, die das Schicksal spinnen, auf die eine oder andere Weise zu modernisieren.*

*Neun von zehn Malen, besser gesagt, neunundneunzig von hundert Malen, klappt es nicht; ich erkenne den Anfang des Aufgusses auf Seite 1 und schlage den Angriff am Paß mittels Ablehnungsformulars zurück. Beim hundertsten Mal hat die Story eine originelle Wendung, die wirklich etwas aus ihr macht.*

*Millea Kenin ist Gebrauchsgrafikerin in unserer Gegend und gibt eine kleine Zeitschrift heraus. Sie ist mit einem Entertainer verheiratet und hat zwei halberwachsene Kinder.*

– MZB

## Das Schicksal und die Träumerin

An diesem Tag war ich Spinnerin. Die Regenzeit kam in dem Jahr spät, und ich saß mit untergeschlagenen Beinen vor dem Höhleneingang und fühlte mich wohl in der balsamischen Luft und im geschmeidigen, anmutigen Körper der Spinnerin. Der Himmel war ein blauer Dom über dem Ozean, klar und hart wie Glas. Ich ließ die Spindel tanzen; die Fasern glitzerten im Sonnenlicht und gerannen zu Garn.

Ein geflügelter Schatten glitt über mich hin, und ich sah auf und drehte den Kopf nach den dunklen Klippen Takonias, die im Osten steil hinter mir aufragten. Dort fing ein Theiakon–Weibchen den Wind in ihren Schwingen, eine Seefalkin der Klippen. (Heutzutage heißt es oft, Takonia habe den Namen von den Falken, die dort nisten; aber meine Schwestern und ich erinnern uns an eine ältere Bedeutung, über die wir schweigen.) Der Gefährte der Seefalkin stürzte sich von ihrem Nest auf dem Felsvorsprung hinab und gemeinsam stiegen sie in einem hohen Bogen über dem Meer auf. Aus dem natürlichen Luftloch im Felsen schwebte eine dünne Rauchfahne von unserer Küchennische, viele Meter senkrecht und unbeweglich, bevor sie sich ganz oben im Wind bog. Schritte, die unten auf dem Kiesstrand knirschten, lenkten meine Aufmerksamkeit wieder dorthin. Wenige kommen unser Orakel befragen, und es ist der geringste Teil der Arbeit, die wir tun, aber ich stellte fest, daß ich der kleinen Abwechslung mit dem kindlichen Eifer der Spinnerin entgegensah und mich freute, daß ich die Fremde als erste begrüßen durfte und diejenige war, die an diesem Tag ein schönes Äußeres besaß.

Die Wanderin kam von Süden zu uns. Bestimmt wollte sie zum Orakel, denn sonst hätte sie sich verlaufen; an unserer Höhle führte keine Straße vorbei. Sie war so schlank und jung, wie die Spinnerin zu sein scheint, aber drahtiger und eckiger gebaut, mit kühnen und stolzen Zügen im dunklen, schmalen Gesicht. Sie ging langsam, als hätte sie ohne auszuruhen einen langen Weg zurückgelegt, und unter dem Rucksack, den sie trug, war ihr Rücken gebeugt. Bei jedem ungeschickten, müden Schritt schlug das Langschwert in seiner Scheide gegen ihren Schenkel. Die ganze Zeit über, wohin meine Augen auch geschaut hatten, waren meine Hände im Spinnen nicht müßig gewesen; und noch immer spinnend erhob ich mich, um sie zu grüßen. Sie reckte sich und holte tief Atem; wir standen Auge in Auge. »Sei willkommen«, sagte ich mit der süßen, sanften Stimme der Spinnerin, »im Schrein Dessen, Was Sein Muß.«

»Heil, Herrin«, antwortete ihre tiefere, rauhere Stimme. »Ich bin Erialthi von Hiönath, und ich bin gekommen, in einer Angelegenheit höchster Not um Rat zu fragen.« »Suchst du den Rat Dessen, Was Sein Muß im Auftrag eines der Mächtigen dieser Welt?« Sie schüttelte den Kopf und stieß ein kurzes, bitteres Lachen aus. »Ich bin in eigener Sache hier, und besäße ich selbst Macht, so würde ich eure Hilfe wohl kaum brauchen!« Dann fügte sie, als fürchte sie, unhöflich gewesen zu sein, hinzu: »Obwohl sie zweifellos für jedermann wertvoll ist.« Sie war wirklich sehr jung. Das brachte mich, die ich weiß,

was ich weiß, zum Lachen; aber es war ein mildes Lachen. »Nein, ich meine nur, daß man bei uns seine Fragen selber stellen muß. Wenn der Kaiser des Südens oder des Ostens oder des Westens uns einen Boten schickte, würde unsere Antwort lauten, daß der Kaiser selbst erscheinen müßte.«

»Ich verstehe. Und bist du es, der ich die Frage stelle, Herrin?«

»Du brauchst sie nicht laut auszusprechen, wenn du nicht willst. Du stellst sie dem Schicksal.« Wieder konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken. »Komm hinein, und meine Schwestern und ich werden dir zeigen, was du tun mußt.«

Sie folgte mir in die Höhle und legte Schwert und Rucksack an die Stelle, die ich ihr zeigte, innen neben die Tür. Keine Waffe darf in die Nähe des Webstuhls kommen. Nach dem hellen Sonnenlicht draußen war die Höhle dämmrig und grün. Die Gestalt meiner Schwester, die an diesem Tage die Weberin war, saß am Webstuhl wie im Schatten, und das Bild, das sie webte, war zu fein, als daß man es hätte erkennen können.

»Willkommen, Erialthi«, rief sie ihr mit der vollen, warmen Stimme der Weberin entgegen. Erialthi erschrak, denn woher sollte sie wissen, daß wir alle wissen, was eine von uns weiß.

Meine andere Schwester, die die Schnitterin war, schlurfte herein, die Schere in der Hand, der Rücken steif und gebeugt vom Schein des Alters. Mit der freien Hand zog sie die schwarze Kapuze über ihr Gesicht, das kein Sterblicher schauen darf, der nicht bereits verwandelt ist. »Zeit, den Preis zu entrichten, Liebchen«, sagte sie mit der brüchigen, zitternden Stimme der Schnitterin. Erialthi versuchte zu sprechen, räusperte sich und fragte: »Was ist der Preis, Herrin?«

»Eine Locke von deinem Haar.«

Sie wickelte die lange Flechte vom Hinterkopf und löste sie. Meine Schwester schnitt eine Locke ab und reichte sie mir, und ich drehte sie in den Faden hinein, wo sie im schimmernden Garn eine dunkle Stelle bildete. Erialthi stand unbeweglich, und das Haar fiel ihr in glänzenden schwarzen Wellen bis unter den Gürtel. Weder die Weberin noch ich dürfen vor Sonnenuntergang unsere Arbeit unterbrechen, darum schlepppte die Schnitterin langsam, mit kurzen, mühevollen Schritten, den schweren Krug mit den Losen herbei. Sie schüttelte den Krug, um die Steine darin zu mischen und setzte ihn dann, ächzend von der Anstrengung, zur Erde. »Knie dich hierhin, Liebchen«, sagte sie mit unsicherer Stimme und schnaufte ein wenig. »Jetzt muß ich dir die Augen verbinden, und dann denkst du ganz fest an die Frage, die du beantwortet haben möchtest, und greifst dabei in den Krug und holst soviel Steine heraus, wie du mit einer Hand fassen kannst.« Erialthi nickte stumm und kniete vor dem großen Tonkrug nieder. Die Schnitterin band ihr ein Tuch vor die Augen und nahm den Deckel ab. Erialthi steckte die schlanke braune Hand in den Krug und zog sie wieder heraus, fest geschlossen, die Knöchel weiß, eine Faust voller Steine. Die Schnitterin zog ihr geschwind die Binde herunter, deckte den Krug wieder zu und schob ihn zur Seite.

»Laß deine Steine hier fallen, Liebchen.« Kiesel klickten auf den Steinboden. Immer noch spinnend, sah ich hinüber, und die Weberin zog das Schiffchen durch die Kettfäden und wandte den Kopf, um zu schauen. Ihr mütterliches Gesicht wurde starr vor Bestürzung. Die Steine waren ohne besonderes Muster in einer Gruppe zusammengefallen. Sie waren

alle aus dunkelgrauem, von den Wellen glattgeschliffenem Schiefer, bis auf vier kleine weiße Quarzkiesel, die in der Mitte lagen.

»Deine Erfolgsaussichten sind gering«, sagte die Weberin.

»Sehr gering«, bestätigte die zitternde Stimme der Schnitterin.

»Könnt ihr mir etwas sagen, damit ich weiß, was das überhaupt für Aussichten sind und wie ich sie wahrnehmen kann?« Erialthis geschwungene Brauen zogen sich über dem schmalen Nasenrücken zusammen, und die vollen Lippen wurden zu einer dünnen Linie.

»Such in den Klippen, bis du eine Stelle zum Hochklettern findest«, sagte ich. »Es gibt dort Wege, wenn sie auch mühsam sind.«

»Wenn du dann oben bist«, fuhr die Weberin fort, »dann such im Hochland von Takonia nach einer kleinen, himmelblauen Blume mit fünf Blütenblättern, die am Boden zwischen den Felsen wächst. So spät im Herbst werden nicht mehr viele davon blühen, aber einige wird es noch geben.«

»Du wirst sie erkennen, wenn du sie siehst«, ergänzte ich, »denn dort oben wächst nichts ähnliches.«

»Pflück dann sieben vollkommene Blüten«, sagte die Weberin, »nicht mehr, nicht weniger.«

»Und die bring zu uns, Liebchen«, schloß die Schnitterin, »und dann sehen wir weiter!« Sie krähte ein zersprungenes, uraltes Lachen, denn das darf diejenige von uns, die Schnitterin ist; aber die Weberin und ich behielten unsere ernsten Gesichter und kümmerten uns um unsere Arbeit.

Erialthis kräftige Finger flochten behende ihr Haar und steckten es wieder auf. »Wollt ihr mir Wasser geben, bevor ich gehe?« Eine solche Bitte konnte man nicht ablehnen.

Ebensowenig konnten wir sie vor dem Vorzeichen warnen: nur die Hände der Schnitterin waren frei. Sie brachte der jungen Frau einen irdenen Becher mit dem klaren, kalten Wasser aus der Bergquelle, die ein Stück oberhalb unserer Höhle entspringt. Erialthi trank es durstig, setzte ihren Rucksack wieder auf, umgürtete sich mit dem Schwert und machte sich auf ihre Suche.

Der Rest des Tages verlief ohne Ereignisse, bis die Sonne hinter dem Meer versank und Luft und Wasser in einen Kessel aus Feuer und Blut verwandelte. Ich legte die letzte Garndocke des Tages an ihren Platz. Die Weberin verknotete ihre Fäden, und die Schnitterin schnitt sie ab. Ihre Tagesarbeit ist in einer Minute getan, aber sie ist so nötig wie die Arbeit der beiden anderen, die den ganzen Tag dauert.

Dann schauten wir uns an, was am Tag gewebt worden war, und sahen, daß es fehlerlos war und so, wie es sein mußte, und wir legten es an seinen Platz. Danach verrichteten wir die häuslichen Arbeiten, die wir genauso tun müssen wie sterbliche Frauen – holten Wasser von der Quelle, sammelten Kräuter und Wurzeln, nahmen aus unseren Fallen im Bach die Fische und kochten das Abendessen. Die Schnitterin legte die Kapuze ab, und beim Essen erzählten wir uns ein paar von den alten Geschichten, die wir so gut kennen, von Dingen, die waren und Dingen, die sein werden, und wir lachten miteinander über die kurze Torheit und den flüchtigen Kummer der Sterblichen.

Dann legten wir uns nieder, um zu träumen und unsere Gestalt zu wechseln.

Es war wieder Sonnenuntergang, als Erialthi am achten Tag zurückkehrte, und ich war die Weberin und gerade dabei, mein Tagwerk zu beenden und die Fäden zu verknoten. Meine Schwester legte die Spindel beiseite und ging hinaus, um die Frau zu begrüßen. Waren Erialthis Schritte beim ersten Mal müde gewesen, so drückte sie jetzt Erschöpfung nieder, und wenn ihr Rucksack vorher schwer gewesen war, so überstieg sein Gewicht jetzt um ein Haar ihre Kräfte, obwohl er doch um den Proviant einer Woche leichter geworden sein mußte und nur um das Gewicht der Blumen zugenommen haben konnte. Ihre Kleidung war voller Staub und stellenweise zerrissen, Hände und Wangenknochen wiesen Risse und Kratzer auf. Aber sie lächelte ruhig, als hätte die Erfüllung ihrer Aufgabe ihr Vertrauen auf einen Sieg gegeben. Wir kannten noch keine Einzelheiten dessen, was vor ihr lag – nicht einmal so viel, wie sie selber wissen konnte. Aber sogar wenn es anders gewesen wäre, hatten wir kein Recht, ihr die Illusionen zu rauben. Die Spinnerin und ich lächelten ihr zu. Die Schnitterin, deren Gesicht niemand sehen darf, schnitt die Fäden ab und legte die Schere hin. Dann ging sie zu Erialthi hinüber und nahm ihre Hände in die eigenen verkrümmten und knotigen Finger.

Gemeinsam bereiteten wir das Abendessen und teilten es miteinander. Die Schnitterin mußte sich beim Essen abwenden, damit Erialthi nicht unter ihre Kapuze sehen konnte; denn es bestand immer noch die Möglichkeit, daß das Vorhergesehene nicht eintreten würde. Solche Dinge am Rande der Nacht liegen in den verknoteten Enden des täglichen Gewebes. Sie sind nie sicher, denn sie können sich verwirren.

Zuletzt weichten wir in einem Becher aus ausgehöhltem Stein die sieben Blumen ein. Jetzt, und nur in verschleierten Andeutungen, mußten wir Erialthi warnen.

»Wenn du die verschiedenen Wege wissen willst, die vor dir liegen«, begann ich, »mußt du mit uns aus demselben Becher trinken und mit uns träumen.«

»Aber es ist uns auferlegt, dich zu warnen«, sagte meine Schwester mit der sanften Stimme der Spinnerin, »daß du nie wieder sein wirst wie vorher, sobald du das getan hast. Du wirst dich verwandeln wie wir.«

»Und was bedeutet das?« Aufrecht, mit untergeschlagenen Beinen, saß Erialthi da. Ihr Gesicht war gelassen, aber die Hände lagen angespannt auf ihren Schenkeln.

»Mehr dürfen wir nicht sagen; aber du mußt über unsere Warnung nachdenken, bevor du dich entscheidest.«

»Oh, aber ich hoffe doch sehr, daß du es tun wirst!« stammelte meine andere Schwester, sie, die gewebt hatte, als ich spann.

»Es ist schon so lange her, daß wir etwas erlebt haben, und wir waren noch nie jemand wie du!«

»Schwester«, bemerkte ich kalt, »du hast zuviel gesagt.«

»Ganz gleich – ich muß es tun. Sonst kann ich überhaupt keinen Weg in die Zukunft sehen.« Erialthi streckte die Hand aus, und ich reichte ihr den Becher. Sie nahm ihn in beide Hände und trank; ihr Gesicht blieb ausdruckslos und zeigte keine Reaktion auf den bitteren Geschmack. Dann griff die Spinnerin nach dem Becher und trank auch. Sie rümpfte die hübsche Nase und reichte ihn mir weiter. Ich trank die Hälfte des Restes und gab den Becher der Schnitterin, die die Kapuze zurückwarf und ihn laut schlürfend bis auf

den Grund leerte.

Beim Anblick dieses Gesichtes biß Erialthi die Zähne zusammen und holte mit scharfem Zischen Atem. Aber sie zuckte nicht zurück, als wir sie alle drei umringten und eng an uns drückten. Statt dessen umarmte sie uns, die Tapfere, als wäre sie bereits unsere Schwester. Dann legten wir uns nieder, um zu träumen und unsere Gestalt zu wechseln.

Es war anders als ein gewöhnlicher Traum. Obwohl es lebendiger war, wacher Wirklichkeit ähnlicher, vergaß ich nie, daß ich träumte, auch wenn ich mich lange Zeit nicht erinnerte, wo mein Körper lag und warum ich so träumte. Ich wußte aber, daß es mit Absicht geschah.

Mein Vetter und ich rollten miteinander im Staub; bei der Rauferei bekam er das meiste ab. Mit einer plötzlichen Anstrengung riß er sich los und rannte schluchzend zu meinem Onkel.

»Vater, Vater, Erialthi verprügelt mich!«

»Gar nicht wahr. Wir haben nur gerungen. Degi ist bloß ein schlechter Verlierer.« Ich stand mit finsterer Miene da und malte mit dem nackten großen Zeh Ringe in den Staub. »Deki, Helden weinen nie, ob sie nun gewinnen oder verlieren. Und du, Erialthi, mußt lernen, dich wie eine Dame zu benehmen. Prinzessinnen ringen nicht. Wirklich, Miünis,« sagte mein Onkel zu meiner Mutter, die langsam herbeischlenderte und ihren Sonnenschirm drehte, »du mußt anfangen, deiner Tochter Manieren beizubringen.«

»Komm, Flaumvogel«, meinte meine Mutter, aber sie nahm mich nicht in die Arme, weil ich so staubig war. »Laß dich von Nana waschen und zieh ein hübsches Kleid an, dann schenke ich dir meinen Jadeschmetterling, und du darfst ihn um den Hals tragen.« Wie gut sie wußte, womit man mich bestechen konnte; wie gut sie wußte, wie sehr ich diesen Anhänger liebte und daß ich ihr immer auf den Schoß kletterte und den Schmetterling streichelte, wenn sie ihn anhatte.

Ich erinnerte mich, daß ich ihn immer noch besitze; ich bin erwachsen, und er hängt immer um meinen Hals, unter den Kleidern auf der Haut. Ich trage ihn zu ihrem Andenken. Sie ist tot! Ich erschrak fürchterlich in meinem Traum, und er veränderte sich.

»Ah«, erklärte Meister Ulua, »das war ein schöner Streich, Kind. Ruh dich jetzt aus.«

Ich legte das Übungsschwert hin und wischte mir die Stirn. »Du wirst eine großartige Schwertkämpferin werden, meine Prinzessin. Wenn Deki nur halb soviel Fleiß zeigte.«

»Sie haben versucht, mir den Unterricht bei dir zu verbieten. Erst als ich drei Tage nichts gegessen habe, gaben sie nach. Mama und Onkel Athor finden, eine Prinzessin sollte keine Schwertkämpferin sein.«

»Unter Berücksichtigung aller Tatsachen sollte eine Prinzessin vielleicht wirklich nicht – reg dich nicht auf, Kind, sonst schlägst du daneben! Aber ein Talent wie deines verdient, daß man es die Kunst lehrt, die ihm gebührt, ob es nun einem Jungen oder einem Mädchen gehört, einer Prinzessin oder einem Bettler.« Ich warf die Arme um Ulua und umschlang ihn. Das Schwert, das er mir gab – ich trage es heute noch. Selbst wenn ich schlafe, ist es nie weit von mir. Ich streckte die Hand aus – wo ist es? Ich kann es nicht finden! Ach ja, ich habe es an der Höhlentür gelassen. Ich entspannte mich.

»Warum mußt du so dickköpfig sein?« Die Stimme meiner Mutter klang verdrießlich, und Tränen verschmierten das Khol um ihre riesigen schwarzen Augen. Noch als sie im Sterben lag, ließ sie sich von ihren Mägden sorgfältig das verwüstete Gesicht schminken; und ich in meiner Verbohrtheit griff diese klägliche Tapferkeit an. Aber ich mußte es tun, um mich zu wehren. Sie wollte, daß ich tat, was der Brauch verlangte: Deger, den Sohn ihres Bruders, heiraten und die Thronfolge sichern. Mein Vater, so lange tot, daß ich mich nicht an ihn erinnern konnte, war der letzte Überlebende eines aussterbenden Königshauses gewesen. Fast mein ganzes Leben lang hatte Onkel Athor als Regent geherrscht. In einem Jahr würde ich mündig sein, und ich war entschlossen, um mein Recht, selbst in Hionath zu herrschen, zu kämpfen.

Es war der größte Wunsch meiner Mutter, mich vor ihrem Tod in geordneten Verhältnissen zu sehen, nämlich mit Deger verehelicht, Athors Macht bestätigt. All das, obwohl sie genausogut wie ich wußte, was Deger für ein Mensch war: schlaff und triefäugig vom Trunk, obwohl nicht älter als ich. Ganz gleichgültig, daß sie so gut wie ich versucht hatte, den unglücklichen, geprügelten Frauen zu helfen, die man gezwungen hatte, Deger zu Willen zu sein.

Nein, Mama, ich wollte mir nicht die Hand abhacken, nur damit du zufrieden stirbst; ich wollte mir kein Auge ausreißen; und ich wollte Deger nicht heiraten.

Der Traum flog eilig an ihrem Begräbnis und meiner Mündigkeitszeremonie vorbei, zu der Nacht, als Ilani, Degis derzeitige Konkubine, zu mir kam, um mich zu warnen, daß er ein halbes Dutzend Bewaffneter zu mir geschickt hätte, um mich zu ergreifen und bei Androhung des Todes zu zwingen, die Ehe mit ihm zu schließen. Sie schlich zurück, bevor man ihre Abwesenheit bemerkte. Ich hatte sie gebeten, noch eine kleine Sache für mich zu erledigen, aber nicht gewußt, ob sie es wagen würde, sich noch die Zeit dafür zu nehmen. Fand Deger heraus, daß sie es war, die mich gewarnt hatte, war ihr Leben ohnehin verwirkt. Meine einzige Hoffnung lag in der Flucht. Ich verließ den Palast über einen geheimen Gang, der nicht bewacht war; ich hatte ihn, Dank sei allen Göttern, erst vor ein paar Jahren entdeckt, nachdem ich längst aufgehört hatte, Deger noch meine Geheimnisse anzuvertrauen.

Vor den Palasttoren wartete, wie ich zu hoffen gewagt hatte, eine verummigte Gestalt. Ich hatte Ilani gebeten, wenn sie den Mut und die Zeit dazu fand, Ulua alles zu sagen. Dort stand er, mit einem Proviantsack und meinem Schwert. Ich packte die Hand des guten alten Waffenmeisters.

»Hab Dank, Ulua. Beschütze Ilani, wenn du kannst.«

»Ich will es versuchen, Kind. Was hast du jetzt vor?«

»Ich werde zuerst nach Takonia gehen, um das Orakel zu befragen. Vielleicht erfahre ich dort, was ich tun muß.«

Aha. Jetzt wußte ich wieder, wo ich war und warum, und weshalb ich im Traum mein Leben noch einmal lebte. Aber ich war in der Gegenwart angekommen, und der Traum hatte noch nicht aufgehört.

Ich sah mich verkleidet nach Hionath zurückkehren und Menschen aufsuchen, die unzufrieden waren mit der wachsenden Unfähigkeit des Regenten, die Bevölkerung vor den Übergriffen seines lasterhaften Sohnes zu schützen. Ich sah mich ein Rebellenheer anführen. Ich sah die Truppen des Regenten uns vernichten, meine Kameraden erschlagen, halb Hionath in Flammen, mich selbst in Ketten vor den Thron meines Onkels geschleift. Ich sah meine Truppe siegreich zum Palast marschieren und ihn einnehmen, mich selbst auf dem Thron, Athor und Dugi in Ketten kniend vor mir.

Ich sah mich nach Norden wandern, von der Hand in den Mund leben, endlich von einem Kaufmann, der so verzweifelt nach Hilfe suchte, daß ihm sogar das Schwert einer Frau willkommen war, gemietet, um seine Karawane zu bewachen. Ich sah eine Räuberbande hinter den Felsen hervorspringen und mich selbst im Handgemenge mit ihnen fallen. Ich sah mich unverletzt aus dem siegreichen Kampf mit den Räubern hervorgehen, endlich in die Hauptstadt des westlichen Kaiserreiches gelangen und der Kaiserin den Diensteid schwören, ihr, die selbst Generalin eines gewaltigen Heeres war, das aufbrach, um fremde Länder zu erobern.

Ich sah mich ostwärts in die Berge gehen, zu einem hoch gelegenen Tempel hinaufklettern und um Aufnahme in die heilige Schwesternschaft bitten. Ich sah mich auf Geheiß der Hohepriesterin mein Schwert der Göttin weihen, es auf ihrem Altar darbringen. Ich sah mich zurückgezogen in einer Zelle, täglich stumm betend, jahrelang, ohne daß mir je erlaubt würde, etwas anderes zu tun.

Ich sah mich mit einer Gruppe von Priesterinnen, meinen Schwestern, alle in blauen Gewändern, vom Gebirge herabsteigen. Wir waren still, aber ungeheuer aufgeregt, denn wir kehrten in die Städte der Welt zurück, um zu heilen und zu unterrichten.

Ich sah mich nach Hionath zurückkehren, meine Reue bekennen und Dugi heiraten. Ich schluckte die Galle, die mir hochkam, als ich mich demütig allem fügte, was er im Bett von mir verlangte. Ich wartete, bis er fest eingeschlafen zu sein schien und nahm dann mein Messer, um ihn zu erstechen. Ich sah ihn aufwachen und mit mir ringen; die Verzweiflung verlieh ihm die Kraft, mir die Handgelenke zu brechen, das Messer zu ergreifen und mich zu erdolchen.

Ich sah ihn aufwachen, sich wehren, zu betrunken und zu schwach, mich auch nur langsamer zu machen, sah das entsetzte Flehen in seinen Augen, als ich ihn ins Herz stach, sah ihr Verbllassen, Glasigwerden. Ich sah mich dasitzen, die Knöchel der unbefleckten Hand an den Mund gepreßt, wie ich mit der blutigen Handfläche der anderen meinen Magen rieb, um gegen den Brechreiz anzukämpfen, während ich zusah, wie Dugi starb.

Ich sah mich, wie ich vor Verzweiflung über so viele Möglichkeiten noch einmal die Klippen hinaufkletterte und mich von den Höhen Takonias ins Meer stürzte.

Nein, daran glaubte ich nicht. Es war alles nur ein Traum; keines dieser Dinge war bisher geschehen. Bis zu einem gewissen Grade konnte ich mich frei entscheiden, und alle übrigen Wahlmöglichkeiten konnten Niederlage oder Sieg für mich bringen. Aber ganz bestimmt würde ich mich nicht töten. Ich seufzte, entspannte mich und sank in tieferen Schlaf, in die Erinnerung an endlose Runden von Tagen, spinnend, webend, schneidend. Das war die Wirklichkeit; das kurze Leben als Prinzessin von Hionath war der Traum. Der Morgen war da. In die Höhle sickerte graues Licht; ich spürte es durch die Lider. Von draußen klang das erste Vogelliéd. Ich lächelte. Es hatte mir Freude gemacht, Erialthi zu sein. Ich war die Schnitterin, die Anfang und Ende jedes sterblichen Tages festsetzte, und meine Glieder schmerzten vor Müdigkeit, einer Müdigkeit, die alt gewesen, bevor die Welt neu war... aber morgen würde ich spinnen.

Ich war die Spinnerin, die aufstand und den Nebel von Meer und Bergen und die Gedanken sterblicher Hirne einsammelte, die aus nebelhafter Unterschiedlichkeit einen einzigen, drahtigen Faden zwirbelte; ich sang und tanzte beim Spinnen vor Freude und freute mich heute schon auf das Weben von morgen. Ich war die Weberin, die die Strähnen aus allen sich kreuzenden Richtungen vereinte und zu einem Gewebe verarbeitete, so fest wie Wurm und Biene und Blume es brauchten, in meinen Händen Kraft und Ruhe; bis ich müde war und darauf wartete, morgen abzuschneiden.

Ich war Erialthi, ein Faden des Gewebes, bereit aufzustehen und meine kleine Wahl zwischen Frieden und Mord zu treffen, zwischen der Weisheit zu handeln und der Kraft, darauf zu verzichten.

Ich, die ich mit meinen Schwestern von Anbeginn aller Zeiten an gesponnen und gewebt hatte, ich war jetzt die junge, sterbliche Erialthi, die auszog zu Sieg oder Untergang, nie mehr zu spinnen, zu weben oder abzuschneiden. Wir waren vier, und wir waren eine.

## DOROTHY J. HEYDT

*Beim Herausgeben dieser Anthologien ist es für mich einer der Höhepunkte, wenn ich Jahr für Jahr wieder so bekannte Heldinnen wie Diana Paxsons Shanna und Dorothy Heydts Cynthia auftreten lassen kann.*

*Cynthia aus der Zeit des griechischen klassischen Altertums (vielleicht?) ist keine dieser Nacherzählerinnen von Volkssagen; ihre Zauberabenteuer sind immer ein kleines bißchen anders und ich weiß nie so recht, ob sie nicht doch in irgendeiner fremden Dimension spielen. Aber sie sind mit so sicherer Hand für die psychologische Wahrheit geschrieben, daß es wirklich nicht darauf ankommt, wann oder wo sie nun stattfinden...*

*Dorothy Heydt wurde zum ersten Mal als Mitarbeiterin an der Original-Raumschiff-Enterprise-Konkordanz gedruckt. Sie hat auch ›Krieg-der-Sterne‹-Romane geschrieben; ihre Stories wurden in den ›Schwester‹-Bänden und anderen Anthologien veröffentlicht. Sie hat eine wundervolle (und klassisch ausgebildete) Sopranstimme, und ihr Haushalt ist eine bunte Mischung aus Katzen, Computern, Kindern und anderen lebensnotwendigen Dingen. – MZB*

## Die Mittagshexe

Syrakus, 271 v. Chr.

Die Fischereiflotte hatte den Kleinen Hafen verlassen, und auf der schützenden Mole des Dionysos war niemand weiter zurückgeblieben als die übliche Handvoll Herumtreiber, kleiner Jungen und Abfallsammler. Am Himmel zogen ein paar Möwen ihre Kreise, aber eine nach der anderen flog in Spiralen an Land, setzte sich auf Holzstapel oder Windenkästen und steckte den Kopf ins Rückengefieder. Das Wetter war nicht besonders warm, denn die Sonne stand noch nicht im Mittag; aber trotzdem war es schon jetzt ein Tag, an dem nicht viel geleistet werden würde. Die Sonne hatte fast ihren Höhepunkt erreicht, als das kleine Boot von Nordosten heranhinkte. Der frische Anstrich konnte nicht von der zerfetzten Leinwand und den zerrissenen Segeln ablenken, und der Wurm hatte ein enges Verhältnis mit den Planken gehabt. Wahrscheinlich lag es nur an der Gunst der Götter, daß der junge Kapitän es bis nach Syrakus geschafft hatte, ohne daß der lecke Kielraum den Sieg über das Schöpfvermögen seiner Begleiterin davongetragen hatte. Besagte Begleiterin hatte gerade den Lenzeimer auf die eine und ihre schwarze Stola auf die andere Seite geworfen und hockte nun oben an Deck und lud ihre Habe aus. In Kleiderreste gewickelte Bündel lagen triefend neben ihr, und sie zerrte entschlossen an einer eisenbeschlagenen Kiste, die sich im Bug verkeilt hatte. Ihr rostrottes Gewand war ebenfalls triefend naß, Hand und Unterarme waren zerkratzt, und die Flüche, die sie in unterdrücktem Ton vor sich himmurmelte, wiesen nicht gerade auf ein behütetes Dasein hin.

Der junge Mann am Ruder – er konnte nicht über sechzehn sein – bückte sich und griff nach etwas, das aussah wie ein Bündel meerwassertränkter Kleiderpracht im Kielraum. Es bewegte sich und nahm die Gestalt eines alten Mannes im purpurgestickten Mantel an, mit weißem, von Wind und Wasser wirrem Bart und den großen, leeren Augen eines Kleinkinds. »Komm jetzt, Vater. Zeit zum Landgang«, erklärte der junge Mann. Sein Vater setzte sich auf, schläng die Arme um die Knie und schüttelte den Kopf. Der Junge verzog das Gesicht und blickte auf, als suche er Mitgefühl von oben. Außer seiner Gefährtin befanden sich dort zwei hochmütige Pelikane und ein dunkelhaariger Syrakuser, etwa im gleichen Alter, der einen verwaschenen blauen Chiton und geflickte Sandalen trug.

»He, du – könntest du mir ein wenig helfen ? Mein Vater hat einen Schlag auf den Kopf bekommen und ist davon einfältig geworden.«

Der Junge im blauen Chiton streckte die Hand aus, aber der alte Mann achtete nicht darauf. Er saß im Kielraum wie ein Mehlsack, schwierig anzufassen und noch viel schwieriger hochzuheben. »Komm, Palamedes«, sagte die Frau sanft. »Komm zu Cynthia.« Der alte Mann sah sie an und lächelte, machte jedoch keine Anstalten zum Aufstehen. Auf den zweiten Blick war die Frau jünger, als der Syrakuser gedacht hatte,

nicht viel über zwanzig, also kaum in mittleren Jahren. Sie hatte glattes schwarzes Haar und die dunklen Augen einer ägyptischen Königin, aber die kräftige Nase und das Kinn verrieten auch ein königliches Temperament und eine das gewöhnliche Maß übersteigende Dickköpfigkeit. Der Jüngling verbannte sie aus seinen Gedanken und wandte sich wieder dem alten Mann zu, der wie ein Stein in dem schnell volllaufenden Boot saß. Sein Sohn mühete sich immer noch damit ab, ihn in Bewegung zu setzen. Aber anstatt ihn darin zu unterstützen, rief der Syrakuser »ich hab's!« und rannte davon. Sofort war er wieder zurück und schleppte ein Seil und eine Rolle mit, wie man sie zum Abladen schwerer Lasten verwendet. Er warf das Seil über einen Balken. »Binde es ihm unter die Arme«, befahl er. »So. Nun aufgepaßt da oben!« Er stemmte die Fersen gegen das Dock und holte das Seil ein. Der alte Mann wurde sanft in die Lüfte gehoben, und die Frau, Cynthia, packte seine Füße und beförderte ihn an Land. Die Pelikane flogen auf. Das Boot schaukelte und nahm noch mehr Wasser auf; der Sohn des Palamedes machte einen Satz auf das Dock. Im selben Augenblick ging das Boot unter.

»O Zeus!« schrie die Frau. »Die Bücher!«

»Hast du Bücher gesagt?« Der Syrakuser warf die Kleider ab und tauchte ins Wasser. An der Oberfläche platzte eine große Blase; das Boot war nicht mehr zu sehen. Der Kopf des Jünglings erschien, schrie »das Seil!« und verschwand wieder. Cynthia warf es ins Wasser, zog am freien Ende und hievte den Syrakuser heraus, der unter dem einen Arm die Schlinge des Taus, unter dem andern die eisenbeschlagene Kiste trug.

Vorsichtig setzte er sie auf das Dock. »O Apollo, gib, daß die Tinte nicht ausgelaufen ist«, murmelte er. »Was sind es für Bücher?« »Eigentlich dürfte ihnen nichts passiert sein«, erklärte Cynthia. »Ich habe die Ritzen mit Wachs verschmiert, um die Gischt nicht eindringen zu lassen. Wir haben Bücher über Philosophie, Poesie, Medizin, Mathematik und – autsch!« Ihr Gefährte war über ein zusammengerolltes Tau gestolpert und hatte sie gegen das Schienbein getreten. »Hm, ja. Wir haben eine Darstellung der Elemente der Geometrie vom Vetter meines Vaters, Euklides von Alexandria.«

»Das ist ja wunderbar«, sagte der Junge. »Darf ich sie lesen? Habt ihr schon ein Quartier in Syrakus? Woher kommt ihr? Wie heißt ihr?«

»Demetrios, Sohn des Palamedes, aus Korinth«, antwortete der blonde Junge. »Das hier ist Cynthia, die Witwe meines Bruders, und –«

»Aus Korinth? Aber da habt ihr ja Verwandte hier! Wollt ihr bei uns wohnen? Ich werde meinen Onkel Lukas fragen, aber es ist bestimmt in Ordnung. Er verkauft auf dem Markt Wolle. Wenn ihr mit mir kommen wollt... oh, Verzeihung.« Er bückte sich, um die Bücherkiste aufzuheben und sah den blauen Chiton, der vergessen auf dem Dock lag. Er gürte ihn sich wieder um. »Archimedes, Sohn des Pheidias, zu euren Diensten.« Er schulterte die Bücherkiste und führte sie die Mole hinunter und mitten in das Gewirr der Menschenmenge auf dem Markt. Trotz seiner Größe war der Marktplatz eher ruhig, sogar erstaunlich ruhig; Cynthia konnte tatsächlich einzelne Worte verstehen. Aus dem zusammen geschusterten Hühnerstall einer Geflügelhändlerin, der an die Wand einer Teppichweberbude angebaut war, hob ein rotschwarzer Hahn den Kopf und krähte unsicher ein einziges Mal, um dann wieder einzuschlafen. Jetzt begann auch Palamedes von seiner Umgebung Notiz zu nehmen, gerade genug, um vor Geräuschen zu

erschrecken und zu scheuen, wenn jemand seinen Weg kreuzte. Cynthia und Demetrios mußten ihn gemeinsam führen, jeder auf einer Seite, und Cynthia nutzte die Gelegenheit, Demetrios zuzuflüstern: »Tritt mich noch einmal, und ich breche dir das Bein.« »Ich wollte nicht, daß du die Zauberbücher erwähnst«, erklärte Demetrios. »Archimedes macht einen sehr netten Eindruck, aber er ist furchtbar neugierig, und ich möchte nicht, daß er die Nase in Vaters Bücher steckt. Du solltest langsam wissen, daß es gefährlich ist, sich in Dinge zu mischen, von denen man nichts versteht.«

»Und wie oft habe ich uns allen das Leben gerettet, nur weil ich mich eingemischt habe, während du dagestanden und die Hände gerungen hast?« gab sie zurück. »Ich gebe zu, daß du recht hast, aber das ist kein Grund, mir blaue Flecken zu machen. Du bist nicht mein Ehemann.«

»Ich finde immer noch...« begann Demetrios. »Nein«, erwiderte Cynthia bestimmt und packte Palamedes' Ellbogen fester, um ihn um einen vollbeladenen Heuwagen herumzuführen.

Ihre Situation war eine so eigenartige, daß sie ihnen unzweifelhaft die Vorwürfe aller Welt eingetragen hätte, wenn sie je so töricht gewesen wären, diese Welt davon in Kenntnis zu setzen. Sie hatten sich erst vor drei Tagen zusammengetan, auf der Flucht aus der kleinen Stadt Margaron, die vor den Römern gefallen war. So gut wie mittellos und mit dem alten Palamedes, den ein Schlag um seinen Verstand gebracht und pflegebedürftig gemacht hatte, hatten sie es für das beste gehalten, beieinander zu bleiben. Aber welcher Hellene würde glauben, daß eine Frau mit zwei Männern reiste, ohne die Ehefrau des einen oder die Hure wenigstens eines von ihnen zu sein?

Sie gingen über den Blumenmarkt am Fuß des alten Tempels des Apollo und der Artemis mit seiner doppelten Säulenreihe und den buntbemalten Simsen. Zu ihrer Rechten dehnte sich der schmale Damm, der Ortigia mit dem übrigen Sizilien verband. Von oben strahlte die Sonne jetzt glühendheiß, und die Feuchtigkeit des gestrigen Regens machte die Luft noch schwüler. Irgendwo sang eine Stimme, ein schrilles, monotones Geräusch wie von einer Zikade; vielleicht eine Mutter, die ihrem von der Hitze quengeligen Kind ein Wiegenlied sang. Die Stadt funkelte in der Sonne. Alle Farben waren frischgewaschen, nur die Menschen ließen allmählich die Köpfe hängen und welkten sanft dem Nachmittagsschlaf entgegen.

Demetrios hatte Cynthia angeboten, die Stellung seiner Frau einzunehmen, natürlich nur vor der Öffentlichkeit; aber Cynthia hatte es vorgezogen, die Geschichte auszustreuen, ihr verstorbener Gatte Demodorus wäre Palamedes' älterer Sohn gewesen. Wie gewöhnlich setzte Cynthia sich durch, aber trotzdem war ihre Position wacklig: was war, wenn Palamedes plötzlich wieder zu sich kam und fragte »wer ist das denn?« Nun, sie würde eben ein Auge auf ihn haben müssen.

»Komm, Vater«, sagte Demetrios und lenkte Palamedes um eine lehmige Wagenspur. »Komm, Vater«, wiederholte Cynthia, damit sich der alte Mann an den Klang gewöhnte. Lukas war ein kleiner drahtiger Mann von etwa dreißig Jahren, auf dessen Kopf kein einziges Haar mehr wuchs. Er hatte diesen Kopf an das Rad seines Karrens gelehnt und schlief. An dem anderen Rad schlummerte ein zweiter Mann mit gebrochener Nase und einer Miene, die selbst beim Schnarchen noch finster war. Archimedes hob eine Braue.

»Das ist Gellias«, erläuterte er. »Wenn sie aufwachen, zanken sie sich gleich wieder, und dann leeren sie ein paar Krüge. Wir reden später mit ihm.« Er führte sie fort. »Ich kriege ihn herum, und er kriegt Großmutter herum. Habt ihr gesagt, ihr hättet Bücher über Medizin? Steht darin, wie man Zähne zieht?«

»Ich kann einen Zahn ziehen, wenn es nötig ist«, antwortete Cynthia.

»Mein Vater war Arzt und hat mich einiges gelehrt.« »Kannst du Kinder auf die Welt bringen und Husten heilen?«

»Meistens«, erwiederte Cynthia vorsichtig.

»Dann bist du bei Großmutter richtig. Warst du schon einmal in Syrakus? Ich zeige euch heute die Insel; den Rest der Stadt könnt ihr später anschauen. Wie lange wart ihr auf See? Seid ihr hungrig? Onkel hat etwas Brot und ein paar Oliven mit, aber...«

»Wir haben etwas Geld«, sagte Cynthia. Sie griff in ihr Mieder und holte eine kleine Börse aus verschossener Stickerei heraus, der sie ein paar Kupfermünzen entnahm. Das mußte reichen, wenn nicht das wechselnde Kriegsglück die Preise ungebührlich in die Höhe getrieben hatte. (Sie besaß außerdem noch eine beträchtliche Summe, die in den Saum ihres Gewandes eingenäht war, aber sie hatte nicht vor, Archimedes oder seine Mitbürger davon in Kenntnis zu setzen.)

Sie kauften Brot und kleine grüne Zwiebeln, auf denen noch der Morgentau lag, dazu eine Flasche Wein, von dem Archimedes wußte, daß er für das, was er kostete, gar nicht so übel war, und einen Becher zum Mischen. »Wasser holen wir uns an Arethusas Quelle«, erklärte Archimedes. »Die Quelle ist ein großes Wunder, und außerdem ist Arethusa eine Schutzgöttin der Stadt, und man sollte ihr seine Ehrerbietung erweisen. Es ist am anderen Ende der Insel – ihr könnt doch so weit laufen? Die Entfernung beträgt weniger als zehn Stadien<sup>1</sup>, und ihr werdet unterwegs viele schöne Dinge sehen.« Sie machten sich auf den Weg, zuerst eine breite Straße hinunter,

die auf dem Rückgrat der Insel entlangließ. Die ersten Kolonisten aus Korinth hatten sich auf Ortygia angesiedelt, das in unmittelbarer Nähe der sizilischen Ostküste lag. Erst viel später hatten sie sich auch über die glatten Hänge der Akradina auf der größeren Insel verbreitet. Jetzt verband die beiden Inseln ein Damm, auf dem sich eine Festung erhob, die die Durchfahrt bewachte und Ausblick auf den Kleinen Hafen gewährte. Die Gebäude am Straßenrand waren alle einmal recht prächtig gewesen; manche waren es noch. Hier stand ein großes Haus, die Steine frisch verputzt, um Risse und Wandsprüche zuzudecken; aber das Nebenhaus hatte man in einen Kaninchenstall kleiner Zimmer aufgeteilt und an arme Leute vermietet. Um die Grundmauern beider Häuser flutete menschliche Brandung wie die Linie aus Schaum und Müll, die das Meer an den Strand schwemmt: Kaufleute, reisende Händler, Bettler, Diebe, Straßenjungen, die die Augen offenhielten, um irgendwo ein paar schnelle Kupfermünzen zu ergattern. Die Hitze machte sie alle still und schlaftrig. Der alte Palamedes war davon schon ganz fügsam geworden, so daß man ihn viel leichter führen konnte.

Einen Augenblick traten sie in den großen Tempel der Athene, um die Schönheit der Malereien zu bewundern und unter dem Wald von Säulen, die das vergoldete Dach stützten, den kühlen Schatten zu genießen. Der Tempel war der reichste von Syrakus und

---

<sup>1</sup> Eine Stadie sind 184 Meter.

wahrscheinlich der glänzendste von ganz Großgriechenland. Seine gewaltigen Türen, kunstvoll aus Gold und Elfenbein gebildet, hatten in der Welt nicht ihresgleichen. Die Innenwände waren mit Darstellungen aus den Kriegen des Tyrannen Agathokles gegen die Karthager und mit Porträts der sizilischen Könige ausgemalt. Als ein jüngerer Priester, sichtlich auf eine Spende bedacht, auf sie zuschlenderte, gingen sie wieder hinaus in die Hitze. Hoch über ihren Köpfen stand auf dem Dach eine riesenhafte Figur der Athene. Ihren vergoldeten Schild konnte man weit über das Meer sehen.

Die meisten Angehörigen der Aristokratie hatten jetzt Häuser auf der Akradina, sagte Archimedes, oder auf den Klippen des Epilopai, mit Aussicht über das Meer; manche aber behielten ein zweites Haus am Hafen, um von dort ihre kleinen Ausflugsboote zu segeln. »Das da drüber zum Beispiel«, berichtete Archimedes und deutete auf ein großes Haus auf einer Anhöhe über der Küste, dessen weiße Wände in der Sonne glitzerten. »Das ist das Haus des edlen Leptines. Ich war schon dort, und es ist wirklich sehr schön. Die Fußböden sind alle aus Mosaik mit Mustern aus Meerestieren. Mein Onkel Hieran hat in diese Familie eingeheiratet.«

»Sehr geschickt!« meinte Demetrios. »Das ist ein großer Schritt nach oben.« »So groß nun auch wieder nicht«, erwiderte Archimedes, »Onkel Hieron – oh! Riecht den Fisch!« Ein altes Fischweib briet auf einem kleinen Kohlenfeuer die Reste des Tagesfangs. Sie kauften ein halbes Dutzend winzige Fische, noch brutzelnd vom Rost. Als sie weitergingen, gähnte die Alte, deckte das Feuer zu und legte sich zu einem Nickerchen hin. Jetzt kamen sowieso keine Kunden mehr. Die ganze Insel schwieg, und darüber konnte Cynthia wieder das summende Zikaden-Wiegenlied hören. Vielleicht war es ja wirklich eine Zikade. Ortygia war zwar durchgehend bebaut, aber es gab noch einige Bäume und Gärten, zum Beispiel am Haus des Leptines, über dessen Dach Blätter wehten. Andererseits war es Cynthia fast so, als verstünde sie Worte, keine griechischen, sondern Worte irgendeines barbarischen Dialektes, dem sie auf allen ihren Reisen noch nie begegnet war. Sie schob den Gedanken beiseite und konzentrierte sich auf die Aufgabe, Palamedes die grüne Bösung hinunterzubringen, die die Quelle der Arethusa umgab, dort, wo sie in ihrer Felsengrotte entsprang. Ringsum im Gras lagen schon ein Dutzend Leute und schliefen. Cynthia hätte schwören können, daß sie einen Beutelschneider sah, der sich, die Hand schon zum Schnitt ausgestreckt, an einen Bürger heranschlich, die Sache dann aber wohl zu anstrengend fand und sich neben seinem Opfer ausstreckte, um einzuschlafen wie ein Kind.

Am Rand der Quelle ließen sie sich nieder und breiteten im sauberen Gras ihr Essen aus. Sie schöpften Wasser, um ihren Wein zu mischen, und vergossen ein Trankopfer für die Nymphe der Insel. Die Menschen sagten, die Quelle sei dieselbe, die in Elis, fern auf dem Peloponnes, mit dem heiligen Fluß Alpheios in der Erde verschwindet; und wenn in Elis ein Opfer dargebracht werde, so trübe das Blut hier das Wasser. Heute jedoch war kein Blut zu sehen; das Wasser war kalt und klar bis weit in die Tiefe der darunterliegenden Felsgrotte.

Es war jetzt ungemein warm, und Cynthia war kurz davor, auch einzuschlafen, wären nicht Archimedes und Demetrios mit ihrem unaufhörlichen Geplapper gewesen.

»Mein Onkel Hieran war Hauptmann unter General Pyrrhos; er war gerade dreißig, als

Pyrrhos Syrakus führerlos zurückließ und auszog, um Tarent gegen die Römer zu verteidigen. Aber es gelang ihm nicht...«

»Das brauchst du mir nicht zu erzählen! Als nämlich die Römer Tarent erobert hatten, kamen sie und nahmen Margaron ein, und wir mußten um unser Leben rennen –«

»Und Pyrrhos ließ Thoinon und die anderen Aristokraten, die uns an die Karthager verkauft hatten, hinrichten, darum wählte das Volk Onkel Hieran zum General...«

»Und wir mußten mit dem lecken kleinen Boot hinaus aufs offene Meer und wurden beinahe von einem punischen Kriegsschiff gekapert ...«

»Und dann heiratete Onkel Hieron Philistis, die Tochter des Leptines, aus der praktisch einzigen der adligen Familien, die bisher alles überlebt hat. Wir sind alle so stolz auf Onkel Hieron, vielleicht macht er noch unser aller Glück, und deshalb streitet sich auch Onkel Lukas immer mit Gellias, weil heutzutage immer die Aristokratie gegen das Militär steht und Gellias Unteroffizier war...«

Palamedes schließt. Cynthia lehnte den Rücken bequem an einen Stein und sah hinunter in die Tiefe von Arethusas Quelle. Kühl, dunkel und grün.

Kaltes Wasser schlug über ihrem Kopf zusammen, und sofort war sie wach, zum ersten Mal seit dem Morgen hellwach. Dieses Lied!

Dieses schrille Zikadenlied – ein Zauber lag darin, ein Zauber, der die ganze Insel in Schlaf versetzte und Cynthia mit ihr. Und jetzt war sie in die Quelle gefallen. Sie versuchte ihre Stola abzustreifen, die Sandalen fortzuschleudern und an die Oberfläche zurückzuschwimmen, aber sie konnte sich nicht bewegen. Hoch über ihrem Kopf färbte sich die kleine Silberscheibe des Himmels erst blau, dann schwarz und entschwand schließlich ihrem Blick.

Erst jetzt fiel ihr auf, daß sie noch atmete – Luft atmete oder Wasser? – jedenfalls etwas Unnatürliches und sicher das Werk irgendeines Gottes. Die Quelle war ein heiliger Ort. Von der Erde verschluckt wie Persephone. Sie faltete die Hände vor dem Gesicht und wartete, während die Wasser sie hinabtrugen. Sie legten sie an ein Ufer aus Sand und Kieseln, so wie sie selbst im Strudel einer Strömung angeschwemmt. Ringsum wirbelte Wasser und leuchtete in kaltem, blauem Licht. Über ihr gab es keine Helligkeit, der Sonnenschein drang nicht so tief hinab; aber das Wasser war erfüllt von kaltem Funkeln, das zwischen Blau und Grün schillerte wie die Federn eines Pfaus und blendete wie sein argusäugiger Schweif. Nichts Lebendes war zu sehen, aber Cynthia wußte, daß sie beobachtet wurde. So wie jemand, der singend durch einen Wald wandert, auf einmal die eigene Stimme hört, verstummt und Augen auf seinem Rücken fühlt, sich dann umdreht und am eigenen Zittern erkennt, daß sein sterbliches Fleisch Unsterbliches erblickt, so erbebte auch Cynthia und packte ihre dahintreibende Stola fester, um sie sich über die Augen zu ziehen. So hörte einst Odysseus, an unbekannter Küste angespült, das Lachen junger Frauen und fürchtete sich vor den Nymphen, die auf den Berggipfeln, den Flußquellen und den grasigen Wiesen hausen. Cynthia neigte sich tief auf die Sandbank und barg das Gesicht in den Händen. Steh auf, Weib. Du hast nichts zu befürchten.

Cynthia gehorchte. Noch immer sah sie nichts außer den wirbelnden Farben im Wasser. *Ich bin Arethusa, die in dieser Quelle wohnt*, sagte die Stimme.

(Sie hätte es gar nicht zu sagen brauchen. Durch geschickte Fälschung oder die Kunst von

Tempelhandwerkern kann man vielleicht die Stimme eines Menschen für die eines Gottes halten; niemand aber, der die Stimme eines Unsterblichen vernimmt, wird sie mit der eines Sterblichen verwechseln.) *Ortygia gewährte mir Zuflucht, als ich aus meiner Heimat Elis floh. Als die Korinther kamen und eine Stadt um meine Quelle erbauten, dazu einen Tempel für die fernhintreffende Artemis, da freute ich mich und nahm die Stadt für sie und mich in Anspruch, jetzt aber bedrohen ruchlose Sterbliche den Frieden meiner Stadt und wollen sie mit Streit und Haß und gewaltsamem Tod erfüllen. Die Zeit ist noch nicht gekommen, daß Syrakus vor den Kindern der Aphrodite fallen muß. Ich will die Stadt vor der Spaltung schützen, und du sollst mein Werkzeug sein.*

Eine Hand teilte das Licht wie einen Vorhang und ließ die Gestalt dahinter sichtbar werden.

Vielleicht hatte sie die Größe einer sterblichen Frau, aus der Nähe gesehen; vielleicht war sie aber auch sehr groß und weit fort; das Auge konnte sie nicht einordnen. Ihre Glieder waren glatt, fast durchsichtig, wie eine Qualle oder ein Stück Glas, das man im Wasser kaum erkennen und das je nach Laune erscheinen oder wieder verschwinden kann.

*Streck deine Hand aus!*

Cynthia gehörte, und die Nymphe berührte einen Finger mit dem ihren, ein Gefühl wie kaltes Feuer oder der Frost eines tödlichen Fiebers. Auf dem Finger zeigte sich ein dunkler Umriß, nicht auf einmal, sondern wie ein Schatten, der auf der Straße entsteht, wenn die Sonne hinter einer Wolke hervorkommt. Es war ein Ring, ein schlichter Ring aus schwarzem Eisen ohne jede Verzierung.

*Das wird dich schützen. Geh zum Tempel der Herrin, und du wirst sehen, was du sehen sollst. Bei Sonnenuntergang kehre zu mir zurück.*

Unvermittelt flutete das Wasser zurück und trug Cynthia nach oben wie einen auf der Oberfläche tanzenden Korken. Sie klammerte sich am Ufer fest und zog sich heraus, lag nach Luft ringend im weichen Gras.

Aber wenn ich dort unten Wasser geatmet habe – wirklich? –, dann wäre mir doch das Atmen schwergefallen. Hätte ich sprechen können, wenn ich es gewagt hätte? So komme ich nicht weiter. *O Zeus, o Artemis, was soll ich jetzt tun? Jemand will meiner Stadt Gewalt antun, hörte sie aus weiter Ferne. Geh hin und verhindere es.*

»Wie?« fragte Cynthia laut, aber niemand antwortete ihr. Die Stimme war schon so weit fort, daß man keine Antwort mehr von ihr erwarten konnte. Genausogut hätte man Homer bitten können, von neuem zu sprechen, oder einen Vogel, der in Agamemnons Garten gesungen hatte, wieder zu singen. Cynthia stand auf. Alles um sie herum schlief noch, und in ihren Ohren schrillte wie vorher das Zikadenlied. Ihre Kleidung war trocken; ihr Haar hatte sich gelöst. Sie steckte es wieder fest, hob ihren Rock ein wenig und kletterte die Böschung hinauf zur Straße.

Alles Lebendige lag still im Schlaf, selbst die Möwen und die Fliegen. Bei den Männern und Frauen schien es, als sei die Wirkung des Zaubers nur langsam eingetreten, denn es war ihnen Zeit geblieben, sich hinzulegen oder zumindest einen bequemen Sitzplatz zu finden. Hier schliefen im Stehen ein Pferd und, an ein Wagenrad gelehnt, sein Kutscher, in der Hand noch die Zügel; dort lagen drei kleine Straßenjungen zusammengerollt wie Welpen im Korb; und hier ruhte der Kopf einer verbissen aussehenden Matrone in

goldbestickter Stola auf den Schultern der Sklaven, die ihre Körbe trugen.

Ich bin wie Gyges, der den Ring der Unsichtbarkeit fand, dachte sie, Gyges, der alles stahl, wonach ihn gelüstete, sogar Eheweib und Königreich des Kandaules. Sokrates hatte gesagt, jedermann würde, hätte er die Gelegenheit, das gleiche tun; aber irgendwie kam Cynthia nicht in Versuchung. Schließlich konnte Gyges von niemandem auf frischer Tat ertappt werden – das war überhaupt der Witz an der Geschichte —, aber Cynthia war Arethusa verantwortlich.

*Geh zum Tempel der Herrin.* Aber welcher Herrin? Nun gut, beide Tempel lagen nördlich von hier. *Du wirst sehen, was du sehen sollst.* Sie bewegte sich zügig nach Norden, so schnell das möglich war, ohne allzu großen Lärm zu machen. *Gewalt antun.* Das Wort *Hybris* bedeutete nicht nur Blut und Zerstörung, sondern auch ein Verbrechen wider die natürliche Ordnung der Dinge, das die Götter niemals ungestraft lassen, sondern immer rächen würden, ganz gleich, wann. Manchmal zu spät, um den Menschen noch zu helfen. Das Zikadenlied wurde intensiver. Sie konnte jetzt das helle Dach des Athenetempels erkennen und die Straße über den Damm, die wie ein staubiger Pfeil senkrecht auf die fernen Paläste auf der Akradina wies.

Irgend etwas bewegte sich auf der Dammstraße, eine menschliche Gestalt, so schien es, klein und schwarz in der hitzeflimmernden Luft. Cynthia duckte sich hastig hinter einen Karren. Hatte er sie gesehen? Wenn ja, so ließ er es sich nicht anmerken, sondern kam weiter auf sie zu, ein kleiner schwarzer Fleck, der allmählich wuchs, jetzt nicht mehr von Fliegen–, sondern schon von Käfergröße, so groß wie ein Daumen, so groß wie eine Hand. Cynthia kauerte hinter dem massiven Rad des Karrens – wenn ich ihn nicht sehen kann, sieht er mich auch nicht–, und spähte durch einen kleinen Spalt nach der herankommenden Gestalt. Das Flattern eines scharlachroten Mantels, der mutige Schritt eines Kriegers, das Glitzern von Metall in der Sonne. Aber es war kein Soldat, überhaupt kein Mann, sondern eine Frau, die da allein durch die stille Straße ging wie jemand, der genau weiß, wohin er will und was er vorhat, und sie kam immer noch auf Cynthia zu. Cynthia lehnte sich an das Rad, als sei sie dort eingeschlafen und zog ihre Stola gerade so weit vor, daß ihr Gesicht im Schatten lag. Das Geräusch der Schritte war jetzt ganz nah. Als die Frau an ihr vorüberging, konnte Cynthia ihren Rücken gut sehen, nicht aber das Gesicht. Ihre Scharlachstola war reich bestickt, das Gewand mit Safran gefärbt, und bei jedem Schritt klimperte ihr Schmuck. Eine reiche Frau, die man gewiß nie unbegleitet auf die Straße lassen würde, wenn andere Leute wach waren. Sie schenkte dem schlafenden Marktplatz keinen Blick; sie hatte damit gerechnet, ihn in ihren Plan einbezogen und war nun in seinem Schutz unterwegs, um ihren Vorsatz auszuführen, wie immer er aussehen möchte. Und niemand war wach und konnte sie beobachten außer Cynthia, ausgerüstet mit Arethusas Ring. Sie brauchte keinen Blitzstrahl und keinen Taubenflug, die ihr sagten, was ihr Ziel war – worin aber bestand nun ihre Aufgabe? Welche Gewalttat plante diese Frau? Cynthia schlüpfte aus den Sandalen, stand auf und folgte der Scharlachgestalt in zwanzig lautlosen Schritten Abstand.

Die Frau erreichte das Haus des Leptines und öffnete mit goldberingter Hand die Tür. Der Türhütersklave lag schlafend quer über der Schwelle, und die Frau schritt über ihn

hinweg, vorsichtig, als könnte er von ihrer Berührung aufwachen. Cynthia folgte ihrem Beispiel. Der Mann bewegte sich im Schlummer und schmiegte die Schultern an den Stein. Er lächelte.

Die Halle war mit glatten blauen Fliesen gepflastert, kühl unter Cynthias nackten Füßen, und das Licht, das sich in den Fliesen spiegelte, schimmerte an den Wänden wie Wasser, wie das kühle Licht in Arethusas Halle.

Cynthia folgte der Frau mit Hilfe des Geräusches, das ihr Schmuck machte, durch das große Haus, das voll war von schlafender Dienerschaft, hinaus auf eine sonnenbeschienene Terrasse. Dort hatten die Bodenfliesen die Farbe gebrannter Sahne, die Mauern glänzten weißgetüncht und eine niedrige Außenmauer lenkte den Blick auf das gleißende Türkis des Großen Hafens und das Smaragdgrün des Frühsommers in den Bergen. Die Luft war jetzt so heiß, daß sie Blasen schlug, aber von West wehte ein kleine Brise, gerade so stark, daß der Mann unter dem blauen Sonnendach behaglich schlafen konnte. Um ihn herum lag das Sonnenlicht dick wie Bernstein.

Die Bauern von Korfu tragen als Schutz vor Skorpionstichen ein kleines Ölfläschchen bei sich, in dem man einen Skorpion ertränkt hat. Bei seinem langsamem Tod vergießt das Tier sein Gift in das goldene Öl, neblig und dunkel wie der Rauch eines feuchten Feuers; und dieser Extrakt (so heißt es) heilt den Stich so leicht wie den winzigen Stich eines Dorns. Jetzt hielt die Frau im roten Mantel inne, stand wie unschlüssig im schweren Sonnenschein und streckte dann den Arm aus, langsam wie der ertrinkende Skorpion. Ein Dolch lag in ihrer Hand, lang und mit dünner Klinge, im Griff einen Rubin wie das Herz des Skorpions, und ein Nebel von Haß umgab sie so dicht, daß Cynthia, Arethusas Ring kalt an der heißen Hand, ihn fast mit Augen sehen konnte. Sie zog scharf die Luft ein. Bei dem Geräusch drehte die Frau sich um und musterte sie kalt. »Wer bist du?« fragte sie.

»Warum bist du noch wach? Wer hat dich geschickt?«

»Arethusa«, antwortete Cynthia. »Sie sagt, du sollst nicht töten.«

»Das ist ein verdammtes Märchen«, bemerkte die Frau. Sie griff nach dem losen Ende ihrer Stola, warf es sich um die Schultern und packte den Griff des Dolches fester; und im selben Augenblick begriff Cynthia, warum es immer heißt, die Götter helfen denen, die sich selber helfen. Vielleicht hatte sie die Tugend auf ihrer Seite und Arethusas Auftrag und sogar Arethusas Ring, der sie vor dem Schlafzauber und vielleicht auch vor anderer böser Magie schützte. Aber es war wenig wahrscheinlich, daß der Ring sie vor der scharfen Schneide aus Eisen schützen würde, und unzweifelhaft konnte die Frau ihr Vorhaben am leichtesten ausführen, wenn sie erst einmal Cynthia die Gurgel durchschnitt, bevor sie es bei Leptines tat.

Cynthia griff ebenfalls nach dem Ende ihrer Stola und wickelte es zum Schutz um ihren Unterarm; wenigstens war die Stola nicht aus Seide, sondern aus schwerer Wolle. Gab es denn hier nichts, das man als Waffe verwenden konnte? Leptines hatte nichts bei sich, lediglich eine Bronzeschale mit Nüssen und Frühkirschen stand auf einem kleinen Tischchen. Nicht einmal ein Obstmesserr. Schade, daß es nicht die Jahreszeit für Äpfel war. Sie hielt sich den gepolsterten Unterarm vor den Hals und wich langsam zurück, als die Frau näher kam. (Wie weit hinter ihr lag die Brüstung?) Sie glitt zur Seite, und die Frau drehte sich und folgte ihr lächelnd. »Du kannst nicht entkommen«, sagte sie.

»Ich denke auch gar nicht daran«, versetzte Cynthia. »Warum willst du Leptines töten? Nur um die Stadt in Aufruhr zu versetzen, wie ein kleiner Junge, der mit einem Stock im Ameisenhaufen röhrt?« Wieder beschrieb sie einen Kreis und näherte sich rückwärts dem schlafenden Mann. (Wie fest waren die Pfosten des Sonnendachs? Konnte sie der Frau das Segeltuch über den Kopf ziehen?) »Oder ist es etwas Persönliches? Hat er dich betrogen? Männer waren schon immer Betrüger. Oder hat er dich nur um deinen Preis beschwindelt?«

»Sei still, Sklavendreck«, zischte die Frau und stieß mit dem Dolch nach Cynthias Gesicht. Cynthia lenkte ihn mit der Stola ab. (Die Frau schien nicht recht zu wissen, was sie mit der Klinge anfangen sollte. Hatte sie überhaupt schon einmal eine in der Hand gehabt?) »Oder ich bringe dich langsam um – über Stunden werde ich es hinziehen.« Aber sie warf einen unsicheren Blick zur Sonne hinauf. Vielleicht standen ihr keine Stunden zu Gebot; vielleicht würde der Zikade schon früher der Atem ausgehen. (Konnte Cynthia sie so lange ablenken, bis der Haushalt erwachte? Bestenfalls unwahrscheinlich; und die Pfosten des Sonnendachs waren fest verankert und zu dick zum Zerbrechen.)

Die Frau hatte einen Anhänger um den Hals, der aussah wie gebrannter Ton, mit etwas rotem Ocker bemalt, an einem Lederriemen; ganz unpassend für diese glatte, goldbedeckte Brust. Er hatte die Form eines Auges, weitgeöffnet und starr; und auch die Augen der Frau waren weit geöffnet und starr und schienen kaum zu blinzeln.

Cynthia griff mit der freien Hand hinter sich. Die Tischkante; der Rand der Schale; eine Handvoll Nüsse. Sie füllte ihre Hand und warf der Frau die Nüsse ins Gesicht.

Die Frau wich aus und sprang auf sie zu. Cynthia packte die Schale am Rand und ließ sie wie einen Hüpfstein über den Fußboden tanzen. Die Bronze gab einen Ton von sich wie eine Glocke, und die Frau ging unter dem Geklapper von Nüssen und einem Regen aus Kirschsaft zu Boden. Cynthia machte einen Satz und landete mit ihrem ganzen Gewicht auf dem Rücken der anderen, zwang sie nach unten wie eine Ringerin und glich das, was ihr an Geschick fehlte, den Göttern sei Dank, durch Gewicht aus. Die Frau, außer Atem, fluchte leise und hob den Dolch. Aber Cynthia packte sie beim Handgelenk und stieß ihren Ellbogen zwei-, dreimal gegen den Fliesenfußboden. Die Frau schrie auf und ließ den Griff los; Cynthia fing den Dolch auf, bevor er hinfallen konnte und hielt der Frau die Spitze an die Kehle. »Also.« Sie tat einen tiefen Atemzug, den ersten seit Minuten, wenigstens kam es ihr so vor. »Hab Mitleid mit meiner Neugier, ich frage dich nochmals: wer bist du, und warum Leptines?«

»Du Barbarenhündin!« Die Frau wand sich und versuchte Cynthia abzuwerfen. Cynthia drückte ihr die Dolchspitze ein wenig fester an die Kehle, und sie lag still.

»Ich bin eine reinblütige Hellenin, Tochter und Enkelin von Gelehrten in Alexandria«, erklärte Cynthia fast ohne Übertreibung. »Beantworte meine Frage!«

»Die Krähen sollen dich holen!« Cynthia ging mit dem Dolch noch etwas tiefer.

»Ich bin Phano, Thoinons Tochter. Leptines – aaah! Leptines lieferte meinen Vater dem Pyrrhos aus, was seinen Tod bedeutete; dem Pyrrhos und seinem Sklavenbastard von General. Dafür werde ich sie umbringen!« Aber Cynthia verteilte ihr Gewicht ein wenig gleichmäßiger auf Phanos Schultern, und die andere verstummte.

*Jemand will meiner Stadt Gewalt antun.* Ja, der Mord an einem führenden Kopf wie

Leptines mußte unbedingt zu Aufruhr unter den Bürgern führen, zu einem Machtkampf in der Stadt Syrakus, und dabei lagen sie doch schon im Ausland im Krieg. Und hier saß nun Cynthia und hielt Phano den eigenen Dolch an die Kehle, und der Tag verging.

Irgendwann mußte der Zauber seine Wirkung verlieren und die Stadt und das Haus des Leptines erwachen – und wem würde man dann Glauben schenken, der Tochter des reichen Syrakusers (was auch immer inzwischen mit ihm geschehen war) oder der zerlumpten Fremden mit dem Dolch in der Hand? Nein, sie mußte Phano jetzt an ihrer Tat hindern und dann fliehen, bevor jemand aufwachte; und nun begann ihr der Schweiß das Rückgrat hinunterzulaufen, ein kalter Tropfen nach dem andern, weil sie begriff, daß sie Phano nur aufhalten konnte, wenn sie sie tötete. *Nimm den Dolch und stoße ihn ihr in die Kehle. Die Schneide ist scharf, es wird ganz leicht gehen.* Aber sie brachte es nicht fertig. Ihr Zögern mußte sich auf die Klinge des Dolches übertragen haben, denn plötzlich zog Phano die Hände unter den Körper und bockte wie ein Wildpferd. Cynthia wurde heruntergeschleudert. Ihr Arm zuckte kramphaft, und die Klinge flog ihr aus der Hand. Cynthia fiel hin und landete mit ihrem ganzen Gewicht schmerhaft auf der Ecke einer Schulter. Sie versuchte zur Seite wegzurollten, um Phanos Angriff abzuwehren.

Aber es gab keinen Angriff. Sie setzte sich auf, rieb sich vorsichtig die Schulter und blickte sich um. Phano lag ausgestreckt auf dem Pflaster und hatte in der Hand immer noch den Dolch, die Spitze auf Cynthia gerichtet; aber sie regte sich nicht. Hatte sie sie etwa doch getötet? Es war kein Blut zu sehen, und in der tiefen Stille kam ihr Atem leicht und regelmäßig. Cynthia drehte sie mit dem linken Arm um. Dabei fiel ihr das Tonmedaillon vom Hals, dessen Riemen Cynthias hastiger Dolchstoß durchtrennt hatte. Cynthia hob die abgeschnittenen Enden auf. Sie empfand Widerwillen dagegen, das Ding mit den Fingern zu berühren, darum ließ sie es, auf Armeslänge von sich entfernt, herunterbaumeln. Es herrschte tiefes Schweigen, ja, das Zikadenlied hatte aufgehört, und jetzt hörte sie in der Ferne Schritte. Sie stand auf und ging einen Schritt zurück. Ihre Sandalen lagen noch dort, wo sie sie fallen gelassen hatte; sie drehte sie mit dem Fuß um und schlüpfte hinein.

Die Gestalt, die in der Tür erschien, war alt und gebeugt, so wie man es sich eigentlich hätte denken können; in rostiges Schwarz gekleidet wie Cynthia auch, fast zahnlos und durch ein fürchterliches Schielen entstellt. Ihr schmaler Blick erfaßte augenblicklich die ganze Situation. »Guten Tag, Großmutter«, begrüßte Cynthia sie so höflich wie möglich. »Es tut mir leid, mich in deine Geschäfte gemischt zu haben, aber du mußt verstehen, daß ich auf Befehl handelte. Ich hoffe nur, sie hat dich im voraus bezahlt ...«

Die alte Frau hob die Hand. »Gib mir das«, sagte sie, und Cynthias Hand mit dem Medaillon begann zu prickeln. Das Sonnenlicht schien dunkler zu werden und die heiße Luft um sie herum dichter. Ihre Schultern schmerzten, die Finger starben ab und die Arm-muskeln zuckten wie im Krampf; gegen ihren Willen zogen sie sich zusammen und hoben den Arm, um der Alten das Medaillon entgegenzustrecken. Die alte Frau griff danach, und Cynthia hob ihren Arm noch etwas höher und riß ihn dann nach unten, um das Ding auf den Fußboden zu schleudern. Es brach entzwei, und die alte Frau faßte sich an die Brust und taumelte zurück. Das Sonnenlicht rauschte zurück in ihre Augen, und Cynthia machte

einen Schritt auf das zerbrochene Medaillon zu. Sie stolperte und wäre fast gefallen, fing sich aber und bedeckte die Bruchstücke mit der Sohle ihrer Sandale. »Ich zertrete es zu Staub«, flüsterte sie.

Die alte Frau hob die Hände. »Nein, nein. Eins für dich.« Sie bückte sich und schüttelte Phano an der Schulter. »Steh auf, du da.« Phano gähnte und kam langsam hoch. Ihre Augen waren halb geschlossen und sie glitt über das Pflaster wie eine Schlafwandlerin. Die Alte führte sie fort. »Ja, sie hat mich im voraus bezahlt«, sagte sie über die Schulter und fügte scharf hinzu: »Vergiß nicht – ich bin noch nicht fertig mit dir.« Sie verschwand in der Tür.

Leptines murmelte im Schlaf und drehte sich um. Drinnen im Haus hustete jemand, ein kleines Kind schrie, und draußen auf der Straße gab es ein leises Klappern. Cynthia raffte die Tonstücke mit einer Falte ihrer Stola auf und floh, in der anderen Hand den Dolch. Beide Arme schmerzten und prickelten. Ich habe mich gerade mit einer berufsmäßigen Hexe gemessen und bin zwar nicht als Siegerin, aber immerhin mit einem Unentschieden aus der Sache herausgekommen. Aber sie fühlte keinen Triumph, ja nicht einmal Erleichterung, sie war nur verängstigt, müde und wund. Sie verließ Leptines' Haus, bevor sie jemand bemerkte und folgte dem Weg durch die allmählich erwachende Menge zurück zu Arethas Quelle.

Sobald sie die Arme wieder gebrauchen konnte, warf sie die Stücke des Hexenmedaillons weit hinaus in den Hafen und sah zu, wie sie mit winzigen Aufspritzern verschwanden. Dann setzte sie sich wieder auf den Rand der Quelle und nahm den Dolch in die Hände, um ihn genauer zu untersuchen. Es war ein schönes Stück mit granatbesetztem Knauf und einem Griff aus feingeflochtenem Draht. Entlang der Unterseite der Klinge war eingraviert: »Arkias schuf mich für Philipp.«

»Wo hast du denn den her?« erkundigte sich Archimedes, der ihr über die Schulter spähte. Er rieb sich die Augen. »Ich dachte, er wäre für immer verloren.«

»Du kennst ihn?«

»Jeder kennt ihn. Er gehörte einst Alexander, aber Pyrrhos gab ihn meinem Onkel Hieron, als er Sizilien verließ. Vor einem Monat hat man ihn gestohlen, oder eher vor zwei Monaten. Wir hatten ihn aufgegeben.«

Plötzlich reimte sich in Cynthias Kopf alles zusammen. Jawohl, selbst im kleinen Margaron hatte man von Archimedes' Onkel Hieron gehört. Irgend etwas war mit seiner Geburt gewesen – der Fehltritt einer Dienerin, das war es, sofort ausgesetzt, aber es waren Bienen gekommen und hatten ihn mit Honig gefüttert, und sein Vater hatte die Vorzeichen angenommen und ihn anerkannt. Eine typische Heldengeschichte.

Offensichtlich hatten die Götter etwas vor mit Hieron, dem Onkel des kleinen Archimedes; hätte man aber Leptines mit Hierons Dolch ermordet aufgefunden, wäre die ganze Stadt in Aufruhr geraten.

»Gib ihn mir«, sagte Archimedes. »Großmutter kann ihn aufheben, bis Onkel nach Hause kommt.«

»Nein«, erwiderte Cynthia. (Wenn man den Dolch einmal gestohlen hatte, konnte man ihn auch ein zweites Mal stehlen.) »Wir werden ihn der Nymphe darbringen, als Dank dafür, daß sie die Stadt beschützt. Ich erkläre es euch später. Ist noch etwas von dem Wein

übrig?«

Mittlerweile waren die meisten Bürger von ihrem Nickerchen aufgestanden und wieder an ihre Geschäfte gegangen. Einige aber blieben zurück und sahen der kleinen Zeremonie zu, mit der man die Schutzgöttin ihrer Stadt ehrte. Palamedes als Ältester vergoß das Wein-Trankopfer (Demetrios führte ihm den Arm), und Archimedes als Einheimischer sang mit einer Stimme, die den Stimmbruch noch nicht gänzlich überstanden hatte, die Hymne.

»*Muse, sing von der heiligen Arethusa, der Nymphe aus Elis, die Sizilien beschützte vor dem Zorn der königlichen Deo, die ihre Tochter suchte, die mit den schlanken Fesseln, welche Aidoneus ihr geraubt; ihm gab sie der allsehende Zeus, der Lautdonnerer. Mehr als allen anderen gab Deo Trinacria die Schuld, denn dort fand sie die Zeichen ihres Verlustes. So zerbrach sie mit zorniger Hand dort die Pflüge, die den Boden umdrehen; in ihrer Wut lieferte sie aus der Vernichtung Bauern und Vieh gleichermaßen; den Feldern befahl sie, untreu zu werden, der Saat, unfruchtbar zu liegen...«*

Cynthia hielt den Dolch hoch, der in der sinkenden Sonne aufblitzte, und ließ ihn dann in das kühle Dunkel des Wassers hineingleiten. Im Fallen drehte er sich, wie ein Blatt, das vom Baum fällt, und war verschwunden. Tief unter dem Wasser schimmerte etwas blaugrün.

»*Dann, o du Elisbewohnerin, begehrte von Alpheios, hobst du das Haupt aus dem Teiche, schobst dir das triefende Haar zurück von den Schläfen, sagtest, >O Mutter der Jungfrau, gesucht überall auf der Erde, Mutter der Früchte, beende dein gewaltiges Werk und züchtige nicht das Land, das dir treu ist, mit solchem heftigen Zorn. Ich wohne als Pilgerin hier in Sikanien, doch nun ist dies Land mir teurer als all die anderen; hier ist Arethusas Heimat, hier mein Asyl; verschone es, gnädige Göttin... .«*

Am Kopfende der Grotte war ein Marmorgeländer angebracht, in das Akanthusblätter und ein Fries aus Lilien eingemeißelt waren. Einige Bürger lehnten sich darüber und lauschten dem Lied. Als sie plötzlich aufblickte, erkannte Cynthia Lukas, jetzt wach und lächelnd. Mit offenen Augen sah er ganz vernünftig aus, und auch Archimedes sah zu ihm auf, als er eine Pause machte, um Atem zu holen, und die beiden tauschten ein Lächeln. Gut, dachte Cynthia, für heute nacht haben wir eine Unterkunft.

»*Müde vom Jagen, Nymphe, kehrtest du heim aus dem stymphalischen Wald, und du fandest ein Bächlein, das floß ohne Strudeln und Kräuseln, kristallklar bis zum Grund, jeden Kiesel konntest du zählen, und silbrige Weiden und Pappeln, genährt von den Wellen, spendeten von selbst natürlichen Schatten den ansteigenden Ufern...«*

Sie kniete am Rand der Quelle und drehte den Ring an ihrem Finger. Er wollte nicht herunter. Sie rieb den Finger an der Nase, um ihn zu ölen, und versuchte es nochmals, aber der Ring drehte sich immer nur herum und wollte nicht abgehen.

»*Dann rief Alpheios aus seinen Wassern: >Was fliehst du, Arethusa? Was fliehst du ?< So rief er dich mit brüllender Stimme, und du, erschöpft von der Mühsal der Flucht: >O hilf deiner Waffenträgerin, fernhintreffende Artemis, reine Maid mit den Pfeilschäften aus Gold, hilf ihr, der du so oft deinen Bogen zu tragen gabst und deinen Köcher mit all seinen Pfeilen !«*

Wieder schaute sie auf. Hinter dem lächelnden Lukas stand Phano, die Stola eng um den Kopf geschlungen, mit kalten Augen, ihre Rache vereitelt. Neben ihr die alte Hexe; sie

fing Cynthias Blick auf und lächelte leicht. Es war das Lächeln, das Cynthia einmal in Alexandria auf dem Gesicht eines Mannes gesehen hatte, dem sein Gegner im Fuchs- und Hund-Spiel gerade die Niederlage ansagte – unmittelbar bevor er sich anschickte, die Steine des anderen vom Brett zu fegen.

»*Kalter Schweiß rann dir hinab die verängstigten Glieder, und die blauen Tropfen sprühten dir vom ganzen Körper. Wohin du auch den Fuß setztest, entsprang eine Quelle, und aus deinen Haaren fiel Tau, und schneller, als ich von der Tat jetzt berichten kann, verwandeltest du dich in einen Bach. Als nun Alpheios im Wasser die Gestalt erkannte, die er geliebt hatte, warf er die menschliche Form ab, die zuvor er angenommen, um seine Gewässer mit dem deinen zu mischen. Aber die kühnherzige Göttin spaltete die Erde, und du stiegst hinab durch die dunklen Höhlen, bis hierher du kamst nach Ortygia, das du liebst, weil es ihren Namen trägt und dich zuerst empfing in den Lüften über der Welt.*«

*Ich hätte dieses elende Weib erschlagen, solange ich die Möglichkeit dazu hatte, sagte Arethusa tief unten im Wasser. Menschenleben sind so kurz, daß es gar nicht darauf ankommt, ob so oder so, nicht wahr? Doch ich bin nicht undankbar. Behalte den Ring, vielleicht brauchst du ihn noch. Nun geh.*

»Heil, Nymphe! Beschirme diese Stadt und lenke mein Lied, und nun will ich deiner gedenken und auch eines anderen Liedes.«

Wenn ich ein Gott wäre, sagt der Dichter, hätte ich Mitleid mit den Herzen der Menschen. Es war ein kühler Wind aufgekommen; Cynthia wickelte sich enger in ihre Stola und sah zu, wie das Licht schwächer wurde.

## STEPHEN L. BURNS

*Steve Burns verkaufte mir seine allererste Geschichte für ›Schwertschwester‹, den bezaubernden Wer–andern–eine–Grube–gräbt–Jux ›Geraubtes Herz‹, der mehr Lesern aufgefallen zu sein scheint als alle anderen Erstlingsgeschichten des Bandes.*

*Seither hat er Texte an viele andere Magazine verkauft, darunter das hochangesehene ANALOG, aber wir freuen uns, daß er immer noch Zeit findet, sich so überlegt konstruierte und subtile Erzählungen wie die folgende auszudenken.*

*Er lebt irgendwo im Staat New York (seiner Adresse nach in den Thousand Islands), ist nach letzten Meldungen unverheiratet und nennt seinen Wohnort ›Mathom House<sup>2</sup>‹. Wir wissen genau, was er damit sagen will. – MZB*

---

<sup>2</sup> „Mathom“ ist ein Begriff aus dem „Herrn der Ringe“, mit dem die Hobbits alles bezeichnen, womit sie eigentlich nichts anfangen können, es aber nicht wegwerfen wollen... (Anmerkung des Scanners)

## Das Erlöserrätsel

Das Feuer, das Anführerin Karenai al-Ibranin suchte, lag noch in einiger Entfernung. Die Zerstörung und das Grauen, denen sie in Irkingu entkommen war, hafteten an ihren Fersen, und der Mond schien in schweigender Verurteilung durch den Baldachin der Blätter auf sie hinunterzuspähen. Mit schwerem Flügelschlag landete eine Eule auf einem nahen Zweig.

Der mitternächtliche Wald war lebendig und voller Geräusche: das Rascheln von Blättern, Insektengesumm, einsame Rufe der Nachtvögel. Aus allem heraus filterten ihre Ohren das entsetzte Quieken einer Maus, die der scharfe Eulenschäbel gepackt hatte. Sie mußte den jähnen Drang unterdrücken, die Eule zu jagen und zu zwingen, ihre winzige Gefangene wieder freizulassen, damit wenigstens ein verlorenes Wesen aus ihrer Hand Freiheit empfinge.

Sie zog die Schultern hoch und stampfte grimmig weiter, müde und mit wunden Füßen. Ihre Gedanken waren schwärzer als die Nacht, keine Fackel brannte darin, und Mond und Sterne erleuchteten sie nicht. Für sie endete die Finsternis nicht mit dem Morgengrauen, das nur ein grausames Spiel der Illusionen war wie das Lächeln, das man ins Gesicht eines Gehängten schminkt.

Karenai hinkte in den vom Feuer beschienenen Kreis, und obwohl ihre Füße so bleiern waren wie ihr Herz, hatte sie niemand kommen hören. Bevor sie gemerkt hatten, daß sie zurück war, stand sie schon mitten unter ihnen, und die paar elenden Gestalten tasteten hastig nach ihren Waffen. Einem, dem jungen Barth, gelang es aufzustehen und ihr gegenüberzutreten, das Schwert unbeholfen im Griff der linken Hand. Von der rechten war nur noch ein in blutige Lumpen gewickelter Stumpf übrig. In seinen Augen brannte so viel Angst und Schmerz, daß es lange Sekunden dauerte, bis er sie erkannte.

Karenai versuchte ein Lächeln; es mißlang. Man hatte es aus ihr herausgepeitscht, zusammen mit Lachen und mit Hoffnung. Sie fühlte sich wie aus Lehm und Schlacke geformt, aus Staub und Asche, und müde, uralt und todmüde. »Friede«, sagte sie und sank schwer auf die tauechte Erde am Feuer nieder. Sie sah Barth schwanken und sich dann unvermittelt hinsetzen, das bartlose Gesicht abgewandt, damit sie die Tränen nicht sah, die die Anstrengung ihn kostete. Sie wußte, daß es ihre Aufgabe war, ihn mit einem freundlichen Wort für seinen tapferen, kläglichen Versuch, die andern am Feuer zu beschützen, zu belohnen. Die meisten waren noch schwerer verwundet als er. Aber sie hatte nicht das Herz, ihn in seinem mutigen Verhalten zu bestärken; ein Teil von ihr schrie laut, daß sie ihm befehlen sollte, davonzulaufen, so weit und so schnell er nur konnte, um ein Land jenseits der Grenzen von Irku zu suchen, in dem noch keiner den furchtbaren Namen Dral kannte und seine Taten ein noch ungeträumter Alptraum waren. Sie schüttelte den Kopf und versuchte, solche Gedanken beiseitezuschieben.

»Friede«, murmelte sie und warf einen kurzen Blick auf die um das Feuer verstreuten menschlichen Wracks, die Überreste der einst so stolzen Weißen Garde von Irkingu. »Ihr werdet nichts haben, das eure Schmerzen leichter und eure Träume heller macht, wenn ich euch sage, was heute geschehen ist.« »W-w-waren w-wir denn w-wieder unterlegen?« flüsterte die alte Shen.

Karenai bemerkte den feuchten, blasigen Unterton ihres Atems und den blutigen Schaum, der sich auf den bläulich verfärbten Lippen absetzte. Sie wußte, daß Shen es wahrscheinlich nicht mehr erleben würde, daß die Hitze der Sonne eines neuen Tages ihr die Knochen wärmte. Karenais Hände ballten sich zu Fäusten, und sie fragte sich, ob es ein Klagedienst von so umfassender Trauer gab, daß es diesen weiteren Verlust, der zu allen anderen hinzukam, auch noch einschloß.

»Unterlegen? Wir hätten ebensogut ein tapferes und verzweifeltes Heer von Kaninchen sein können, das sich auf ein Wolfsrudel stürzt. Die Höllenbrut, die Dral dient, hat uns niedergemäht wie Weizen und uns zertrampelt, heulend und kollernd, Zähne und Gesichter rotgemalt mit unserem Blut. Und wie beim ersten Mal war auch heute jeder Hieb gegen sie wie ein Schlag auf lebenden Stein. Ich schlug einem die Klaue herunter; das war der einzige Lohn für alle meine Hiebe außer Scharten in meinem Schwert. Wir wußten, daß Irkingus Schicksal besiegelt sein würde, wenn wir uns nicht durchschlugen, und wir setzten alles ein. Es fehlte uns nicht an Tapferkeit. Wenigstens bleibt die Ehre der Weißen Garde gewahrt. Oberanführer Jasare kämpfte sich durch die Scheusale, die ihn umschwärmt, einen Weg frei, und sein Schwert blinkte wie ein Leuchtfeuer. Bis auf Speerwurfweite brach er sich Bahn an das Ungeheuer Dral heran, bevor...« Karenai verstummte. Die Erinnerung war so widerwärtig, daß sie ihr nicht über die Lippen wollte.

»Wie beim ersten Mal, Anführerin?« fragte Barth ruhig.

»Aye. Wie damals. Dral stand furchtlos da und wartete. Nein, mehr als furchtlos; sein Gelächter erfüllte die Luft wie giftiger Rauch, wie ein Regen von Messern. Mit schuppigem Finger deutete er auf Oberanführer Jasare, und der Pfahl seines Mundes formte ein einziges Wort. Die Schwarzfäule...« Die sich noch bewegen konnten, rutschten unruhig her, jeder in die Erinnerungen versunken, die dieser unheilvolle Satz in ihm auslöste. Karenai starnte in die tanzenden Flammen, aber hinter ihren Augen brannte die Szene, die sie nie wieder vergessen können würden; wie die Haut des tapferen Anführers Jasare Blasen zu schlagen begann, grünschwarz und flüssig wurde, wie Haut und Fleisch in stinkenden Tropfen und Spritzern von ihm herabschmolzen, wie er aufheulte und an seinem eigenen, verfaulenden Fleisch zerrte, mit gekrümmten Fingern, die sich mitten im Reißen und Pressen in schmelzende Knochen auflösten, und wie er innerhalb eines Dutzends qualvoller Herzschläge zu einem winselnden Ding ohne Gliedmaßen wurde, das aus seiner Rüstung leckte und im Zeitraum eines weiteren Dutzends von Herzschlägen zu einem widrigen schwarzen Pudding zerlief. »Das nahm unserem Angriff das Herz. Ich schrie den wenigen, die noch standen, zu, sie sollten sich sammeln. Aber ein sterbendes, vor Furcht wahnsinniges Pferd riß mich um und trampelte mich nieder, so daß ich nicht weiß, ob sie meinem Ruf gefolgt sind. Ich stürzte zu Boden, das Pferd über mir.« Karenai hielt inne. Götter, sie fror beim Erzählen, und das Blut in ihren Adern war eisig vor Scham und Verzweiflung. Mit dem Fuß stieß sie ein Scheit tiefer ins Feuer und

schickte einen Funkenregen in die Luft.

»Als ich wieder zu mir kam, lag ich immer noch unter dem toten Pferd und war nahe daran, in der gerinnenden Lache seines Blutes zu ersticken. Ich arbeitete mich heraus und fand die Schlacht beendet. Verloren. Unsere Toten waren... die Glücklichen. Drals unheilige Diener hatten die wenigen Überlebenden zum Weißen Platz geschleppt, in Sichtweite des Hohen Hauses und Drals. Fackeln waren entzündet worden. Man hatte durch die Hände und Füße der Überlebenden eiserne Pflocke getrieben, die in den Ritzen zwischen den Marmorplatten des Bodens steckten. Sie...« Karenai schüttelte den Kopf und schluckte mühsam. Einer der Verwundeten gab ihr einen Becher Wasser, und sie trank. Das Wasser befeuchtete ihren Mund, aber der furchtbare Geschmack ihrer Worte blieb. Kein Wasser konnte je süß genug sein, ihn herunterzuspülen.

»Sie fraßen von denen, die noch lebten, unter Freudengeheul, mit nassen, zerreißenden Lauten, unter den Schreien der Opfer und ihrem schrecklichen, kollernden Gelächter.« Sie ließ den Kopf hängen, kochend vor Abscheu, der weitgehend ihr selbst galt. Sie sprach weiter, und ihre Worte waren so kalt und schwer wie Erdschollen, die man auf ein Grab wirft. »Ich kroch davon.«

Etwas Dunkles wie Gelächter brodelte aus ihr hervor, ätzend wie Säure, bitter wie Galle.

»Die letzte tapfere Anführerin der Weißen Garde kroch auf dem Bauch davon, den Mund voll von Erbrochenem, die...«

»Anführerin!«

Karenais Zähne schlugen krachend über dem Fluch zusammen, den sie gerade auf sich selbst herabrufen wollte. Der junge Barth starrte sie an, Grauen im Gesicht.

»Ihr v-v-ver-geßt Euch!« stotterte er.

Sie nickte einmal, scharf. »Vielleicht.« Sie seufzte. »Ich wünschte, ich könnte es. Dann würde ich wissen, daß den Göttern wenigstens geringfügig an uns liegt.«

Das nützte ihnen allen wenig. Sie hüllte sich enger in den Mantel.

»Genug schlechte Nachrichten. Schlaft jetzt, wenn ihr könnt, und betet, daß ihr morgen aufwacht und die letzten Tage nur ein böser Traum waren.«

Karenai erwachte. Sie würgte und schnappte nach Luft, als die aussätzigen Finger des Traum-Drals sich nach ihr ausstreckten und der Pfuhl seines Mundes ihren Namen formte. Einer aus der Garde schnarchte, ein anderer stöhnte im Schlaf. Das Feuer war niedergebrannt, zu sterbender Glut und kalter Asche geworden wie die Weiße Stadt, der Glanz Irkingus, wie die Träume von gestern, diese Stadt aus Drals widerwärtigem, erstickendem Griff zu befreien.

»Asche. Ja, Kind, am Ende wird alles kalte Asche und vom Wind verwehter Staub.« Die unerwartete, leise Stimme, die ihre Gedanken fortsetzte, ließ sie in Sekundenschnelle hellwach werden. In weniger als drei Schlägen ihres jäh hämmерnden Herzens stand Karenai geduckt da, das Messer schon in der Hand. Die andere Hand fand das schartige Schwert, während sie versuchte, den Eindringling in der Finsternis zu erkennen. Eine unbestimmte graue Gestalt auf der anderen Seite der Feuerstelle kam einen Schritt näher. Eine unsichtbare Hand warf Blätter und Zweige ins Feuer. Das Feuer sprang zischend und prasselnd in die Höhe. Das neue, rötliche Licht blendete ihre Augen, aber trotzdem konnte

Karenai jetzt eine in Lumpen gehüllte alte Frau sehen, die sich auf einen langen, hölzernen Knotenstock stützte. Der Eindringling schüttelte den Ärmel der anderen Hand zurück, entblößte den knochendünnen Arm und zeigte die leeren Finger.

»Keine Waffe, Kind. Kein Tod, der aus der Nacht gekrochen kommt wie Nebel. Kein Feind – vielleicht sogar eine Freundin.« Die Frau sah Karenai in die Augen. »Steh du ruhig bereit, mir den Bauch aufzuschlitzen; ich jedenfalls werde mich hinsetzen.«

Sie ächzte, als sie sich auf dem feuchten Boden niederließ, wobei sie sich mit ihrem Stab abstützte. Karenai konnte hören, wie die Knochen der Frau beim Hinsetzen knackten und gestattete sich nun selbst Platz zu nehmen, während sie zusah, wie die alte Frau umständlich ihre Lumpen zusammenraffte, um sich vor der Nachtkälte zu schützen.

»Wer bist du?« Karenai dämpfte die Stimme, damit die anderen weiterschlafen konnten. Sie legte das Schwert in bequemer Reichweite hin, behielt jedoch das Messer.

»Das ist wirklich eine Frage. Du solltest dich lieber erkundigen, was ich weiß; du hättest mehr davon.« Die alte Frau kicherte über einen Scherz, den nur sie verstand, und zeigte ihre schadhaften Zähne. »Und es wäre sicherer, denn ich bin kaum noch das, was ich einmal war, oder wer ich war. Mir bleibt mein Wissen; wohl kenne ich die Nacht und ihre helle Schwester, den Tag, und das meiste, was in ihnen geschieht. Vielleicht habe ich die Kraft zum Handeln verloren, aber wenig entgeht meiner Aufmerksamkeit. O ja, sehr wenig.« Die alte Frau stocherte mit der Spitze ihres Stabes im ausgehenden Feuer und warf mit einer Hand, so dünn und knochig wie die Zweige, mit denen sie sie fütterte, ein paar kleine Äste in die Flammen.

Karenai sagte nichts, verhielt sich still und beobachtete. Bisher bestand keine Notwendigkeit, die Fremde zu verhören. Sie würde sie weiterschwatzen lassen und auf diese Weise feststellen, ob sie gefährlich oder harmlos war.

»Du willst nicht fragen, was ich weiß? Nun gut.« Sie grinste Karenai an. In ihrem faltigen Gesicht glitzerten die Augen auf eine Art, die die Anführerin überlegen ließen, ob die Greisin verrückt war. Ihr Gerede ließ es vermuten.

»Dann will ich dir nur eine Sache verraten. Hinter mir tut ein Knabe, der noch keine siebzehn Sommer vollendet hat, so als schlief er und umklammert mit der einen Hand, die ihm geblieben ist, das Messer. Er lauscht, dieser Knabe, und ist bereit, mir seine Klinge zwischen die brüchigen Rippen zu stoßen, sobald er das Gefühl hat, es könnte eine Bedrohung für dich von mir ausgehen.« Sie hob leicht die Stimme, ohne sich jedoch umzudrehen. »Komm ans Feuer, junger Barth am-Sordann. So jung du auch bist, wirst du doch wissen, daß man etwas Besseres in eine Frau stecken kann als eine Bronzeklinge – selbst eine so gutgeschmiedete. Komm her, laß mich deinen Arm und das Fieber, das darin brennt, versorgen, oder du wirst nicht lange genug leben, um diese Freuden zu genießen und Kinder zu säen, die nach dir leben werden.«

Die alte Frau zwinkerte Karenai zu und schlug sich aufs Knie. »Komm her, mein Sohn, du brauchst dich nicht zu fürchten.« Karenai verlagerte ihr Gewicht, damit sie bequemer saß, blieb jedoch auf der Hut.

»Wenn du wach bist, gehorche ihr, Barth«, sagte sie. »Ich passe auf, und wenn sie eine Bewegung macht, die mir verdächtig scheint, wirst du mit ihrem abgehackten Kopf als Kissen schlafen. Ich schwöre es.« Sie starnte der alten Frau hart in die Augen, damit sie

begriff, daß Karenai die Wahrheit sprach. Sie hörte, wie Barth sich bewegte und sah, wie er neben der alten Frau ins Licht trat. Sie merkte, wie angespannt und glänzend sein Gesicht aussah, teils aus Bangigkeit, aber nicht allein deshalb. In ihr ballte sich etwas zusammen wie eine Faust und sie erkannte, daß der Eindringling die Wahrheit gesprochen hatte: der Junge hatte Wundfieber, den Fluch des Kriegers.

Barth warf ihr einen bitteren Blick zu, spitz wie ein Pfeil. Als Antwort konnte sie nur kurz nicken. Sie konnte sich nicht entspannen, ehe sie mehr über die alte Frau und ihre Absichten wußte. Barth sah geknickt aus, tat jedoch wie geheißen und fügte sich der Berührung der alten Frau. Diese begann die schwarzen, blutverkrusteten Lappen zu entfernen. Ihre Hand war sicher und zart, das konnte Karenai sehen. Aber ihre Worte waren es nicht.

»Wie spät ist es, Anführerin Karenai al-Ibranin? Das Hohe Haus von Irkingu ist zum ungeleerten Nachtopf geworden, ein Gefäß voll Unrat. Sein einstiger Herr und Gebieter hängt an einem Wandhaken wie ein ausgeweidetes Schaf auf dem Markt. Die anderen von Geblüt hängen daneben; was die Schwarzfäule nicht gefressen hat, ist jetzt Futter für Fliegen und Krähen. Hinter dem Bollwerk der Rotte seiner Ungeheuer ist Dral so gut wie unüberwindlich; dazu kommt der neugeschmiedete Ring jener, die verderbt genug sind, ihm zu gefallen und ihm zu dienen. Die einst so stolze Weiße Garde ist auf ein paar elende Hülsen und lebendiges Viehfutter geschrumpft. Irku ist zum Pferch geworden und Irkingu zum Schlachthof; das Volk erbebt hilflos wie ein Lamm und versteckt sich in der neuen Finsternis, die die weißen Steine befleckt, und für sie alle wird es weder Barmherzigkeit noch Flucht geben.«

Die alte Frau sah Karenai mit Augen an, die plötzlich so durchbohrend waren wie Falkenaugen. »Ist es jetzt nicht Zeit fortzulaufen, Anführerin? Zeit, einzusehen, daß du allein nicht siegen kannst, wo die ganze Weiße Garde unterlag, Zeit, sich vor dem zu verstecken, was du nicht wieder in Ordnung bringen und niemals vergessen kannst?« Karenai starre zurück und fühlte, wie das morsche Faß ihrer Geduld kurz vor dem Überlaufen stand. Wer war diese alte Hexe, so mit ihr zu reden?

Sie zwang die Worte durch zusammengebissene Zähne: »Wenn du das glaubst, weißt du weniger, als du annimmst. Ich werde meine Pflicht tun und diesen paar armen Leuten helfen, Sicherheit und Zuflucht zu finden; dann aber kehre ich nach Irkingu zurück. Meine Klinge ist schartig geworden, aber nicht zerbrochen.«

Die alte Frau war nicht eingeschüchtert. »Aha. Eine Heldin.« Sie wandte sich zu Barth und zog eine kleine Lederflasche aus den Falten ihrer Lumpen. »Wenn ich das auftrage, brennt es wie Feuer, Sohn. Aber es wird die Ursache des Fiebers vernichten, das jetzt eingesetzt hat. Willst du es ertragen?«

Barth sah der alten Frau in die Augen. Karenai erkannte, daß er vor Schmerz und Angst den Tränen nahe war. Er senkte leicht den Kopf. »Meine Anführerin hat es befohlen«, flüsterte er rauh.

Das Gesicht der Alten wurde weich. »Ich bitte um Entschuldigung«, erwiderte sie förmlich.

»Ich habe mich in dir geirrt. Du bist ein Mann und kein Knabe, Barth am-Sordann.« Karenais Gefühl des Stolzes dauerte nur einen Augenblick. Sie erschrak über die

Schnelligkeit, mit der die alte Frau handelte. Mit erstaunlich starker Hand packte sie Barths zerstörten Arm und goß mit der anderen Hand die klare Flüssigkeit aus der Flasche über den rohen Stumpf. Barth erstickte zwischen zusammengebissenen Zähnen einen Aufschrei, als die Flüssigkeit das tote Fleisch von dem hastig ausgebrannten Stumpf wegfraß. Dann rollte er die Augen nach hinten und fiel in eine gnädige Ohnmacht. Die alte Frau ließ ihn nicht los. Sie stützte den schlaffen Körper und reinigte mit derselben Flüssigkeit den Arm. Dann verband sie ihn mit einem sauberen Tuch. Sie legte Barth vorsichtig hin, zart wie eine Mutter ihr Neugeborenes, strich ihm das schweißnasse Haar aus der Stirn, seufzte tief und wandte sich wieder Karenai zu.

»Nur du und ich, Anführerin, so wie es sein soll. Vertraust du mir jetzt?«

Karenai empfand ein gewisses Zutrauen, aber so gegen ihren Willen, daß sie es nicht zugeben wollte.

»Dein Name«, sagte sie. »Wenn du deinen Namen verheimlichen mußt, muß ich mich fragen, was du sonst noch verbirgst.«

»Schon wieder das? Nun gut. Nenn mich Manmi. Viele haben das getan.«

Karenai starre die alte Frau mit kalten Augen an. »Du willst mich ärgern. Es gibt noch ein paar Menschen, die Manmi in der Stille verehren, aber für die meisten ist sie nur ein Name aus alten Geschichten, angeblich die weise und schöne junge Göttin, die einst Shazu geholfen haben soll, Irkingu zu gründen, und noch heute die Wächterin der Stadt ist. Manmi ist eine abgeblätterte Statue in einem vertrockneten Brunnen im ältesten Stadtviertel von Irkingu.«

Die alte Frau schnaubte verächtlich. »Du willst, daß ich zersprungener, gesichtsloser Marmor bin, damit ich überhaupt existieren darf? Nun ja, es ist wahr, daß meine Jugend schon lange an mir vorübergegangen ist. Allzulange vielleicht, und ich lebe immer noch – ist es ein Wunder, wenn ich alt aussehe? Wenn ich als Wächterin versage? Die Jahre umschwärmen mich wie Mücken, und obwohl jeder winzige Biß mich nur ein einziges Tröpfchen Blut kostet, ist der Schwarm doch so dicht, daß ich fast ausgeblutet bin. Weise? Nun ja.« Sie senkte den Kopf, und die grauen Strähnen fielen nach vorn und bedeckten ihr Gesicht, als verberge sie sich vor einem unendlichen Kummer. Der Schatten dieses Kummers fiel auch auf Karenai, und sie spürte die ganz leise Berührung der unzähligen Jahre, die ihre seltsame Besucherin umgaben, eine Berührung wie der Wind von hunderten kleiner Flügel. Zumindest über ihr Alter sagte die alte Frau die Wahrheit. Der Eindringling zuckte die Achseln, blickte auf und strich sich die verirrten Strähnen blinden Silbers aus den Augen. »Weisheit ist ein kostbarer Preis, den man nur durch das erringt, was man aus eigenen Fehlern lernt. Ich sollte weise sein nach so vielen Jahren, so vielen Irrtümern und Fehlschlägen, so vielen Fehlern.«

Plötzlich verwandelte sich Manmi – wenn sie es wirklich war –, vor Karenais Augen. Gerade aufgerichtet saß sie da, das Bedauern fiel von ihrem Gesicht ab wie ein Schleier, und darunter wurde ein strenges und stolzes Antlitz sichtbar. Ihre Haltung wurde königlich, und Macht schien von ihr auszugehen wie Hitze von der Sonne. Karenai stockte der Atem und sie begriff, daß es kein bloßes Spiel des Lichtes, keine angenommene Pose war, die die andere jünger, größer und ehrfurchtgebietender erscheinen ließen.

Die Stimme der alten Frau war tief und hallend wie eine Glocke geworden, und sie sagte:  
»Darin aber irre ich mich nicht. Die Treue und das Vertrauen, die Barth dir entgegenbringen, leuchten so wahr wie der Leitstern; für Barth bist du eine Helden. Irkingu braucht um jeden Preis einen Erlöser, einen Helden. Sonst wird es eine kalte, marmorne Totenstadt werden, in der Geister spuken, und ganz Irku eine öde Wüstenei. Dral wird sein dunkles Vergnügen darin finden, ihm das Leben auszusaugen wie das Mark aus einem Knochen. Wenn man ihn nicht daran hindert.«

Die alte Frau prüfte Karenais Gesicht, und Karenai fühlte, daß sie auch den leeren Beutel prüfte, zu dem Karenais Herz geworden war; und sie fürchtete, daß sie gewogen und zu leicht befunden werden würde.

Manmi sprach weiter, und ihre Stimme war tief und unheilschwanger.

»Du, Karenai al-Ibranin, bist die letzte Anführerin, und zweimal hat Dral dich zurückgeschlagen. Du zweifelst an dir, ja, du verzweifelst sogar; du schämst dich, versagt zu haben; und doch bringt man dir selbst in der Erniedrigung Treue und Vertrauen entgegen. Du hast keine Hoffnung mehr, aber du bist noch nicht besiegt. Du verfügst über große Kraft. Kraft und Klugheit und Mut allein könnten dich schon zu einer Helden machen, wie weniger sichere Zeiten sie brauchen. Hier aber ist mehr erforderlich; du bist geschmiedet, aber noch nicht völlig gehärtet. So wie du jetzt bist, kannst du nicht siegen. Aber es gibt einen Weg. Willst du Manmis Rat hören?«

Karenais Herz klang vor Ehrfurcht wie eine Glocke und neu entfachte Hoffnung glomm leise darin auf. Also war Manmi doch kein Phantasiegebilde der Märchenerzähler, sondern so wirklich wie die Schnittwunden und Prellungen ihres Körpers von der gestrigen Schlacht. Mehr noch, sie blieb Irkingus Beschützerin und bot ihre Hilfe an.

»Ja, ich will, Manmi«, sagte Karenai demütig und beugte das Haupt.

Aber jäh fuhr ihr Kopf nach oben, und Zorn durchzuckte sie, als sie hörte, wie Manmi meckernd auflachte. Manmi hob die Hände, Handflächen nach außen gekehrt.

»Friede, Kind, ich mache mich nicht über dich lustig. Es kitzelt mich nur, nach so langer Zeit wieder einmal Glauben und Ehrfurcht zu spüren.« Sie lächelte, dann wurde das gefürchte Gesicht ernst.

»Hör mir nun genau zu, denn manche Dinge sind schwerer zu behalten als Träume. Für alles auf dieser Erde gibt es ein Gegenstück – Gut zu Böse, Tag zu Nacht, Schönheit zu Häßlichkeit. Nicht nur Dral befindet sich in unserem Land, sondern auch sein Widerspiel, denn dieses Gleichgewicht der Gegensätze ist eine der Wahrheiten dieser Welt; und was dem einen zustößt, geschieht auch dem anderen.«

Manmi deutete mit der erhobenen Hand nach links. »Weniger als eine Stunde Fußweg von hier fließt ein Bach. An seiner Quelle ist ein Berg und auf dem Berg ein Hain, in dem Drals Gegenstück lebt. Finde es.«

»Und dann?« fragte Karenai, die mehr erwartete. Manmi zuckte die Achseln. »Dann liegt es an dir.« Karenai fühlte, wie Zorn in ihr aufstieg, fühlte sich genarrt und im Stich gelassen. »Das ist alles, was du mir gibst? Große Worte und ein verdammtes Rätsel? Du willst uns helfen und bietest nichts weiter als das? Sag mir, soll ich dieses Gegenstück zu Dral töten? Oder —«

Ein einziger Blick Manmis brachte sie zum Schweigen. »Um ein Held zu sein, mußt du

Entscheidungen treffen wie ein Held und nicht die Rolle einer Marionette spielen. Geh nun und finde selbst die Antwort. Erleide dein Schicksal, oder nimm es in deine eigenen Hände.«

Karenai ertappte sich dabei, wie sie aufstand und Waffen und Lederrüstung wieder anschnallte. In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Gegen Manmis Vorwürfe konnte man so wenig einwenden wie gegen den Wind. Sie hatte nicht das Gefühl, die alte Göttin steuere sie; es war mehr wie in jenen Augenblicken in der Hitze der Schlacht, in denen der Körper weiß, was zu tun ist und danach handelt, während der Geist hinterherhinkt und hilflos versucht, ihn einzuholen.

Aber sie war immer noch Anführerin und hatte Pflichten und Verantwortung. »Was wird aus den Verwundeten?« fragte sie. »Ich werde mich ihrer annehmen«, antwortete Manmi. »Wenn du erfolgreich bist, werde ich dafür sorgen, daß sie nach Irkingu zurückgelangen; mißlingt es dir, werde ich sie von hier fortbringen. Ich wünsche dir Frieden, Stolz und schöne Tage, Tochter.«

Karenai senkte den Kopf. »Und ich dir.«

Damit machte sie kehrt und hinkte von neuem fort in die Nacht. Bald schon hatte der Wald das Feuer hinter ihr verschluckt. Erst vor kurzer Zeit war sie voller Verzweiflung dort angekommen. Jetzt verließ sie es schon wieder und sagte sich dabei, daß eine schwache Hoffnung immer noch besser war als gar keine und ein Rätsel zumindest besser als das sichere Todesurteil, das der Alleinangriff, den sie ursprünglich geplant hatte, ihr eingebracht hätte.

Als die Sonne sich aus der nächtlichen Umarmung im Bett der Erde zu erheben begann, hatte Karenai den Bach gefunden und auf ihrem einsamen Marsch an seinem Ufer schon eine Strecke zurückgelegt. Ihr von Prellungen steifer Körper hatte sich ein wenig entspannt, und das Hinken war so gut wie weg. Die polierte Kupferscheibe der Sonne, die aus den schneeweißen Stämmen der Birken am östlichen Ufer aufstieg, verlieh den treibenden Morgen Nebeln einen sanften Perlglanz. Aber Karenai hatte für solche Schönheit kein Auge. Rastlos beschäftigte sich ihr Geist mit Manmis rätselhaftem Orakel, das er drehte und wendete wie einen Geldbeutel, der an irgendeiner Stelle eine verborgene Goldmünze enthalten mußte. Die Sonne stieg höher und verbrannte am Boden die Wolleflöckchen der Nebel. Leuchtendbunte Vögel bestickten den Morgen mit Farben und Liedern. Bienen umsummten in zufriedenem Fleiß die niedrigen, blühenden Büsche zwischen Bäumen und Bachrand, und unmittelbar vor Karenai sprang begeistert ein Fisch in die Luft, blitzte silbern auf und tauchte mit fröhlichem Aufspritzten wieder ein. Friede und Schönheit des Morgens übten schließlich auch eine gewisse Wirkung auf Karenai aus, aber hauptsächlich ärgerte sie sich darüber. Irkingu wand sich in den qualvollen Todeszuckungen einer gerösteten Schlange, aber hier, im selben Land, hatte sich der schwarze Schatten nicht ausgebreitet.

Noch nicht, verbesserte sie sich. Der Gedanke veranlaßte sie, sich genauer umzusehen. Auch Irkingus Schönheit war noch unlängst fleckenlos gewesen und hatte unverletzlich geschienen. Auch diese Gegend hier konnte schon bald von Drals übler Hand beschmutzt sein.

Staub und Asche, hatte Manmi gesagt. War das Drals Plan? Die einst schimmernde

Marmorstadt zur Hauptstadt eines Landes aus Staub und Asche zu machen, Verwüstung und Verzweiflung zu verbreiten, so weit seine Hand reichte? Würde er weiterziehen, wenn erst ganz Irku in Trümmern lag? Und wenn es so war, von welchem zu Tode gegeißelten Leichnam eines Landes war er dann hergekommen?

Gleichviel. Wenn zwischen Dral und dem, was sie suchte, ein so enges Band bestand, wie Manmi gesagt hatte, dann würde das Gegenstück von ihrer Hand sterben, damit Drals Niedergang begann. Es mußte schön sein, ein Scheusal wie Dral aus dem Gleichgewicht zu bringen. So war die Stadt schön gewesen, bevor er kam, und nun lag sie ohne Zweifel im Sterben. Als Soldatin wußte Karenai, daß früher oder später alles und jeder stirbt.

Dieses Schöne würde nur ein wenig vorzeitig sterben, das war alles. Karenais Hand fiel auf ihr schartiges Schwert – ihrer Antwort auf das Rätsel. Sie beschleunigte den Schritt und trug ganz Irkingu in Gedanken mit sich.

Langsam hob sich das Land dem wolkenlosen Himmel entgegen. Der Bach, dessen Lauf sie folgte, glückste und hüpfte in seinem Felsenbett. Ab und zu machte er Platz für große Teiche, in denen das schaumbedeckte Wasser sprudelte und tanzte. Links von ihr war das östliche Ufer angestiegen und zu niedrigen, steilen Klippen geworden, die vom Bachrand senkrecht in die Höhe ragten. Karenai hatte auf die andere Seite wechseln müssen und den Bach überquert, indem sie von einem nassen und schlüpfrigen Stein zum nächsten sprang. Endlich kam sie an das Ende einer langen, nach Osten führenden Biegung und sah zum ersten Mal den Berg, nach dem sie Ausschau halten sollte. Seine langgestreckten grünen Hänge waren bereits so nahe, daß sie die riesenhaften alten Eichen erkennen konnte, die verstreut auf seinen Flanken wuchsen. Den Gipfel umgab eine Krone hoher Bäume.

Hinter dem Berg stieg das Land steil an; er war nur ein Vorberg der Wolkenhirten, der Bergkette, die Irkus Südgrenze bildete. Ihrem Namen getreu, hatten die Gipfel Wolken um sich gesammelt wie Schafe.

Obwohl sie noch zu weit unten und entfernt war, um es zu sehen, wußte sie, daß der Bach aus einer weiten Felsenöffnung an der Seite des Berges entsprang. Den Mund nannte man sie, und die Lichtung, die Karenai jetzt suchte, hieß, kaum überraschend, Manmis Schoß. Karenai war schon früher am Fuß des Berges gewesen, aber noch nie aus dieser Richtung gekommen. Karenai kniete nieder und trank. Sie trank das saubere, klare Wasser und starre dabei den Berg an. Ihre Mission war jetzt ganz einfach: sie würde auf dem Gipfel des Berges die Tat ausführen. Dann würde ein Marsch von einer Meile sie zu einem Bauernhof bringen, wo sie vielleicht ein Pferd requirieren konnte. Wenn sie Glück hatte und sich nicht schonte, konnte sie vielleicht bei Sonnenuntergang in Irkingu sein. Und wenn sie dort war, würde ihr schartiges Schwert Drals Blut kosten oder bei dem Versuch zerspringen.

Instinktiv reagierte sie auf das Geräusch. Vielleicht war es das Knacken eines Zweiges oder das Rascheln von Blättern, die ein Stiefel zertrat, die einzige Warnung das Flüstern von Stahl gegen Leder. Sie wußte nur, daß es bedrohlich war. Karenai warf sich zur Seite und rollte sich herum. Sie ächzte, als sie mit der Schulter gegen einen Stein prallte, der aus dem Gras hervorragte.

Dort, wo sie eben noch gestanden hatte, wuchs ein Messer aus dem Gras wie eine tödliche Blume. Sie kam hoch und verfluchte sich innerlich, nicht daran gedacht zu haben, daß

Dral Maßnahmen getroffen haben könnte, um seine verwundbare Stelle zu schützen. Das Messer war hinter dem dicken Stamm einer Eiche hervor nach ihr geworfen worden, keine zehn Schritte entfernt. Sie zückte das eigene Messer und hörte einen unterdrückten Fluch. Ihr Standpunkt war schlecht. Sie hatte den Berghang erst zu zwei Dritteln erstiegen, die nächste Eiche war vierzig Schritte weg, und zwischen ihr selbst und dem Baum, hinter dem ihr Feind lauerte, gab es keine Deckung, die breiter war als ein Grashalm. Karenai fletschte die Zähne und duckte sich zum Sprung. Das Wegrennen hatte sie verdammt satt. Bei der Weißen Krone, die gestrige Flucht aus Irkingu sollte ihr letzter Rückzug gewesen sein.

Also vorwärts. Angreifen! Sie sprang auf das im Boden steckende Messer zu und warf unmittelbar, bevor sie es erreichte, ihr eigenes Messer. Die Klinge pfiff an der rechten Seite des Baums vorbei und bohrte sich dahinter in die Erde. Karenai riß das Messer des Feindes heraus, rannte weiter nach rechts und warf es nach etwas, das sich hinter dem Baum bewegte, wie ihr ein schneller Blick um den Stamm herum zeigte.

Kaum hatte die Klinge ihre Hand verlassen, als sie auch schon auf die linke Seite des Baums huschte. Ihr Schwert zischte aus der Scheide. Sie schwang es hoch, zur Seite und dann in schrägem Hieb nach unten. Die scharlige Klinge fand jähnen Widerstand, als sie Schulter und Rücken des Feindes spaltete, der rückwärts in ihren tödlichen Bogen stolperte. Er stieß einen erstickten Schrei aus und kippte um. Sein rechter Arm war halb vom Körper getrennt, Schulter und Rücken waren bis auf die Knochen aufgerissen, wie ein blutender Mund, der das Leben aus ihm heraussaugte. Sofort war Karenai über ihm, rammte ihm den Stiefel gegen den Hals und erstickte jeden Schrei, den er hätte ausstoßen können. »Wie viele andere?« keuchte sie und starre mit grimmigem Gesicht auf ihn hinunter. Ihre Augen waren kalt wie eine Winternacht.

Der Mann wand sich unter ihrem Fuß wie ein Wurm am Haken. Er war lang und schlaksig und mit einem bunten Sammelsurium von verbeulten Rüstungsteilen und zu großen Ledersachen bekleidet, wie ein Kind, das Krieg spielt. Sein dünnes Gesicht mit dem schütteren Backenbart färbte sich vor Schmerz und Entsetzen dunkel, und er rang nach Luft. Karenai schlug mit der rotbespritzten flachen Klinge seine unverletzte Hand von ihrem Knöchel und setzte ihm die Schwertspitze mitten auf die Stirn. »Wie viele, habe ich gefragt.« Sie gab seine Kehle einen Augenblick frei, damit er antworten konnte.

«N–n–noch z–zwei andere», japste er. Seine hervorquellenden Augen blickten nach dem kalten Metall, das jeden Augenblick seinen Kopf am Boden aufspießen konnte, dann in Karenais Gesicht. Ihr Ausdruck ließ ihn aufstöhnen. Es war die gnadenlos starre Miene des Henkers. »Ihr kommt von Dral?«

Der Mann fing an zu schluchzen. »N–nein! Ich wage es n–nicht! Er...«

Karenai lehnte sich schwerer auf das Schwert. Die Spitze kratzte mit einem kleinen, häßlichen Laut gegen den Knochen. »Sag es!«

»J–ja! Sch–schützt den Berg oder sterbt! Die F–fäule!« Er schluchzte laut und bebte am ganzen Körper. »Die Fäule, die Fäule!« Unter ihm breitete sich das Blut aus seiner Wunde aus und färbte das Gras scharlachrot.

Sie warf einen Blick auf das Durcheinander von Sachen hinter dem Baum. »Du hast ein Horn. Wieviel Stöße, um die andern herbeizuholen?«

»Zwei! Gnade, Anführerin! Hab Erbarmen mit mir!« Seine Augen waren groß und flehend und standen voller Tränen. Karenai starre hinab auf die erbärmliche Kreatur, die sie gefangen hatte und biß bei dem Gedanken, daß jemand so verderbt sein konnte, Dral zu dienen, die Zähne zusammen. Ihr Blick fiel auf das goldene Abzeichen eines Anführers, das er an einer Schnur um den Hals trug, einem ihrer eigenen Toten geraubt. Gnade? Sie sollte ihm die eigenen Därme zu fressen geben, bis er daran erstickte, damit er wenigstens etwas von dem spürte, was die anderen gelitten hatten – Bilder, schwarz wie ein Schwärm Fledermäuse, flatterten ihr vor den Augen; schreiende Männer und Frauen, die gegen die Eisenpflöcke ankämpften, die man ihnen durch Hände und Füße getrieben hatte, die darum flehten, sterben zu dürfen, während riesige, mißgestaltete Ungeheuer nagten und rissen und schlängen. Keine Gnade für sie, gequält, gefoltert – Karenais Atem pfiff durch ihre Zähne, als sie dem Mann die Klinge in die Kehle rammte und ihm damit einen schnelleren und saubereren Tod gewährte, als er verdiente.

»Also gut, Gnade«, murmelte sie, nahm das Anführer-Abzeichen von seinem Hals und wischte die Klinge an seinem zerlumpten Schal ab.

»Meinetwegen, nicht deinetwegen.«

Sie wartete versteckt unter den unteren Zweigen der Eiche, den Bogen schußbereit, einen Pfeil auf der Sehne. Wäre der Leichnam auf dem Boden einer ihrer eigenen Soldaten gewesen, hätte sie ihn wegen Dummheit auspeitschen lassen — ein Messer zu werfen, wenn man einen guten Bogen und vollen Köcher zur Hand hatte! Wäre der Mann ein gut ausgebildeter Soldat oder etwas anderes als ein allzu selbstsicherer Dummkopf gewesen, wäre sie jetzt diejenige, die im Gras erkaltete.

War das ein Zeichen, daß Manmi über ihr wachte? Verdankte sie ihr Glück dem Eingreifen der alten Göttin? Göttliche Hilfe war etwas Neues für sie, sie konnte es nicht beurteilen. Aber sie hatte auch keine Zeit mehr, darüber nachzudenken. Vom Ruf des Horns herbeigeführt, näherte sich von links ein kleiner, vierschrötiger Mann. Sie spannte den Bogen und zielte sorgfältig. Komm näher, forderte sie ihn im stillen auf. Der Mann kam und fiel, die Hände um den Pfeil in seiner Kehle geklammert.

Karenai drehte den dritten Feind mit der Stiefelspitze um. Die beiden Bolzen im breiten Rücken der Frau bogen sich und brachen unter ihrem Gewicht. Der in ihrem dicken Bauch war vorher schon gebrochen, als die Frau mit dem pockennarbigen Gesicht stürzte. Diese Gegnerin kannte Karenai; es war die Räuberin Murgurre, und daß sie sich in Freiheit befunden hatte, sagte Karenai, daß Dral sich seine Helfer aus den Gefängnissen geholt hatte.

Sie ließ Murgurre liegen und blickte zum Kamm des Berges auf. Noch einmal mußte sie töten, und dieser Tod würde der Anfang von Drals Ende sein. Sie schwitzte in der Hitze der hoch am Himmel stehenden Sonne, wischte sich das Gesicht ab, holte tief Atem und schritt bergan, grübelnd, was sie dort wohl finden würde. Was immer es war, sein Untergang war gekommen.

Eine äußere Vorhut von Fichten umringte den Berggipfel wie die Zacken einer Krone. Die Stämme wuchsen gerade und sauber wie Speerschäfte, und die unteren Zweige begannen nicht tiefer als in halber Höhe und breiteten sich dann zu üppiggrünen Speerspitzen aus. Mannshohe Büsche, reichgeschmückt mit duftenden, vielfarbigem Blüten drängten sich

um die Füße der Bäume, wie buntgekleidete Bettelkinder auf dem Markt einen wohlhabenden Fremden umschwärmen. Durch die Lücken dazwischen schlängelten sich von Nadelteppichen bedeckte Pfade.

Gerade, als sie sich einer solchen Öffnung näherte, noch vor der Palisade der Bäume, drang der Laut an ihr Ohr. Er schwebte auf der Brise zu ihr, süß, verführerisch und unerwartet. Ihr stockte der Atem.

Es war eine leise, trällernde Melodie, verwunschene, harfenartige Triller, die sich in ihr Inneres senkten und sie wärmten wie starker Wein in einer bitterkalten Nacht. Der Klang lockte sie weiter, durch das Tor aus lebendigen Fichten, durch eine blütenbedeckte Halle aus sprossendem Grün und weiter hinein, als banne sie ein sanfter Zauber.

Die Büsche wichen einer weiten Wiesenfläche. Kleine weiße Blumen, deren glänzende Blütenblätter wie Sterne am Nachthimmel leuchteten, setzten Punkte in das lebhafte Grün des saftigen Grases. Mitten auf der Lichtung entsprang ein Felsenquell, umgeben von einem kleinen blauen Teich. Aber Quell und Teich fesselten Karenai nur einen kurzen Augenblick; wie magnetisch wurden ihre Augen vom Ursprung des Singens angezogen, der solch seidige Verzauberung über sie warf.

Das Lied kam von einem Vogel, der auf einem Stein am Teich saß, einem Vogel, wie sie ihn nie zuvor erblickt oder auch nur erträumt hatte. Ihn schön zu nennen, beschrieb ihn nicht besser als zu sagen, das Meer sei naß. Sie hatte einmal einen Pfau gesehen und ihn für das Schönste gehalten, das je Flügel trug. Aber verglichen mit dem Geschöpf, das sich da vor ihr das Gefieder putzte, war der Pfau nur ein grellbunter Geier. Der Vogel war aus Gold, hellem, poliertem, lebendigem Gold, das die Sonnenstrahlen auffing und in tausendfachem Goldglanz zurückwarf. Mit den hellen Rubinaugen sah er, wie Karenai näher kam und breitete Schwingen aus leuchtendgelber Flamme aus; und sein Lied wurde zur jubelnden Hymne des Willkommens und Entzückens.

Karenais Schritte zögerten. Das Lied liebkoste sie süßer als Mutter oder Geliebter, und der langsam, blitzende Schlag jener vollkommenen Schwingen ließ vergoldete Lichtpfeile aufliegen, von denen einige Ehrfurcht und Staunen in ihr Herz trugen. Sie fiel auf die Knie, preßte die Hände an die Ohren und senkte den geblendeten Blick zur Erde. Unter ihr wankte der feste Boden ihres Vorhabens und stürzte sie in einen tiefen Abgrund, in dem die Pläne ihres Geistes mit den angeschlagenen Saiten ihrer Seele stritten. Was sie gefunden hatte, war wirklich so schön, wie Dral entsetzlich war; er war der fleischgewordene Alpträum, der durch den Tag wütete; aber vor ihr sang ein Traum, den selbst die Götter begehrten würden, geboren aus klopfendem Herzen und entfaltetem Goldflügel.

Ein Stöhnen entrang sich ihr, und sie schüttelte den Kopf hin und her, mit festgeschlossenen Augen, die Hände noch immer an die Ohren gepreßt. Wie konnte sie etwas so Vollkommenes töten? Sie mußte es töten, wenn Dral fallen sollte. Aber ein solches Licht auszulöschen war Frevel. Und doch, wenn es gedieh, gedieh auch das Böse...

In ihrem Kopf ging es immer rundherum, ein schwindelnder Tanz der Verdammung. »Meinen Soldaten, meiner Stadt...« Sie flüsterte ihren Fahneneid und versuchte, das innere Auge vom brennenden Bild des Vogels abzuwenden und statt dessen auf die

Erinnerungen zu richten, die ihr Blut zum Kochen brachten – an den grausamen und ekelreigenden Tod des Oberanführers, an den Weißen Platz, der zum blutbespritzten Freßplatz für Ungeheuer geworden war, an den ätzenden Wahnsinn in Drals verrücktem, bösartigem Grinsen. »Ich muß es tun!« rief sie klagend und machte aus dem Ruf einen Schlachtruf voller Unglück. Sie taumelte auf die Knie und stürzte zu der Stelle, an der der Vogel sie gelassen erwartete. Im letzten Augenblick ließ sie ihre Ohren los, riß sich den Mantel herunter und wagte es, durch die Tränen in ihren Augen auf den verschwommenen Glanz ihres Ziels zu schielen. Sie warf sich darauf, den Mantel vor sich ausgebreitet wie ein Netz. Gleich darauf lag sie am Boden und schnappte nach Luft. Ihr war zumute wie nach einem stundenlangen Zweikampf. Der Vogel lag unter dem Mantel gefangen, stumm und reglos. Aber sie wußte, daß er lebte, denn sie konnte den jagenden Herzschlag durch den Stoff spüren.

Mit einer Hand wälzte sie ein paar Steine auf die Mantelsäume, um den Vogel gefangenzuhalten, und sobald sie sicher war, daß er nicht entkommen konnte, rollte sie sich erfreut zur Seite; denn die Berührung ließ sie an das denken, was unter dem Mantel lag, sich duckte und darauf wartete, daß sie zuschlug. Müde stand sie da, leckte sich die Lippen und fühlte Hitze und Feuchtigkeit in ihren Augen. So viel Schmerz und Häßlichkeit in den letzten Tagen, so viel Tod. Daß man dieses Böse damit bekämpfen konnte, daß man etwas so Schönes zerstörte, erschien ihr als grausame Verhöhnung aller Ordnung, Ehre und Gerechtigkeit. Und doch...

Mit zitternder Hand zog sie die scharlige Klinge aus der Scheide. Sie mußte den Schweiß – oder waren es Tränen? – abwischen, der ihr in die Augen biß und den Blick verschwimmen ließ. Ihr Arm bebte, als sie das Schwert hob, dessen Gewicht plötzlich unerträglich schien.

Sie dachte daran, daß Dral in Irkingu alles zerstörte, was schön war, daß sie selbst aus ganz anderen Gründen etwas Schönes vernichten wollte, vielleicht aus edleren Motiven; aber um ihn zu besiegen, mußte sie werden wie er.

»Meinen Soldaten, meiner Stadt...« Es klang mehr nach Entschuldigung als nach Fahneneid und Versprechen. Sie biß die Zähne zusammen und sammelte ihre Kräfte. Ein Streich, schnell und sauber...

Dieses grauenvolle Gesicht, die entweihende Hand... hilflose Beute...

Ihre Klinge beschrieb einen pfeifenden Bogen, als Karenai das Schwert so weit fortschleuderte, wie sie konnte. Es machte in der Luft eine Drehung und schlug auf dem Felsen auf. Die scharlige Klinge zersprang, und mit ihr Karenais Hoffnungen. Der Teich verschluckte die Stücke wie Regentropfen; wie Tränen. Noch einmal fiel sie auf die Knie und senkte tief den Kopf. Sie fühlte sich alt, müde und leer, eine Lampe, deren Öl so ausgebrannt, deren Fuß so gesprungen und deren Docht so verrußt war, daß man sie nie wieder gebrauchen konnte. Zu ausgetrocknet, um noch weinen zu können, kein Brennstoff mehr für etwas anderes als dürre Verzweiflung.

»Es tut mir leid«, sagte sie zu niemand Bestimmtem, die einzige Antwort auf ihr Versagen.

»Und ich bin stolz«, wurde ihr geantwortet. »Ich hatte mich nicht in dir geirrt, tapfere

Anführerin.«

Verblüfft schaute Karenai auf. Vor ihr im Gras saß Manmi und lächelte ihr zu.

»Kein Irrtum. Für würdig habe ich dich gehalten, und als würdig hast du dich erwiesen. Wenn Irkingu erlöst werden kann, dann von dir, Tochter.«

Karenai schüttelte verwirrt den Kopf. »Aber ich habe versagt!« Manmi streichelte ihre Hand.

»Nein, Kind. Hättest du getötet, was du hier fandest – dann hättest du versagt. Kein Held hätte etwas so Gutes und Schönes zerstören können, wie groß auch die Not wäre und welchem Zweck es auch diente. Niemand, der zu so etwas imstande wäre, verdiente es, mit Manmis Segen in die Weiße Stadt zurückzukehren. Ein Krieger ohne Gnade – Gnade, die du trotz großer Versuchung bezeigt hast – und ohne Rücksicht auf etwas anderes als die eigenen Ziele, so ehrenwert sie auch sein mögen, wäre nicht besser als die seelenlosen Ungeheuer, die Dral dienen. Nicht besser als Dral selber.«

Karenai rang um Verständnis. »Du – hast alles gesehen?«

Manmi kicherte. »Wenig entgeht mir, habe ich dir das nicht schon gesagt? Heb nun deinen Mantel auf, Tochter.« Karenai tat wie geheißen, wälzte die Steine zur Seite und nahm den ausgebreiteten Mantel vorsichtig hoch. Der Vogel war verschwunden, und an seiner Stelle lag ein goldenes Schwert. »Nimm es«, sagte Manmi. »Du hast es dir verdient; es gehört jetzt dir.«

Karenai legte die Finger darum, und es glitt in ihre Hand, als wäre es ein Stück von ihr, das bis zu diesem Augenblick gefehlt hatte. Eine berauscheinende Woge von Hoffnung überflutete sie und brauste in ihr wie das Lied, das der Vogel gesungen hatte. In einem einzigen Augenblick waren Müdigkeit und Verzweiflung fortgespült, und sie fühlte sich neu, stark und ganz. Das Schwert war ein Wunder, die Klinge lang und wie eine Feder geformt, mit getriebenen Zeichen wie die Rillen einer Feder. Der Griff war ein Vogelhals, der Knauf der Vogelkopf mit offenem Schnabel, besetzt mit zwei hellen Rubinaugen. Wo der Griff in die Klinge überging, breiteten sich Schwingen aus und bogen sich zum Stichblatt zurück.

Sie hob es hoch und stellte überrascht fest, daß es so leicht in ihrer Hand lag wie die Feder, nach deren Bild es geschaffen war. Die Sonne spiegelte sich darin und verwandelte es in eine glitzernde Zunge goldener Flammen. Karenai wandte sich zu Manmi, die Augen groß vor Verwunderung.

»Es ist der Vogel...«

Manmi nickte. »Ja, und das Schöne, das du verschont hast, wird dir heute und immer dienen. Zögere nun nicht länger, denn Irkingu schreit nach Erlösung. Weder Dral noch seine Kreaturen werden dieser Klinge widerstehen können, wenn ein aufrichtiges Herz sie führt. Sie ist kein göttlicher Schutz, aber schwinge sie gut, und du wirst siegen. Rette die Stadt. Reinige sie. Aber denk immer an das, was du gelernt hast, als du dieses Schwert erwarbst, sonst wird es in deiner Hand versagen. Du bist bereit. Geh.«

Karenai gehorchte. Aber bevor sie den Rand der Lichtung erreichte, drehte sie sich noch einmal nach Manmi um. Sie bekam Antwort, bevor sie noch fragen konnte. »Die, die du mir anvertraut hast, sind gesünder geworden, als du vielleicht erwartet hättest. Sie harren deiner vor der Stadt. Du wirst sie finden und wieder ihre Anführerin sein.«

Karenai beugte das Haupt. »Ich danke dir, Manmi. Ich – ich werde dich nicht vergessen, und die Menschen sollen erfahren, daß du noch lebst und über sie wachst. Wir werden dir Opfer bringen und...«

Manmis Lachen schnitt ihr das Wort ab. »Fort mit dir! Schick mir Wein, wenn du unbedingt etwas opfern mußt, aber jetzt hör auf zu trödeln.«

Karenai stellte fest, daß sie trotz allem noch ein Lächeln fertigbrachte. Sie salutierte der Göttin, machte kehrt und verließ die Lichtung.

Manmi sah ihr nach. »O ja«, sagte sie, »eine Königin von Kriegern wirst du werden, denke ich, und mögest du lange leben! Aber eines Tages wird die Krone dich drücken und dir eng werden, und dann wirst du dich wieder hier einfinden, und die müde, alte Wächterin kann sich endlich zur Ruhe legen und einer jungen, starken Nachfolgerin Platz machen. Zeit dazu wäre es.« Manmi kicherte in sich hinein, holte eine Weinflasche unter ihren Lumpen hervor, nahm einen tiefen Zug und ließ sich dann nieder, um zu warten und zu beobachten.

Karenai trat aus den Schatten in das helle Sonnenlicht hinaus. In tiefen Zügen sog sie die frische, tannenduftende Luft ein und hielt das goldene Schwert – Manmis Stab — vor sich in die Höhe. Es flammte auf wie ein Leuchtfeuer, wie ein glühendes Versprechen von Erlösung.

»Für meine Stadt! Für Manmi!« rief sie, und es klang wie der klare Ruf eines Silberhorns. Vor Freude darüber, daß die Last der Verzweiflung von ihr genommen war, lachte sie laut auf. Dann steckte sie das goldene Schwert in die Scheide und machte sich auf den Weg, den Berg hinab und nach Irkingu, und ihre Schritte waren so leicht wie Hoffnung.

## SYN FERGUSON

*Als ich mit dem Aussuchen schon fast fertig war, traf diese Geschichte bei mir ein, und als ich sie las, sagte ich, »o je, noch so eine Dryadengeschichte!« Aber dann las ich sie noch einmal, und weil Geschichten dazu neigen, in Wellen zu kommen, entschied ich, daß es sich dabei vielleicht um den Zufall des Jahres handelte, oder sollte ich es das Walten des Gesetzes der Gleichzeitigkeit nennen?*

*Wie man es aber auch bezeichnen will, ich fand die Erzählung zu gut, um sie abzulehnen und beschloß, sie doch noch irgendwie hineinzuquetschen.*

*Syn Ferguson sagt über sich selbst, sie sei eine Frau aus Oregon mit »hoher Toleranzgrenze für Regen« (da hat sie Glück; ich lebte vierzehn Jahre als Texanerin und brachte überhaupt keine Toleranz für Hitze, Staub, Sonnenglut und Fundamentalisten auf) »und einer niedrigen für traditionelle Arbeitsverhältnisse, was ein großer Vorteil ist, weil es hier überhaupt keine Arbeit gibt, traditionelle oder andere«.*

*Sie nennt das Schreiben ihr »geheimes Laster«, dem sie frönt, wenn sie nicht gerade als Luftwaffensanitäterin, Reporterin, Köchin im Yukongebiet o. ä. tätig ist. Sie hat bei Ursula LeGuin und anderen Workshop-Preise gewonnen und weigerte sich, in irgendein »Kästchen« eingeordnet zu werden.*

*Das ist allerdings eine Schriftsteller-Berufskrankheit, so daß wir sie in das Kästchen »klassische unangepaßte Autoren« einsortieren könnten.*

*Wie uns alle, Ms. Ferguson. Sie wiederholen die Lebensgeschichte von uns allen. – MZB*

## Die Baumfrau von Arketh

Wo die Kopfsteine an die Mauer stießen, hatte ein Baum das Pflaster gesprengt und war hoch aufgeschossen wie eine Frau. Für die Frau, die ihn vom tiefliegenden Fenster oder dem Torbogen auf der anderen Straßenseite beobachtete, schien sich dieser Vorgang jenseits von Ebbe und Flut des Verkehrs von Arketh abzuspielen, jenseits der Zeit. An einem Tag war dort nichts als die weißgekalkte Mauer, narbig von überladenen Karren und stöckeschwingenden Knaben, und dann stand plötzlich der junge Baum da, so groß wie eine Frau, und ließ seine grünen und silbernen Blätter, seine kupfernen Blüten im Wind wehen.

Die Beobachterin gab sich keiner Täuschung hin. Wenn jemand eine Keule brauchte oder Feuer, würde man den lebendigen Baum töten; aber trotzdem war es dieser Baum auf der Straße, dem sie zusah, nicht die Pflanzungen in ihrem bewässerten Garten. Männer aus den Bergen folgten der schmalen Gasse auf ihrem Weg vom Nordtor zum freien Viertel der Stadt, so wie jede freie Seele das vernünftigerweise tat. Männer des Khans scheuchten tieferstehende Lebewesen von den breiteren Wegen, auf denen der Adel sich bewegte. Alle Wanderer aus den Steppen passierten die Tür der Frau, suchten im Süden Abenteuer und brachten ihre Tiere, Tauschgüter und Geschichten mit.

Es waren diese Geschichten, die die Frau kaufte, und sie bezahlte runde Silbermünzen für Erzählungen von den wilden Stämmen, die oben am Rand der Welt hausten. Tagsüber schrie sie der Menge zu, was sie haben wollte, nachts suchte sie die nahe gelegenen Herbergen auf und lauschte, in Schwarz gehüllt, den Erzählungen der Reisenden, als glaubte sie daran.

An diesem Abend sank die Sonne in Schwefel- und Messingblüte. Der Himmel verblaßte zu rotbrauner Dämmerung, und von der Wüste wehte der erste Wind den feinen, feinen Staub herüber. Als das Licht verschwunden war und der Verkehr mit ihm, gab die Frau ihren Beobachtungsposten auf und machte sich daran, ihr Essen zu bereiten. Keine Dienerin störte ihre Einsamkeit. Sie schloß die Haustür, ließ jedoch das Tor offen, das von der Gasse zum Garten führte. Hier im Tiefland war Wasser gleichbedeutend mit Reichtum. Sie wollte es nicht horten. Viele der Männer aus den Bergen, die vom Rand, wo das Wasser frei war, über Steinpässe und Schluchten nach Arketh heruntergestiegen waren, hätten dort Mangel gelitten, wäre nicht jenes offene Tor gewesen. Zuerst hatten die Tiefländer sie bestohlen – ein wenig, nicht so sehr, daß es sie zum Umziehen veranlaßt hätte –, aber sie hatte sie nicht beachtet. Jetzt hatten die Diebstähle abgenommen. Als sie das unregelmäßige Hasten rennender Füße hörte und eine zerlumpte Gestalt zum Tor hineinrutschte, drehte sie sich um und sah dem Eindringling furchtlos ins Gesicht. Ein langes, auf ihre Brust gerichtetes Messer beachtete sie nicht. Die so rannte, war ein Mädchen im langen Wollhemd der Bergstämme. An ihrem Gürtel hingen verschiedene Ausrüstungsgegenstände und Waffen. Die braunen Beine waren nackt bis zum Knie, wo

die weichen Stiefel geschnürt waren, und ihre Augen, grünlicher Bernstein, glänzten vor Schmerz. Der abgebrochene Schaft eines Wurfstocks ragte hinten aus ihrem Oberschenkel und hinderte sie am Laufen. Blut rann das Bein hinunter in den pelzgefütterten Stiefel. Auf dem Kopfsteinpflaster klapperten neue eilige Schritte – die hartbeschuhnten Füße von Stadtbewohnern.

»Hier hinein«, sagte die Beobachterin und deutete mit dem Kopf leicht nach dem gewölbten Hauseingang.

Die Läuferin zögerte, das Messer immer noch kampfbereit in der Hand. Dann suchte sie mit einem Satz Zuflucht im Inneren, als ihre Verfolger in den Garten eindrangen und alle auf einmal Laut gaben wie eine Hundemeute, in der die Hunde einander ertragen, um gemeinsam eine Chance auf Beute zu haben.

Der Kleidung nach waren es Söhne des niederen Stadtadels, zu jung noch, um Männer des Khans zu sein, jedoch begierig, in diese Stellung hineinzuwachsen. Sie hatten alle Waffen, die sie auf die Beobachterin richteten.

Der Anführer brachte sie mit einem Knurren zum Schweigen. »Ein Mädchen ist weggerannt – wo ist sie?« Die Beobachterin musterte nacheinander die Gesichter. Die Bedrohung schien sie nicht zu merken. Endlich zuckte sie die Achseln. »Ihr müßt sie verloren haben. Außer euch ist hier kein ungeladener Gast. Sucht, wenn ihr wollt, aber zertretet meine Kräuter nicht.«

Die Stimme des Anführers überschlug sich vor Empörung. »Dann sei froh, daß sie nicht hier ist! Sie hat drei Männer des Khans getötet und würde dir so schnell die Kehle durchschneiden, wie man guten Abend sagt.«

Die Beobachterin antwortete nicht, und einer aus der Meute warf einen schrägen Blick auf die Blasen und Schnurrollen, die schwach auf den Wasserbehältern glänzten und zupfte den Anführer am Ärmel. »Sie würde sich nicht hier mitten in Spenarr einen Schlupfwinkel suchen. Wir wollen lieber das Nordtor bewachen.«

Mit einem frechen Nicken und ohne sich für ihr Eindringen zu entschuldigen willigte der Anführer ein. Die Beobachterin folgte ihnen und schloß zum ersten Mal seit vielen Jahren das Gartentor zu und verriegelte es. Dann trat sie an den Wasserbehälter und sah dem Kleintierleben darin zu, bis aller Lärm verholt war. Unter den Blasenstengeln fächelten schleierzarte Flossen das Wasser. Dunkle Augen träumten wäßrige Träume.

»Du kannst herauskommen«, sagte sie schließlich. »Sie sind fort.«

Das Mädchen kam aus dem Haus gehinkt, die Waffe wie vorher in der Hand. Unter dem Blick der Beobachterin begann die Klinge zu schwanken und herabzusinken. Dann wurde sie mit einem Seufzer in die Scheide gesteckt. Der Atem des Mädchens ging immer noch schnell, aber trotz ihrer Verwundung bewegte sie sich sicher.

Sie rieb sich mit dem Handrücken die Stirn und bot der anderen die Linke zur Entschuldigung.

»Ich wollte sie dir nicht auf den Hals hetzen. Ich werde jetzt gehen.«

»Du kannst gern hierbleiben.«

»Das wäre sehr töricht von dir. Was er gesagt hat, ist wahr. Ich könnte dir die Kehle durchschneiden, und die Männer des Khans würden es ganz bestimmt tun, wenn sie wüßten, daß du mir Zuflucht gewährt hast.« Ihre heißen, glänzenden Augen ließen kein

Umgehen der Wahrheit zu, aber die Lippen hatten sich zu einer dünnen, bitteren Linie verzogen.

»Wenn du es ihnen nicht sagst«, meinte die Beobachterin, »ich werde es nicht tun.« Das Mädchen sah ein wenig erstaunt aus. Sie runzelte die Stirn. Aber bevor sie noch etwas sagen konnte, fuhr die Beobachterin fort.

»Wie bist du verwundet worden?«

»Beim Ausbruch aus den Sklavengruben. Meine Mutter hat mir gesagt, ich sollte nie einem Toten den Rücken zuwenden, wenn ich ihm nicht selbst den Hals durchgeschnitten hätte.«

»Deine Mutter ist eine Kriegerin?«

Das Gesicht des Mädchens wurde wieder verschlossen, Gefühl beherrscht.

»War. Sie ist tot.«

»Ein großer Verlust für ihr Volk.« Es war die rituelle Beileidsformel, aber das Mädchen wies sie mit leicht erhobenem Kinn zurück.

»Nein. Sie war stammlos, und ich bin es auch.«

Das war verhängnisvoll in Arketh. Der Verlust der Stammeszugehörigkeit bedeutete ein Todesurteil am Rand – schlimmer noch, denn der Stammlose starb in zwei Welten zugleich, der des Fleisches und der des Geistes. Kein Name überlebte ihn im Reich der Toten. Die Selbstbeherrschung in den Worten des Mädchens zeigte, was der Verlust für sie bedeutete, aber die zurückgeworfene dunkle Haarmähne und der gleichmütige Blick warnten, daß hier kein Mitleid erbeten oder angenommen werden würde.

»Und auch ich«, erklärte die Beobachterin ruhig. »Deine Wunde muß behandelt werden. Willst du dich meiner Kunst anvertrauen?«

Der Raubtierblick wurde milder. Das Mädchen entspannte sich und seufzte: »Ich wäre froh über jede Hilfe. Es brennt wie Feuer.«

Ohne weitere Bemerkungen führte die Beobachterin sie in die Küche und reichte ihr schweigend Früchte, Käse und Brot. Das Mädchen schlängelte das Essen hinunter und sah interessiert zu, wie ihre Gastgeberin die Lampen anzündete und zwei Kessel aufs Feuer setzte, den einen mit Kräutern, den andern mit Messern, Zangen und Nadeln. Sie kaute langsam, während sie diesen Vorbereitungen zusah und schob schließlich die Speisen beiseite.

»Hoffentlich übergebe ich mich nicht, wenn du schneidest. Es ist das erste Mal in dieser Woche, daß ich genug zu essen bekommen habe. Du mußt reich sein, um ein so großes Haus zu besitzen. Hast du keine Dienerschaft?«

»Nein.«

Der schnelle Blick des Mädchens schätzte den Reichtum an Gefäßen und Nahrungsmitteln in dem Raum ab. Ohne ihre Wunde und die Neigung des Beins zum Nachschleppen zu beachten, stand sie auf und machte einen Rundgang. Sie betastete die hölzernen Schüsseln und Eimer, fuhr dann unruhig herum und musterte die Beobachterin.

»Eine stammlose Frau, aber reich. Keine Freundin des Khans, denn du hast die Meute von meiner Spur abgelenkt – und doch frei. Warum arbeitest du nicht in einem Freudenhaus oder in den Bädern? Meine Mutter hat gesagt, das sei alles, was eine anständige Frau hier tun könne.«

»Der Khan weiß nicht, wo mein Schatz verborgen liegt. Wenn er mich tötet, bekommt er weder den Schatz noch meine Steuern. Am Rand könnte ich mir diese Sicherheit mit Silber nicht kaufen. Ich bin keine Kriegerin.«

»Nein«, gab das Mädchen zu. »Wir machen Fremde nicht zu Sklaven; wir töten sie. Aber solange du lebstest, wärst du frei. Städte stinken. Man hat mich vor ihnen gewarnt.«

»Was tut eine stammlose Frau mit ihrer Freiheit?« Die Beobachterin schien ganz auf ihre Kessel fixiert zu sein, aber ihr langsamem Umröhren stockte, bis das Mädchen antwortete.

»Ich weiß nicht. Sie steht im Licht, solange sie kann.«

Die Beobachterin rührte weiter, und die beiden schwiegen, bis die Ältere die siedenden Töpfe vom Feuer zog und auf den großen Tisch stellte. Das Mädchen half die Reste ihrer Mahlzeit abräumen, stieg dann auf das dunkle Holz, streckte sich bäuchlings darauf aus undbettete den Kopf auf die Arme. Die Beobachterin hängte an einem Haken über dem Tisch an langer Schnur eine Lampe auf und spülte in ihrem Kräuterkessel einen Lappen.

»Zuerst muß ich die Wunde reinigen.«

»Du hörst dich an wie meine Mutter. Wasch das Geschirr ab, wasch dich selber, mach den Schweinestall sauber.« In ihrem Ton lag kein wirklicher Groll.

Die Beobachterin machte sich mit leichter, fester Hand an die Arbeit. Der Stock war von oben in den Schenkel eingedrungen und hatte die Sehnen der Kniekehle getroffen. Die Haut war zerfetzt, wahrscheinlich als das Mädchen den Schaft abgebrochen hatte, der sie behinderte. Sie lag jetzt still, aber ihr rasender Herzschlag hatte die Blutungen von neuem einsetzen lassen, und rhythmisches Zittern, verursacht durch Schmerzen oder Kälte, verspannte ihre Beinmuskeln, als die Beobachterin ihr das Blut abwusch. Nachdem die Wunde gesäubert war, nahm die Beobachterin ein Stück Stoff, schob es unter den Schenkel des Mädchens und verknotete es fest, dann, fast mit derselben Bewegung, griff sie in die Luft, als sammle sie Schatten ein und streute dem Mädchen eine Handvoll Blätter über Kopf und Schultern. Als die Blätter sie berührten, fiel der gestraffte Körper in schlaffe Bewußtlosigkeit. Jetzt arbeitete die Beobachterin schnell. Sie schnitt tief ins Fleisch, den Stockschaft entlang bis hinunter zu der mit Widerhaken versehenen Spitze. Sie steckte nahe am Knochen und war schlüpfrig in den Fingern, aber die Beobachterin lockerte sie, drehte sie, um die Widerhaken durch den Schnitt nach oben zu bringen, und zog sie heraus. Dunkles Blut bebte und quoll aus der Wunde, aber es kam kein heller Blutstrom aus den Arterien. Die Beobachterin hatte ihre Krummnadeln selbst geschliffen, aus altem, getrocknetem Hartholz. Mit pedantischer Gründlichkeit vernähte sie die Wunde – Muskeln, Fett, Haut – mit feinen Fasern aus den Stengeln der Blasenpflanzen. Sie leistete saubere Arbeit wie jede Frau, die gelernt hat, sich auf das Werk der eigenen Hände zu verlassen. Nachdem sie die Wunde mit einem sauberen Verband versehen hatte, strich sie die Blätter von Kopf und Schultern des Mädchens. Sie fielen in den Schatten und waren nicht mehr zu sehen. Das Mädchen kam fluchend und keuchend wieder zu Bewußtsein.

»Ich bin in Ohnmacht gefallen! Aber es ist nicht mehr so schlimm, tut nur teuflisch weh. Hast du Teer daraufgestrichen?«

»Teer?«

»Der Heiler vom Davin-Stamm versiegelt die Wunden mit heißem Teer, um die Blutung

zu stillen.«

»Ich habe keinen Teer verwendet. Sag mir, wie ich deine Freunde finde.«

Das Mädchen stützte sich auf den Ellbogen und schüttelte das Haar zurück, um ihre Gastgeberin aus zusammengekniffenen Augen anzuschauen. Sie war bleich, schwitzte – und weigerte sich, ihre Schwäche anzuerkennen.

»Ich habe keine Freunde. Der Davin-Stamm würde vielleicht etwas für mich tun, wenn ich darum bäre. Warum?«

»Du willst nicht in der Stadt bleiben.«

»Oh. Nein. Aber sie würden dir nicht trauen.« Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, sichtlich um einen klaren Kopf und eine Lösung des Problems bemüht. Sie sah aus, als sei sie durchaus gewöhnt, Probleme zu lösen.

»Du könntest eine Botschaft im Gehängten Mann abgeben. Zeig dem Mann an der Theke das hier.« Sie tastete an ihrem Hals und zog sich mühsam einen an einem Riemen hängenden Gegenstand über den Kopf. Der Ellbogen, auf den sie sich stützte, zitterte.

Noch während sie der anderen den Gegenstand hinhielt, ließ sie ihn fallen und brach über der Tischkante zusammen. Schnelle Hände fingen sie auf. Als ob ihre Kraft die Last gar nicht spürte, hob die Beobachterin die schlaffe Gestalt auf und trug sie durch einen Vorhang in eine kleine Kammer, in der nur ein schmales Bett und ein Kohlenbecken standen. Der Raum war warm, ein Zugeständnis an den zweiten Wind, der die Kälte vom Rand herunterblies, wenn die Nacht in den Morgen übergang. Die Beobachterin kniete nieder, streckte das Mädchen auf dem Bett aus und zog ihr eine Steppdecke behaglich bis unter das Kinn. Das junge Gesicht war stark, selbst in der Bewußtlosigkeit voll von stürmischem Leben. Die Lippen waren gerade und schmal, die rußschwarzen Wimpern warfen unregelmäßige Schatten auf die braune Wange. Hinter den geschlossenen Augen lag das Grün von Lichtungen, die nicht völlig vor der Sonne verborgen waren.

Die Beobachterin kehrte in die Küche zurück und beseitigte die Spuren ihrer Tätigkeit als Wundärztin. Sie fand den Talisman dort, wo er hingefallen war. Er war herzförmig, gerippt und gekerbt wie ein Lindenblatt, aber rot wie Kupfer, rot wie Feuer. Von der eigenen Brust nahm sie das Gegenstück. Die beiden Blätter lagen in ihrer Hand wie Feuerflocken, nicht gleicher als zwei Schneeflocken und doch eins, von einem Ursprung, und dieser Ursprung war sie. Zwei Blätter, zwei Feuerflocken und ein wildes Mädchen mit einer toten Mutter.

Die Anstrengung, alle diese Tatsachen zu erfassen, verwirrte sie wie das Wachsen des Baumes gegenüber. Der Fluß der Zeit rauschte über sie dahin, und es war derselbe Fluß, der andere, weniger beständige Ufer umspülte. In einer Nacht kann ein Baum in die Höhe wachsen. Eine Tochter kann geboren und zur Frau werden. Ihre Hand schloß sich um die Blätter und der langsame, langsame Schlag des eigenen Herzens tönte in ihren Ohren. Ihre Füße spürten den Lehm Boden unter sich, ihre Arme hoben sich vom Körper und die Haare stiegen zu Berge... doch nein, noch nicht. Es gab noch Arbeit. Die Beobachterin vergaß den Mantel, der an der Tür hing, und schritt hinaus in die Nacht. Hinter sich verschloß sie die Tür, als hüte sie das einzige Wertvolle auf der Welt.

Es war Morgen, als das Mädchen aufwachte. Der zweite Wind begann sich zu legen. Auf der anderen Seite der Kammer an der Wand saß die Beobachterin, und aus dem Schatten

heraus glänzten ihre Augen. Ihr Blick war gespannt, aber als sie sprach, klangen ihre Worte ruhig.

»Die Männer vom Davin-Stamm werden so bald wie möglich einen Karren für dich schicken. Sie wollen dich aus der Stadt schaffen. Viele machten sich Sorgen um dich.« »Um Sarveth. Heute sind sie froh, daß er den Sklavengruben entkommen ist. In einem Jahr haben sie es vergessen.« Der Ton des Mädchens war bitter.

»Du legst keinen Wert auf Freundschaft?« Die Stimme der Beobachterin war sanft wie der Wind im Regenbaum, und das Mädchen reagierte auf den unbeteiligten Tonfall.

»Ich brauche keine Freundschaft. Der Glaube an diese Lüge tötete meine Mutter.«

»Dann will ich dich nicht beleidigen, indem ich dir anbiete, was du nicht willst.«

Schnelle Röte schoß dem Mädchen ins Gesicht, und die schroffe Stimme zögerte. »Ich meinte nicht – du bist mehr als freundlich zu mir gewesen...«

Erheiterung machte das Gesicht der Beobachterin warm. »Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Auch ich habe festgestellt, daß Freundschaft ein waghalsiges Unterfangen ist. Das gleiche könnte für meine Kochkunst gelten. Aber du mußt essen. Willst du es mit meiner Suppe versuchen?«

»Ich kann dir das alles nicht vergelten«, sagte das Mädchen ungeschickt.

»Ich sammle Geschichten. Du kannst mir von der stammbaren Frau erzählen, die starb, weil sie an Freundschaft glaubte – nachdem du gegessen hast.«

»Wenn ich es überlebe?«

»Auch das.«

Das Mädchen aß fast so viel, daß ihre Gastgeberin zufrieden war und reichte ihr dann die Schale zurück. »Ich habe noch nie soviel Grünzeug gegessen, aber es war gut – besser als meine Geschichte, fürchte ich.«

»Warum?«

Das Gesicht des Mädchens wurde nüchtern und sie zupfte am Saum der Steppdecke, als sie Antwort gab. »Meine Mutter war eine Närrin oder eine Lügnerin. Was soll darin schon für eine Geschichte liegen?«

»Du bist keine Lügnerin, darum glaube ich nicht, daß sie es war. Hast du sie wirklich für eine Närrin gehalten?« »Solange sie lebte, nicht. Sie sagte, sie stamme von jenseits des Eises, aus einem Stamm, von dem niemand je gehört hatte. Immer wieder lehnte sie es ab, sich in den Stamm aufzunehmen zu lassen, selbst um meines Vaters willen war sie nicht dazu bereit. Sie erklärte, es sei gegen ihr Gesetz.«

»Mußte das eine Lüge sein, weil es euch nicht paßte?«

»Nein. Aber die Freunde, auf die sie wartete, kamen nie, um nach ihr zu sehen.«

»Vielleicht kamen sie doch. Vielleicht konnten sie sie nicht finden – eine einzelne Frau dort am Rand. Vielleicht mußten sie im Geheimen nach ihr suchen.«

»Geheim. Das sagte sie auch immer. Was für ein Geheimnis ist das ganze Leben einer Frau wert? Sie war eine Kriegerin. Sie hätte einen Stamm anführen können, aber sie wollte keinen Namen annehmen — darum habe ich auch keinen.«

»Du weißt nicht, was sie vorher hatte«, wandte die Beobachterin ein.

»Vielleicht – vielleicht war es so viel, daß es den Preis rechtfertigte. «

»Für mich nicht«, versetzte das Mädchen und blickte zornig aus läwenfarbenen Augen.

»Wenn ihre Freunde jetzt kämen und mir so viel Gold anböten, daß ich darauf herumlaufen könnte, würde ich sie fortschicken. Sie waren schuld an ihrem Tod.«

»Wie das?«

»Sie hielt ständig nach ihnen Ausschau, wartete immer darauf, jemanden zu treffen — in jedem Weidengebüsch am Fluß, jedem Dorngestrüpp. Von Wäldern redete sie, in denen die Bäume so dicht wachsen wie Speere in der Schlacht. So etwas gibt es weder am Rand noch hier in der Stadt. Sie reiste tagelang, um sich einen Fremden anzusehen. Wir erfuhren, daß die Männer des Khans jemanden gefangen hatten, und sie folgte ihnen, oben am Eis. Ich war nicht bei ihr. Sie wurde langsam alt. Sie...« Das Mädchen schluckte und brachte mühsam die Worte heraus: »Sie bohrten ihr einen Speer in die Eingeweide und ließen sie sterbend liegen. Als ich sie fand, war sie tot. Ich habe ihr diese Feiglinge, die Männer des Khans, in die Hölle nachgeschickt und werde ihr noch so viele andere nachsenden, wie ich kann!« Sie senkte den Kopf. »Ich brauche keine Freunde.« Die Beobachterin ließ zu, daß die Stille sich dehnte.

»Und doch hast du dein Leben gewagt, um den Sohn des Häuptlings vom Davin-Stamm aus den Sklavengruben des Khans zu befreien.«

»Nicht aus Freundschaft, sondern um eine Schuld zu bezahlen. Er hat mir geholfen, die Mörder meiner Mutter zu verfolgen. Und wenn er mich auffordert, dem Davin-Stamm beizutreten, werde ich es tun.«

Das Mädchen blickte zum Fenster, einem grauen Viereck in der dunkleren Wand. Sie warf das Haar zurück und atmete die Luft vom Rand ein wie ein Wildpferd, das Wasser wittert. »Städte und Menschenmassen sind nichts für mich – alte, muffige Luft, alte, muffige Gesetze. Ich brauche die Weite. Wenn ich wieder Blut vergieße, dann für einen Bruder oder eine Schwester des Stammes, die auch mir helfen müssen, wenn ich in Not bin.«

»Ist das nicht auch Freundschaft?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Jeder weiß, was der Stamm dem Stamm schuldet. Wenn du versagst, wird der Stamm es wissen und dir deinen Namen nehmen. Dafür kämpfen die Menschen, nicht einer für den andern. Freundschaft –, ihr Gesicht verzog sich schmerhaft, – in all den Jahren sind sie nie gekommen, und meine Mutter hat ihnen keinen Vorwurf gemacht.« Ungeduldig schob sie die Decke beiseite, ein wenig verlegen, so viel von sich preisgegeben zu haben.

»Eine armselige Geschichte, aber ich hatte dich gewarnt. Ich hätte dir lieber vom Dreijahreswinter erzählen sollen, vom Kampf mit dem Eiswurm, oder wie sie auf einer Eisscholle mitten ins Lager des Innon-Stamms hineinfuhr, aber das kennst du bestimmt alles schon.«

»Geschichten von Reisenden – viele über eine dunkelhaarige Gesetzlose – aber keine, in denen Name und Ort auftauchten, keine, in denen eine Tochter erwähnt wurde. Keine erzählte, wie sie starb...«, die Stimme der Beobachterin stockte, – oder ob sie glücklich war.«

Der scharfe Blick des Mädchens streifte die Gestalt der Beobachterin. Zum ersten Mal merkte sie, wie hochgewachsen die Frau war, was für ein runzliges Gesicht sie hatte und wie sehr die losen Haarsträhnen Flechtenwurzeln oder Moos glichen. Der Lederriemen

mit dem Talisman des Mädchens hing in Fingern, die miteinander verwachsen waren wie Wurzeln.

»Sie starb im Kampf, und ich glaube, die meiste Zeit war sie glücklich. Sie grämte sich nicht, nur manchmal stand sie da und starrte vor sich hin – so wie du im Garten – träumte am hellen Tag. Manchmal – als ich noch klein war – erzählte sie mir von Flammentänzerinnen und Baumfrauen in Königreichen hinter dem Eis. Wie lange fragst du die Reisenden schon nach solchen Geschichten?«

Die Beobachterin stand auf und trat ans Fenster. Sie schaute ins Freie, weit hinaus über den ummauerten Garten vor dem Fenster. Ihre Stimme war leise, nicht lauter als eine Schneeflocke auf kahlem Zweig. »Zwanzig Jahre«, sagte sie, als wäre es nichts, nicht mehr als die Zeit, in der ein Blatt vom Baum fällt, ein Baum in die Höhe wächst.

»Ihretwegen?« Es war ein ungläubiges Flüstern.

»Nein«, antwortete die Beobachterin, wie eine Frau, die plötzlich eine Wahrheit herausfindet, wie ein Baum, der in seinen Zweigen ein Nest und in diesem Nest einen Jungvogel entdeckt. »Nicht ihretwegen. Meinetwegen.«

Die Augen des Mädchens füllten sich mit Tränen. »Wenn sie nur ein Jahr länger gelebt hätte – wenn sie nur gewußt hätte – du hättest sie zurückgeholt zu dem Stamm hinter dem Eis?«

»Wenn es ihr Wunsch gewesen wäre.«

Das Mädchen schlug die Decke zurück und hinkte auf dem verbundenen Bein durchs Zimmer. Sie streckte die Arme aus, zögerte und legte dann der Beobachterin beide Hände auf die gebeugten Schultern. Die Beobachterin zuckte zusammen, als bereite die Berührung ihr Schmerzen, entzog sich ihr jedoch nicht. Sie drehte sich nicht um.

»Es tut mir leid. Es tut mir leid, daß ich so über Freundschaft gesprochen habe. Ich habe es nicht gewußt. Ich war im Unrecht.« Langsam nahm die Spannung unter den Händen des Mädchens ab. Nach einem Augenblick trat sie zurück. Ein Karren bog in die Gasse ein, laut in der Stille. Die Beobachterin wandte sich um und sah das hochgewachsene Mädchen mit der dunklen Haarmähne, dem energischen Kinn und den Augen so grün wie Hexenfeuer im Wald noch einmal an. Ein winziges Lächeln kräuselte ihre Lippen.

»Ich glaube, deine Freunde sind da.«

Das Gesicht des Mädchens wurde warm vor Erleichterung. »Ja.«

Zusammen gingen sie durch das Haus und traten vor die Tür. Die Beobachterin half den unruhigen Männern aus den Bergen, das Mädchen auf die Liegefläche des Karrens zu heben. Sie hatten es eilig fortzukommen. Das Mädchen brachte sie mit einer gebieterischen Handbewegung zur Ruhe. Die Beobachterin hielt ihr den Talisman hin.

»Du könntest ihn behalten — er hat ihr gehört.«

»Ich weiß«, antwortete die Beobachterin. »Sie wollte aber, daß du ihn bekommst. Du könntest ihn – ihr Stammeszeichen nennen. Ich werde daran denken, daß du ihnträgst.«

»Aber ich würde dir gern etwas schenken.«

Jetzt, da der Augenblick des Abschieds wirklich gekommen war, fiel dem Mädchen das Fortgehen schwer, obwohl jeder Herzschlag die Gefahr für Fahrer und Wächter erhöhte.

Dann leuchtete Lebenskraft in ihrem Gesicht auf, die Freude, anderen Freude zu bereiten.

»Du hast mich nicht nach meinem Namen gefragt. Vielleicht sagt er dir etwas. Es war ein

Wort ihres Stammes.«

»Es wäre mir eine Ehre, ihn zu erfahren.«

»Linde. Mein Name ist Linde. Viel Glück. Ich danke dir.«

Sie lachte, und die Männer aus den Bergen setzten den Karren in Bewegung, und das Lachen war das einzige, was von ihr zurückblieb, als sie um die Ecke ratterten und dem Blick entschwanden. »Linde«, sagte die Beobachterin, die Hand an dem herzförmigen Blatt, das sie selbst um den Hals trug. »Linde.« Sie lauschte, bis das letzte Rattern des Karrens verhallt war. Die Sonne ging auf und ergoß ihren Glanz über den Rand. Sie stieg aus dem Hochland auf, nach dem das Mädchen zurückkehrte, aus den kahlen braunen Steppen, die sie schön fand. Freiheit, so hatte sie gesagt, bedeutete im Licht zu stehen.

Zum letzten Mal betrachtete die Beobachterin den Baum, der so unvermittelt aus der Gasse hervorwuchs und seinen Platz in der Welt einnahm. Jeder Ast, jedes Blatt war gesäumt von Licht. Der dunkle Schatten des Baums war sein eigener, langgestreckter Zwilling, der sich zweimal so lang wie der Baum an der Mauer entlangzog, aber sie entstammten einem Ursprung. Und als sie über das Kopfsteinpflaster schritt und ein Blatt abpflückte –, unmittelbar bevor sie in den Morgen hineingriff und einen Wirbelsturm aus tanzenden gelben Blättern entfesselte und für immer aus Arketh verschwand –, da erzitterten beide Bäume, der helle und der dunkle, bis hinab an die Wurzel.

## RICHARD CORNELL

*Im allgemeinen bin ich bei Sachen, die unter Pseudonym geschrieben werden, sehr zurückhaltend. Wenn eine Story dem Verfasser nicht gut genug ist, aufzustehen und sich dazu zu bekennen, warum sollte sie uns dann gut genug zum Abdrucken sein?*

*Eine Autorin besaß sogar die Dreistigkeit, mir mitzuteilen, sie wolle für ihre Science-Fiction- und Fantasy-Texte deshalb ein Pseudonym benutzen, weil es ja sein könnte, daß sie eines Tages noch etwas Ernsthaftes zu Papier brächte.*

*Richard Cornell ist jedoch ein Pseudonym, für das es den allerbesten Grund gibt: sein richtiger Name ist der gleiche wie der eines anderen bekannten Schriftstellers desselben Genres. Dieses Argument fand ich so stichhaltig wie bei dem jungen Tenor, der tatsächlich Charles Anthony Caruso heißt; er singt an der Metropolitan Opera unter dem Bühnennamen Charles Anthony.*

*Cornell fiel mir zuerst als vorzüglicher Autor auf, als er mir eine Story für eine Anthologie mit dem Titel »Frauen in der Krise« schickte, die ich herausgeben wollte. Diese Anthologie fand aber keinen Verleger, so daß ich schließlich die Rechte an ein paar ausgezeichneten Erzählungen an die Autoren zurückgeben mußte, damit sie sie anderweitig veröffentlichen konnten. Aber Richard Cornell kann so großartig mit Worten umgehen (und wohnt außerdem auch in der Bay Area), daß ich den Kontakt mit ihm hielt und er mir schließlich eine Story für die vorliegende Sammlung schickte. Und hier ist sie.*  
– MZB

## Der bindende Zauber

Maris erwachte. Sie lag zusammengekrümmmt auf kaltem Stein, und ihre rechte Seite war taub vor Schmerz. Sie verhielt sich ganz still und lauschte auf Geräusche ihrer Ergreifer, rührte sich dann nach und nach und prüfte Arm, Schulter, Rippen. Nichts war gebrochen. Schaudernd dachte sie an den Kampf im Tunnel, an die Schuppenfinger, die ihren Körper gepackt hielten, die Berührung von etwas Hartem und Glattem an einer Stelle, wo Fleisch hätte sein sollen.

Auf den Knien tastete sie in der Dunkelheit umher. Die Grube war ein umgekehrter Trichter, dessen Wände schräg auf die schmale Mündung an der Spitze zuliefen. Maris sprang in die Höhe und konnte gerade die schwere Steinplatte erreichen, die über der Öffnung lag. Die feuchten Wände des Trichters waren uneben und roh; durch die Risse im Stein sickerte ein kalter Luftzug.

Sie zog einen Stiefel aus, legte ihn unten an die Mauer und kroch einmal rund um ihr Gefängnis. Unterwegs stieß sie auf mehrere harte, längliche Gegenstände, die nur Knochenstücke sein konnten.

Der Durchmesser der Kammer betrug nicht mehr als zehn Fuß; der einzige Ausgang war oben. Maris zog den Stiefel wieder an, riß einen Stoff streif en von ihrer Bluse ab und umwand damit das Ende des längsten Knochens. Sie legte ihn auf ihren Schoß, das umwickelte Ende nach außen, holte tief Atem und sprach den Feuerzauber. Blasse Funken tanzten durch die Luft und starben wieder. Nichts.

Stein knirschte gegen Stein. Blaßgrünes Licht flutete in die Kammer. Maris versteckte die nutzlose Fackel hinter dem Rücken und starre hinauf zu der runden Öffnung. Etwas starre zurück, mit nackter Brust, die hart und flach war wie die Unterseite einer Schildkröte, mit einem Kopf, der tief in den Schultern steckte und bedeckt war mit knochigen Auswüchsen. Sorvan, hilf mir! schrie sie innerlich. Keine Antwort. Sie holte tief Atem und sprach einen Schlagzauber. In der Dunkelheit ihres Geistes loderten bernsteinfarbene Feuerräder auf, dann – Nichts.

Das Wesen beugte sich vorwärts. »Was willst du von mir?«

Unter den Knochenwülsten der Augenhöhlen spähten kleine, dunkle Augen nach ihr. Das Wesen grunzte und trat zurück, so daß sie es nicht mehr sehen konnte. Dann glitt die Steinplatte wieder zurück und versiegelte sie in der Finsternis.

Sie befand sich tief im Inneren des Berges, unter der Steinspitze selbst – wenn sie überhaupt noch in dieser Welt war. In den Halbländern verwischten sich die Grenzen; man konnte von einer Welt in die andere geraten, ohne es zu merken. Maris zitterte in dem kalten Zugwind. Sie ging in den trockenen Mittelpunkt der Kammer und setzte sich dort hin, den Rücken gerade, die Beine angezogen. Sorvan hatte sich, so sagte er, seine Burg aus der Steinspitze herausgemeißelt, weil er dort »schon einen Fuß in Keris hatte«. Also gut – wenn die Welten ineinanderliefen, müßte man von der einen in die nächste

schlüpfen können, auch wenn man in der Unterwelt gefangensaß.  
Sie schloß die Augen, richtete ihr Bewußtsein nach innen und bereitete sich darauf vor, in Keris zu gehen. Mit zunehmender Konzentration spürte sie den Feuerring über ihrem Scheitel und ließ sich darauf zutreiben, bis das flammende Licht sie umhüllte; dann riß sich ihr Bewußtsein vom Körper los wie ein Schiff von seinen Haltetauen, und sie schoß nach oben.

Sternenpunkte explodierten in Lichtbahnen, als sie auf die Schwärze zuraste... der schwarze Punkt schwoll zu einem gigantischen Loch an, einem offenen Mund, der daraufwartete, sie zu verschlingen. Sie fiel auf ihn zu, konnte nicht mehr zurück... fiel... fiel... Und ging in Keris.

Sie stand in einer kreisrunden Arena, die umschlossen war von einer Mauer aus goldenem Licht. Die nackten Füße drückten harte braune Erde. Über ihr war nur Schwärze. Ihr Körper unter einem weichen braunen Hemdkleid war schlank und noch ohne die Narben der Schlachten; in Keris war sie nach wie vor ein Mädchen. »Also bist du zu mir zurückgekehrt, Maris.« Sorvan stand vor ihr, eine überragende, in einen scharlachroten Umhang gehüllte Gestalt. Sein Haar lockte sich im Nacken üppig und dunkel, die Augen glänzten im goldenen Licht. Der geschliffene Edelstein, der in seiner Halsgrube saß, spiegelte es funkeln wider.

»Du hast mir meine Magie genommen«, sagte sie.

»Ich nehme nur, was mir gehört.«

»Als ich zu dir kam...«

»Warst du auf der Suche nach Wissen. Ich gab dir reichlich.«

»Aber meine Magie...«

»Deine Magie ist meine Magie. Du bist an mich gebunden, Maris; ich habe den bindenden Zauber gesprochen.« Er streckte die Arme nach der Arena aus. »Selbst hier in Keris gehst du nur dorthin, wo ich es gestatte.«

Sie fuhr herum und rannte nach der Mauer. Im Vorwärtsstürzen stieß ihre Hand auf keinen Widerstand. Sekundenlang hüllte das blendende Licht sie ein. Dann konnte sie wieder sehen. Sie stand vor Sorvan, mitten in der Arena.

»Wie oben, so unten«, schmunzelte er. »Verlaß die Steinspitze, und mit jedem Schritt, den du tust, wird deine Magie abnehmen. Selbst die geringere Magie wird dich im Stich lassen – wie du vielleicht schon festgestellt hast.« »Das waren *meine* Zaubersprüche!«

Sorvan lächelte nur und kam näher. Maris starre in die schwarzen Tiefen seiner Augen und fühlte auf ihren Schultern seine Hände, die sie hinabstießen...

... und erwachte frierend auf dem feuchten Boden, tief in den Eingeweiden des Berges. Verflucht soll er sein! dachte sie und suchte wutschauend nach der behelfsmäßigen Fackel. Sie konzentrierte sich auf das stoffumwickelte Ende und wiederholte den Feuerzauber. Nichts geschah.

Sie zog die Stiefel aus und stand breitbeinig da, die Füße gegen den Boden der Kammer gestemmt. Sie suchte die kühle grüne Energie der Erde unter sich, fand aber nur grauen Stein. Sie rief die Mutter um Hilfe an und begann noch einmal mit dem Zauberspruch, dachte noch intensiver an die Worte, drehte und wendete sie im Kopf, bis sie in die Worte eindrang und zu ihnen wurde...

... Gezackte Kristalle aus gefrorener flamme brannten in feurigem Orange und zerrissen ihren Hals... Der Spruch blieb ihr im Hals stecken wie glühende Kohlen. Sie würgte und wand sich und spie sie endlich aus. Der Stoff sprühte und qualmte, wollte aber nicht brennen.

Maris sank erschöpft zu Boden, ihr Körper so ausgetrocknet wie ein leerer Schlauch. Im Traum stand sie draußen vor den Halbländern. Vor ihr senkte sich der Pfad zu einer öden Ebene hinab, pockennarbig von bedrohlich aussehenden Löchern, mit kleinen, nebelumwölkten Bächen und dunkel aufragenden Rundhügeln. Aus dem gewundenen Pfad wurde ein weißer Strick, der sich um ihren Hals schlang. Sorvan hielt das andere Ende und zog sie langsam näher. »Nein!« schrie sie und wehrte sich vergeblich gegen den stetigen Zug des Seils. »Amaris«, flüsterte eine Stimme. Oben auf dem Erdhügel neben sich sah sie ein Gesicht. »Vater!« Er konnte sie nicht hören, denn er versank schon wieder in der Erde. Sie fing an zu klettern. »Vater!« Oben fand sie nur ein tiefes Loch. Ihr Vater war verschwunden. Sie beugte sich vor, um in die Dunkelheit hineinzuspähen und fühlte, wie sie von hinten gestoßen wurde. Gelächter hallte in den leeren Höhlen wider, als sie fiel. Sie schaute zurück. Sorvan lächelte ihr zu. »Amaris«, spottete er. »Amaris...«

Sie erwachte in jähem Schreck, als eisiges Wasser sie bespritzte. Sorvans Gesicht war fort; statt dessen erkannte sie das Schnabelprofil eines der Wesen, die sie gefangen hatten, umrisshaft im blaßgrünen Licht. Das Echo ihres Namens schien noch in der Kammer nachzuschwingen — dann das Geräusch von Stein auf Stein, als die schwere Platte sich wieder an ihren Platz schob.

Verräter! dachte sie bitter. Aus freiem Willen war sie in die Halbländer gekommen, eine stolze Kriegerin, die Zaubersprüche sprechen konnte, die bei Calinth und Dakkar für den König gekämpft und hinter dem Jarlgebirge und dem Meer, das sich bei Borona dehnte, die Blauen Marschen gesehen hatte. Sie war gekommen, um Sorvan aufzusuchen und ihm als Gegenleistung für seine Unterweisung anzubieten, was sie geben konnte; eine freie Frau, ihm gleichgestellt.

Nun ja, vielleicht nicht völlig frei, gestand sie sich ein und zuckte ein wenig zusammen vor dem großartigen Bild, das sie da von sich gemalt hatte. In Wirklichkeit hatte sie die Schlachten satt, war es müde, sich allein durch die Welt treiben zu lassen, müde der Angst vor jeder Bindung, die vielleicht einmal mit Gewalt zerrissen werden könnte. Müde und sorgenvoll. Sie war gekommen, weil sie hoffte, Sorvan könnte ihr helfen, die eigene... Gabe zu verstehen (selbst heute noch scheute sie sich, ihr diesen Namen zu geben, denn der Schmerz der Enttäuschung in ihrem Herzen war noch immer heftig, und neben ihm stand die zunehmende Angst, daß sie die Gabe niemals verstehen würde). Zuerst war er freundlich gewesen. Obwohl er nichts von Formen und Farben sagte, als er begann, sie Zaubersprüche zu lehren, war er neugierig, wenn sie ihrerseits davon sprach. Wie glücklich war sie gewesen, einen Menschen zu finden, mit dem sie ihre Last teilen konnte! Aber schon bald verlor er die Geduld, schob ihre Visionen als nutzlosen Zeitvertreib beiseite und wurde ärgerlich, als sie Schwierigkeiten beim Auswendiglernen der Worte hatte. Viele Monate hielt sie durch, bis sie sich endlich eingestand, daß Sorvan die Antworten, die sie suchte, nicht hatte. Als sie ihm mitteilte, sie wolle ihn verlassen,

verlangte er eine Bezahlung für das, was er sie gelehrt hatte; als sie meinte, die Monate, die sie ihm im Schloß gedient hatte, seien Entschädigung genug, geriet er in Wut und warf sie hinaus. Und dabei, das begriff sie jetzt, hatte er ihr ihre Magie geraubt. Sie dachte an ihren Vater, der die Heimat verlassen hatte, um bei Corins Furt für die Ehre des Königs zu kämpfen, als sie noch ein junges Mädchen gewesen war. Auch er hatte nach etwas gesucht, so wenigstens hatte ihre Mutter es ihr erzählt. Wie merkwürdig, daß sie sich gerade jetzt an ihn erinnerte! Sie ließ sich ihren Traum noch einmal durch den Kopf gehen. War es nicht immer so gewesen, daß ihr Vater sie nie zu hören schien? Was suchte er so Wichtiges, daß er sie einfach verließ, um nie mehr zurückzukehren? Und doch... hatte sie es nicht ganz genauso gemacht? In ihrem Kopf hörte sie noch die Stimme ihrer Mutter. »Du bist genau wie dein Vater«, hatte sie gesagt, damals, als Maris von zu Hause fortging, um Soldatin zu werden. »Genau wie dein Vater...«

Zum Henker mit ihnen allen! Maris stand auf und streckte die steifen Glieder. Sie hatte alles verloren – Proviant, Waffen, Magie, Illusionen. Nur den Stolz nicht. Sie konnte sich jetzt zusammenrollen und auf den Tod warten oder sich den Weg aus dem Loch, in dem sie gefangen war, freikämpfen. Es lag an ihr. Nur an ihr. Ihre Wut konzentrierte sich auf Sorvan. Also gut, er hatte ihr ihre Magie gestohlen. Aber er würde schon bald merken, daß sie noch mehr konnte!

Zuerst freilich mußte sie aus diesem Gefängnis heraus. Ohne Nahrung würde sie schwach werden. Ihre einzige Chance lag darin, schnell zuzuschlagen, wenn die Steinplatte über ihrer Zelle zur Seite geschoben wurde. Maris kroch in der Kammer herum und sammelte die Knochenstücke ein, die sie dort entdeckt hatte. Sie suchte die festesten Stücke heraus und nahm das längste, aus dem sie die Fackel zu machen versucht hatte, als Werkzeug. Dann tastete sie die Wände der Kammer ab, bis sie einen Stein fand, den sie lockern konnte, und kratzte solange mit dem Knochen daran herum, bis es ihr gelang, ihn herauszulösen. Mit ihm hämmerte sie die kleineren Knochenstücken in die Risse und Löcher der Wand, bis sie eine Reihe von Hand- und Fußstützen hatte.

Als sie fertig war, versuchte sie die Wand hinaufzusteigen. Weil diese schräg nach innen ging, mußte sie mit dem Gesicht zum Felsen klettern. Es nahm ihre ganze Kraft in Anspruch, sich so festzuhalten; trotzdem schaffte sie es nur kurze Zeit. Sie würde um ein bißchen Glück beten müssen.

Sie ließ sich wieder nach unten fallen und fing an, den langen Knochen an einem glatten Stein zu schärfen. Dann setzte sie sich hin und wartete.

»Mutter, die du alles hörst, hör mein Rufen!« flüsterte sie, während Minuten oder Stunden oder Tage vergingen. »Bei meinen Tränen, die zur Erde fallen, sieh du mich an!« Sie war gerade dabei einzunicken, als sie etwas hörte. Die Steinplatte bewegte sich! Sie machte einen Satz und kletterte die Wand hinauf, in den zusammengesetzten Zähnen das Knochenmesser.

An die Wand geklammert, bog sie den Kopf zurück und blickte zu dem grünen Lichtkegel auf, der durch die runde Öffnung fiel. Ihre Wadenmuskeln begannen zu schmerzen. Sieh mich an, Mutter! Endlich, als ihr linker Arm sich schon verkrampfte und sie wußte, daß sie sich nicht mehr viel länger halten können würde, steckte der Wächter den Kopf in die Grube und spähte hinein. Beide das Gesicht nach unten, sahen sie einander an; dann nahm

Maris alle verbliebene Kraft zusammen und sprang nach seinem Kopf. Sekundenlang hing sie an seinem Hals, in den sie sich gekrallt hatte. Dann verlor das Geschöpf den Halt und kippte vorüber. In wirrem Knäuel stürzten beide zu Boden. Maris rollte auf die Füße, das Knochenmesser in der zusammengepreßten Rechten, aber das Wesen lag still. Sie stieß es vorsichtig mit dem Fuß an, trat dann leichtfüßig auf seinen Rücken, sprang in die Höhe, erfaßte den steinernen Rand und zog sich durch die Öffnung. Sie befand sich in einem schmalen Tunnel, erhellt vom blassen Schein phosphoreszierender Flechten, die die Wände bedeckten. Ein Steineimer voll Wasser stand neben der Grube; gierig trank sie und überlegte dann, ob sie den Rest über das Geschöpf gießen sollte. Sie hielt sich jedoch zurück; es hatte keinen Sinn, es wieder aufzuwecken. Das Messer in der Hand, lief sie vorsichtig den engen Gang hinunter und duckte sich unter den phantastischen Tropfsteingebilden, die von der Decke herunterwuchsen. Nach zwanzig Schritten bog der Tunnel nach links – und endete in einem Teich mit dunklem Wasser.

In ihrem Kopf jagten sich die Möglichkeiten. War der Durchgang von einem Zauber verborgen, wie der, durch den sie gefallen war, als man sie gefangen hatte? Wenn ja, dann würde sie ihn vielleicht niemals finden, vor allem jetzt, nachdem ihre Magie sie verlassen hatte. Oder noch schlimmer, vielleicht war er gar nicht mehr vorhanden — hier war selbst die Erde formbar. Vielleicht war Maris für immer unter dem Fels gefangen. Ein plötzliches Aufspritzen des Wassers machte diesen Überlegungen ein Ende. Eine lange Hand schloß sich um ihren Knöchel, und ein neues Geschöpf entstieg dem trüben Pfuhl. Maris fuhr herum und stach nach dem weichen Hals, aber zu spät; es hatte den Kopf fest gegen die Schultern gedrückt und an dem harten Panzer prallte das Knochenmesser ab. Das Wesen sprang behende auf und preßte sie an seine Brust. Sie trat nach ihm und stieß es mit den Ellbogen, aber ihre Schläge verletzten es nicht und es begann sie wieder den Gang hinaufzuschleppen. Als sie um die Ecke bogen, machte sie sich schlaff und sank schwer zu Boden, ihren Ergreifer mit sich reißend. Im Liegen tastete sie nach seinem Genick und bohrte mit den Fingern, bis sich über der Schulter eine zollbreite Lücke öffnete – groß genug, um den Knochendolch tief in das weiche Fleisch zu rammen. Das Wesen stieß einen kehligen Schnalzlaut aus und rollte von ihr herunter. Aus seinem Hals tropfte es dickflüssig.

Maris sprang auf, den Rücken zum Teich. Das Wesen stand im Gang. Die Halswunde interessierte es nicht mehr. Die kleinen dunklen Augen beobachteten, wie sie nach Atem rang. Es kam näher. Sie konnte es nicht überwältigen. Weil sie wußte, daß es aus dem Teich gekommen war, packte sie das Messer mit den Zähnen, schoß herum und tauchte tief in das schwarze Wasser. Durch ein enges Felsenloch rauschte eine Strömung nach außen. Maris zwängte sich durch die Öffnung, zerkratzte sich am rauen Gestein den Rücken und schwamm blindlings durch das Wasser. Etwas faßte sie am Fuß.

Das Wesen war ihr gefolgt! Sie trat nach ihm, konnte aber seinen Griff nicht lockern. Mit aller Kraft versuchte sie sich durch das Wasser zu schnellen – zum Kämpfen hatte sie keine Zeit mehr! – Aber das Geschöpf zerrte sie zurück.

Die Zeit verlangsamte sich. Ihr taten die Arme weh. Sie schwamm in schwarzer Tinte, in der es kein Oben und Unten, kein Vor und kein Zurück gab. Hier würde sie sterben, dachte sie. Das Wasser würde sie aufnehmen, sie würde endlich Ruhe finden – nur den

Mund öffnen, damit es hineinrauschte und sie erfüllte, damit sie eins wurde mit der Dunkelheit...

Weiter vorn sah sie einen Sternpunkt aus Licht – den Glanz des Edelsteins, den Sorvan am Hals trug. Sie wollte hinschwimmen, aber sie zog eine schwere Last hinter sich her. Sie drehte sich um und sah, daß sich eine riesige Schildkröte an sie klammerte. Jedesmal, wenn sie etwas sagen wollte, zog die Schildkröte den Kopf tief in den Panzer. »Sieh mich an«, rief sie und drehte und wand sich, um das Tier zu zwingen, sie anzuschauen. Endlich packte sie den Kopf, bevor es ihn wieder verstecken konnte — aber er war entsetzlich ! Das menschenähnliche Schnabelgesicht des Höhlenwesens –was hatte sie anderes erwartet? Es umklammerte ihre Beine und zerrte sie vom Licht weg. Sie zog die Knie an und trat mit aller Kraft zu. Das Geschöpf lockerte seinen Griff. Sie rang sich los, aber es kam ihr nachgeschwommen. Wieder trat sie es ins Gesicht. Aus dem Sternpunkt aus Licht war eine Sonne geworden, die brausend auf sie zukam. Aber sie war zu müde zum Ausweichen und konnte nur schwach mit den Armen wedeln, als um sie herum das Licht explodierte...

Maris erwachte am Fuß des Gebirges neben einer tiefen Schlucht. Ein schäumender Gebirgsbach spritzte und toste die Klamm hinunter. Jeder Zoll ihres Körpers schmerzte; die Brust war so wund, daß ihr das Atmen weh tat.

In ihrem Kopf pochte es. Sie erinnerte sich an den Kampf mit dem Wasserwesen und konnte nur hoffen, daß sie ihm jetzt entkommen war. Um sie herum drehten sich die Berge. Sie schlepppte sich weiter bergab und fand in einer kleinen Felsspalte Schutz. Er-schöpf sank sie zurück in Dunkelheit.

Als sie wieder aufwachte, war der Himmel hellgrau. Ihr Körper schmerzte immer noch, aber sie konnte sich bewegen und erhob sich steif, um sich zu strecken. Wo die Haut zerschnitten und aufgeschürft war, klebte die Kleidung am Fleisch; sie löste sie sorgfältig ab, säuberte sich, so gut es ging und zog sich wieder an. Sie befand sich auf der anderen Seite des Gebirges. Irgendwo über ihr lag die Steinspitze. Wenn sie einen Pfad zum Hinaufklettern fand, konnte sie bis Einbruch der Nacht oben sein. Zuerst aber mußte sie essen.

Sie grub am Berghang ein paar Wurzeln aus und fand dabei zufällig ein erschrockenes Zrill, das sie fing und auf der Erde totschlug. Die Eidechse würde ihr ein paar Unzen eßbares Fleisch liefern. Sie sammelte Zunder und trockene Zweige und entzündete, indem sie Stock an Stein rieb, ein kleines Feuer – über das sie sich dann ärgerte, weil sie ihre Zauberkraft verloren hatte. Dann briet sie das Zrill und labte sich an dem kärglichen Mahl. Am späten Nachmittag erreichte sie die Steinspitze. Hinter ihr verfärbte sich der Himmel von Grau in Schwarz und hüllte die Berghänge in Schatten. Vor ihr endete der Pfad an einer kahlen Wand, einem grauen Felsvorhang zwischen zwei Buckeln des Bergkamms, die zu steil zum Erklettern waren. Reisende, die den Kamm überqueren wollten, kehrten an dieser Stelle gewöhnlich um.

Maris kletterte weiter. Als sie näher kam, begann der Zauber, der die Wand bedeckte, schwächer zu werden. Sie erkannte im Felsen den dünnen Umriß eines Fensters und darüber zahnähnliche Zinnen. Sorvas Behausung war halb Burg, halb Höhle, durch

Zauberkunst aus dem Stein gehauen. Von diesen äußersten Räumen führten Gänge in verbotene Höhlen darunter.

Im Fels öffnete sich ein Portal. Als Maris in den Burghof trat, versiegelte sich hinter ihr lautlos die Mauer. Sie schaute zurück und sah nur massiven Fels und darüber leere Brustwehren. Sorvan wartete im Turm, ein gebrechlicher alter Mann, über eine Schriftrolle gebeugt, die, mit glitzernden Quarzstücken beschwert, vor ihm auf dem Tisch ausgebreitet lag. Der Raum war vollgestopft mit Pergamenten und Papieren, großen Holztruhen und Gestellen voll irdener Krüge und Glasphiolen. Als Maris die Wendeltreppe hochkam, blickte er auf, und sie war sich plötzlich bewußt, wie zerlumpt sie aussah. Sorvan schien es nicht zu bemerken. Sein uraltes Gesicht wurde lebendig, jede Furche und Runzel belebt von dem Lächeln, das von den dünnen Lippen strahlte. »Maris! Du bist zu mir zurückgekommen.« Gedankenverloren strich er schüttete Locken langen weißen Haares zurück und stand auf. Oder zeigte er absichtlich den funkelnden Edelstein, der ihm an dünnem Goldfaden um den Hals hing, um sie an seine Macht zu erinnern? »Sorvan, gib mich frei.«

Er schüttelte betrübt den Kopf. »Ich hatte gehofft, es könnte sein wie früher, als du noch so voller Wissensdurst warst.«

»Gib mich frei«, wiederholte sie mit zitternder Stimme. Selbst jetzt noch wünschte sie, es könnte so sein, wie er es sich vorgestellt hatte.

»Ich kann nicht«, sagte er leise, und sie sah seinen eigenen Schmerz oder glaubte ihn zu sehen.

»Der bindende Zauber kann nicht gelöst werden.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Was du glaubst, ist von geringer Bedeutung. Ich sage dir, wie es ist.«

»Welche Wahl bleibt mir dann?«

»Geh und laß deine Magie zurück, oder bleib hier und teile mit mir die Geheimnisse, die ich entdeckt habe.«

Er lächelte. »Oder finde einen Zauber, der löst.«

Sie hatte mehr gesucht, als bloße Handfertigkeiten oder Zauberei an sich; sie war gekommen, weil sie Frieden suchte, Ruhe vor den brodelnden Wassern ihres Geistes, die von endlosen Fragen überschäumten. Nur unter den Formen und Farben der Zaubersprüche hatte sie eine Ahnung dieser Ruhe verspürt; nichts anderes war dem nahegekommen. Sie konnte nicht zulassen, daß er es ihr fortnahm. »Ich werde bleiben.« Sorvan nickte. Sie dachte an die Gestalt, die sie überragte und sie in Keris so gereizt hatte. Zorn durchbrauste sie wie kalter Wind und machte ihren Kopf klar. Wenn er sie wirklich etwas hätte lehren wollen, wäre sie niemals fortgegangen. Er hatte sie an sich gebunden, weil er ihr nichts mehr bieten konnte und sie nur ausnutzen wollte. Zum Henker mit ihm! Lieber würde sie kämpfen, als sich seinen Ketten zu fügen.

Ihr einziger Vorteil war ihre körperliche Tapferkeit, und die konnte er durch seine Magie sehr schnell ausschalten. Jetzt, wo Sorvan es am wenigsten erwartete, mußte sie handeln; in den wenigen Augenblicken, die sie durch Überraschung gewann, mußte sie irgendwie ein Gleichgewicht zwischen ihnen erreichen. Sie sah zur Seite, wie von ihrem Gefühl überwältigt. Sorvan kam auf sie zu. »Du wirst lernen, es anzunehmen«, versprach er. Als

er ihr die Hand auf die Schulter legte, wandte sie sich ab, das Knochenmesser sorgsam in der Handfläche versteckt. Wenn sie den Kristall zu fassen bekam, der an seinem Hals hing, würde ihn das bei seiner Magie hindern.

Ihre Hand kroch an seinen Hals. Der Goldfaden würde ihrer Klinge nicht standhalten, konnte es nicht. In dem winzigen Augenblick, als ihre Muskeln sich zum ersten Mal spannten, hörte sie Sorvan lachen.

Etwas Glattes und Schlüpfriges und Körperloses griff in ihren Schädel und riß sie aus ihrem Körper. Was bin ich doch für eine Närrin, dachte sie, als er sie grob durch das Tor stieß. Sorvan hatte jeden ihrer Züge vorausgesehen. Er hatte sie die ganze Zeit aus Keris beobachtet, seinen Körper aus der Ferne manipuliert und die ganze Vorstellung zweifellos sehr genossen.

In lederner Halsberge und leichtem Kettenhemd stand sie in der Arena. An ihrer Seite hing in seiner Scheide ein Kurzschwert, in der Hand hielt sie Morgenstern und Speer. Sorvan stand nur mit einem Lendentuch bekleidet vor ihr und reizte sie durch die Illusion seiner Verwundbarkeit. Er umfaßte mit beiden Händen ein ungeheures Breitschwert, aber ihre Augen sahen nur den glänzenden Edelstein, der in seiner Halsgrube ruhte.

»Nun, Maris«, lachte er, »wolltest du nicht für Chancengleichheit sorgen?«

Sie trat vor und schleuderte ihm den Speer ins Herz, ehe er noch ausgeredet hatte. Aus dem Juwel schoß ein blauweißer Flammenkeil auf den Speer. Der Speer verschwand knisternd. »Komm, Maris, wir wollen nicht ungeduldig sein. Wenigstens können wir unseren Kampf genießen.« Er wuchtete das Breitschwert über den Kopf und griff an. Maris blieb kaum Zeit, das eigene Schwert zu ziehen, bevor er über ihr war. Als er seine Klinge niedersausen ließ, parierte sie mit der ihren. Licht blitzte auf, als die beiden Schwerter aufeinanderprallten, dann ging Sorvans Waffe durch ihre Klinge hindurch und senkte sich in Maris' Schulter.

Maris ließ die nutzlose Waffe fallen und sprang aus seiner Reichweite, die Finger auf die Wunde gepreßt, die dort, wo er ihr Panzerhemd durchhauen hatte, klaffte.

Sie konnte ihn nicht besiegen, nicht hier in Keris. Wenn sie nur auf der körperlichen Ebene wären... das war es! Wie konnte sie nur so blind sein! Diese Welt war keine Welt der Körper – war nicht sein Schwert einfach durch ihres hindurchgegangen? Sorvan hatte diesen Kampf vorgetäuscht, um sie zu verspotten, denn er wußte, daß ihre Kunst ihr hier nichts nützen würde. Sie befanden sich ja nicht einmal in ihren leiblichen Körpern! Sie warf einen Blick auf ihre Wunde; in der wirklichen Welt hätte er ihr den Arm abhacken können. Der Schmerz schien durchaus echt... aber hatte er nicht damit geprahlt, in diesem Bereich zu herrschen? Sorvan hatte das Breitschwert weggelegt und stand mit verschränkten Armen auf der anderen Seite der Arena. Er beobachtete sie. »Von einer so kriegerischen Seele habe ich mehr erwartet«, versuchte er sie zu ärgern.

Ihre einzige Hoffnung lag nach wie vor in dem Kristall. Sorvan glaubte, in Keris unbesiegbar zu sein; vielleicht konnte sie das gegen ihn einsetzen. Dinge, die im Reich der Wirklichkeit unmöglich waren, konnten hier geschehen. Wenn sie ihn nur in einem Augenblick der Unaufmerksamkeit fassen konnte... Maris stand auf, in der unverletzten Hand den Morgenstern. Als sie die schwere Stachelkugel um den Kopf wirbelte und angriff, rief sie sich ins Gedächtnis, daß sie sich nicht in der körperlichen Welt, sondern in

Keris befand; als sie den Morgenstern gegen seine Schläfe schleuderte und sah, wie der Feuerkeil aus dem Kristall schoß und die Eisenkugel zersprang, sagte sie sich, daß sie ja kein leiblicher Körper wäre, sondern nur ein Leib aus Licht. Sorvan beobachtete den Morgenstern, der in Luft aufging und achtete nicht auf Maris, sondern auf die Waffe. Maris stürzte sich auf ihn, der bloße Hauch eines Geistes, weniger faßbar als Luft. Sie hörte ihn verblüfft aufstöhnen, als sie ihm an den Hals flog – und dann drang sie in den Kristall ein.

Ein wirres Kaleidoskop von Farben und Formen... zackige Blitze, purpur und golden... fadendünne rosa Bänder, die in einem Lavendelnetz flatterten... leuchtende Bälle blaßblauen Feuers, gefleckt mit Fäden aus Finsternis... riesige Purpurfelder, mit Pyramiden aus dunkelblauem Stein besetzt... ein getupfter, granatapfelroter Wimpel, vom sanften grünen Wind zerzaust...

Sie war in einem Arsenal von Zaubersprüchen. Keine Zeit zu verlieren – Sorvan würde sehr bald merken, was sie tat. Nur ein Gedanke: der bindende Zauber... sie schwebte durch die Formen und Farben wie ein Seufzer... da, vor ihr, ein Ring aus goldenem Licht, der einen Kreis aus Dunkelheit umschloß... Sie hielt den Ring in beiden Händen wie einen Spiegel und sah in der Mitte ihr eigenes dunkles Spiegelbild... sie war ein Lichtstreifen, der sich im endlosen Kreis selber jagte. ...und der Ring aus Licht umschloß eine Arena, und mitten darin stand Sorvan und umklammerte den Edelstein, der seine Kehle würgte... und dann war der goldene Ring ein Kreis aus Worten, die alle miteinander verbunden waren, und sie bewegte sich durch die Worte und sang sie, und ihr Lied war ein Lied von Freiheit und Bindung...

Sie standen in der Studierstube. Der angespitzte Knochen entfiel ihrer Hand. Sorvan griff an seinen Hals und fühlte nur nacktes Fleisch. Ihre Blicke begegneten sich, dann schaute er nach unten, wo der geschliffene Edelstein an seinem dünnen Goldfaden funkelt.

Maris hielt das Juwel in den Fingern, als müßte sie sich überzeugen, daß es Wirklichkeit war. Es lag kühl und hart an ihrer Haut; in Keris würde es Teil ihres Fleisches sein. »Du hast es endlich geschafft«, flüsterte Sorvan. Er schlurfte durch den Raum zu einem in den Stein gehauenen Fenster. Unten lag leer und still der Hof.

Maris schob das Knochenstück mit dem Fuß in die Mitte des Raumes und sprach den Feuerzauber. Sie fühlte, wie ihr Rückgrat prickelte, als der vertraute Strom daran hinaufschoß; dann schien der Raum einen Satz zu machen, als die Kraft den Kristall traf und der Knochen in Flammen aufging.

Noch taumelnd von dem Anprall stellte sie fest: »Der Stein gehört mir.«

»Der Stein ist in deine Obhut übergegangen«, berichtigte er sie mit müder Stimme, »als Last oder als Gnade.«

»Vielleicht muß ich das entscheiden.«

In den dunklen, melancholischen Augen flackerte zuerst Überraschung auf, dann Erheiterung, vielleicht sogar Stolz. »Ich habe dich liebgewonnen, Maris.« Er hatte gewollt, daß sie ihn besiegte!

»Es ist das Gesetz des Steins, daß der, der Anspruch auf ihn erhebt, erst gebunden sein muß. Es haben schon andere versucht, seinen Bann zu brechen; nur dir ist es gelungen. Wie, Maris?«

»Du hast mir gesagt, die Bindung könne nicht gelöst werden; aber du hast nicht gesagt, daß man sie nicht umkehren kann.«

»Aber wie?«

Sie erzählte ihm, wie sie unter den Zaubersprüchen in dem Kristall nach dem bindenden Zauber gesucht hatte, um sich dann von ihm aufsaugen zu lassen. Als sie geendet hatte, schüttelte er verblüfft den Kopf. »Ich habe im Stein nur Worte gefunden.« Maris war genauso sprachlos wie er. Wenn er die Zauberdinge im Kristall nicht sehen konnte, wie konnte er sich dann in sie hineinversetzen und sie verändern? Und auf einmal begriff sie, daß er das tatsächlich nicht konnte, daß die Zauberei für ihn die lebenslange Suche nach bereits vorhandenen Zauberkräften gewesen war. In diesem schwindelnden Augenblick begriff sie die Macht ihrer eigenen Gabe.

Sorvan lächelte. Alles, was er sich gewünscht hatte, war eingetreten. Aber Maris verstand nicht.

»Du freust dich über deine eigene Niederlage? Warum?«

»Welche Neuigkeiten bringst du aus den Mittelländern?« fragte er.

»Heere auf dem Marsch, Kriegsgerüchte im Süden, ein König, der sein Reich vergrößern will, ein anderer, der sich ihm entgegenstellt. Jede Seite bezichtigt die andere der Hexerei oder schlimmerer Dinge.«

Er lächelte über ihren versteckten Humor. »Nichts ändert sich je auf der Welt, Sorvan.«

»Nichts,« flüsterte er. Ihr Kopf war voll von allen alten Fragen.

»Ich werde alt, Maris. Ich will mich nicht mehr für eine Seite entscheiden.« Er sah sie aus traurigen runden Augen an. »Du wirst feststellen, daß es viele gibt, die haben wollen, was du hast und versuchen werden, es dir zu entreißen.«

Ein neuer Gedanke beunruhigte sie. »Der Zauber. Ich habe ihn umgekehrt. Wenn ich fortgehe...«

»Geht meine Kraft mit dir. Mit jedem Schritt, den du tust, wird meine Macht schwinden, so wie es mit deiner geschah, als du mich verließt.«

Sie dachte an die Geschöpfe der Unterwelt, die sie gefangen gehalten hatten, und an andere Wesen, die sie in den Halbländern gesehen hatte. In ihrem Kopf verwirrten sich die Gefühle. Sorvan, ihr Mentor. Sorvan, ihr Peiniger. Sorvan, ein Spielball jener Wesen aus der Unterwelt. Hatte er es nicht ihr überlassen, selbst mit ihnen fertig zu werden? Mußte er nicht das gleiche von ihr erwarten?

Maris blieb den ganzen Winter über auf der Steinspitze. Sorvan lehrte sie alles, was er über den Kristall wußte, während sie ihre Macht dazu nutzte, Geheimnisse zu entdecken, die ihm entgangen waren. Sie entdeckte eine neue Seite an ihm, eine Sanftheit, die sie in den ersten Monaten ihrer Lehrzeit bisweilen flüchtig wahrgenommen, aber angesichts des späteren Zwistes vergessen hatte – der, das sah sie jetzt, schmerzlich gewesen war, aber notwendig, damit sie ihre volle Macht in Anspruch nehmen konnte. Und das war es auch, begriff sie, was Sorvan von Anfang an gewollt hatte; und sie verstand zugleich, daß nicht nur sie allein gelitten hatte.

Während sie so miteinander arbeiteten, wuchs ihre Zuneigung. Der Gedanke an ihr Fortgehen lastete schwer auf beiden. Dann kam der Frühling und mit ihm die Zeit des Abschieds. Sie fand ihn im Turm unter seinen Schriftrollen. Bei ihrem Anblick wurden

seine Augen feucht.

»Du gehst?« fragte er, und sie nickte. »Geh in Sicherheit, Maris.«

»Ich kann dich nicht wehrlos zurücklassen«, antwortete sie. Sie saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Steinboden, die Hände auf den Knien, und richtete ihr Bewußtsein nach innen. Vor ihr verschwammen der Raum und Sorvan; sie fühlte über sich die vertraute Lichtkrone und darunter etwas Neues: ein strahlendes Gitterwerk. Sie schwebte hinab und trat in den Kristall. Es war nicht das erste Mal.

...Trieb durch Nester weicher blauer Dunkelheit, dann schwebte er vor ihr, der leuchtende Ring... Sie hielt ihn am Rand, preßte die Hände zusammen und drehte. Sie ließ los, um zu sehen, was sie geschaffen hatte, und dort in der Dunkelheit sah sie zwei goldene Ringe, voneinander getrennt und doch miteinander verbunden: das Zeichen der Unendlichkeit, zwei goldene Ringe, ein Kreis des Lichts... ein endloser Kreis des Lichts...

In der Studierstube rang er nach Atem, und Maris lächelte über sein Staunen. Um seinen Hals lief ein dünner Goldfaden gleich dem, der den Edelstein an ihrer Kehle hielt. Er betastete ihn ungläubig.

»Du bist an mich gebunden«, lachte sie mit funkelnden Augen. »So weit ich auch reise, du wirst in meinem Schutzkreis bleiben. Deine Magie ist meine Magie; sie wird bestehen.«

## DEBORAH WHEELER

*Ich weiß nicht, wie Deborah Wheeler es macht; sie arbeitet im Gesundheitswesen (als Chiropraktikerin), ist Expertin für Kampfsport, hat zwei kleine Töchter und hat trotzdem die Zeit gefunden, zu jeder Anthologie, die ich herausgegeben habe, etwas beizusteuern. Zu Anfang des Jahres schickte sie mir eine lange Erzählung, die ich nicht verwenden konnte – meines Erachtens war es Science–Fiction — und von der ich wirklich das Gefühl hatte, daß sie anderswo hingehörte. Dann schickte sie mir den folgenden Text, der hervorragend in unseren Rahmen paßt, ohne im geringsten abgedroschen zu sein. (In bezug auf Rahmen und Genre wählertisch zu sein, bedeutet ein gewisses Risiko. Ich erinnere mich an eine Karikatur in irgendeinem Magazin für Schriftsteller, auf der ein verstörter Autor dargestellt ist, der auf einen Ablehnungsformbrief starrt, in dem steht: »Wir wollen frische, originelle Geschichten, die genau unserer Vorgabe entsprechen.« Damit wird jedem Schriftsteller eine unzumutbare Last auferlegt, ganz zu schweigen von Herausgebern, die dann auf dem schmalen Grat zwischen Stories, die von der Vorgabe meilenweit entfernt sind, und Stories, denen jedes Körnchen Ursprünglichkeit fehlt und die sich so eng an die Vorgabe klammern, daß der Herausgeber ihnen an jeder Ecke zwei Seiten voraus ist, dahinwandeln müssen.)*

*Deborah schrieb diese Geschichte, während sie ihre zweite Tochter erwartete; ein Zeitraum, den sie überwiegend im Bett verbrachte, weil das Baby allzu unruhig war und viel früher auf die Welt kommen wollte, als ihm zustand. Erfreut hörten wir kurz vor dem Abgabetermin von der gesunden Geburt von Rose Helene Wheeler, kräftig und voll ausgetragen. Die Zeit im Bett erlaubte es ihrer Mutter, sich in Ruhe diese schöne Geschichte für uns auszudenken. Eine Art Kreativität führt zur anderen — ich schrieb meinen ersten Roman, als mein erster Sohn unterwegs war. Und da gibt es immer noch Yahus<sup>3</sup>, die behaupten, Kreativität und Mutterschaft vertrügen sich nicht. —MZB*

---

<sup>3</sup> Yahus sind rohe Primitivlinge, die in Jonathan Swifts Satire »Gullivers Reisen« vorkommen. (A. d.U.)

## Sturmgott

»Sieben. Verdammt!« Dov starre auf die Würfel und schob Rions Schulter fort, als würde genaueres Hinsehen etwas am Ergebnis ändern. Im Schatten seiner Purpurkapuze glitzerten die Zähne des Magiers, als er den verwetteten Stapel einstrich, und Dov sah, wie ihr Flammenopal unter seiner Hand verschwand. Der Pöbel in der Herberge, der zugesehen hatte, verlieh seiner Unzufriedenheit geräuschvoll Ausdruck; Magier waren nicht beliebt in der Gegend. »Es ist nicht möglich«, stöhnte Rion. »Er muß gemogelt haben.«

»Das hat er nicht, und du weißt es«, versetzte Dov bissig und schüttelte sich den unordentlichen Schöpf strähniger hellroter Haare aus den Augen. »Oh, wie konnte ich mich nur von dir beschwatschen lassen! Dauernd läßt du dich auf solche unsinnigen Risiken ein, und jetzt hast du meinen Opal verloren! Warum habe ich bloß auf dich gehört?«

»Es war genausogut deine Idee wie meine. Leichte Beute, hast du gesagt. Ich wollte schon vor einer Stunde nach Hause gehen, aber du hast darauf bestanden, daß wir noch eine Runde mitmachen. Nur noch einen Wurf, so lange uns das Glück treu bleibt.« Im rauchigen Licht der Schenke glänzten seine dunklen Augen. Dov sprang auf. Er hatte natürlich recht, aber das machte es auch nicht besser.

Rion gab nach. »Es tut mir leid, Liebes. Ich weiß, wieviel dir der Opal deiner Mutter bedeutet, und ich hätte auch nicht – aber jetzt ist nichts mehr zu machen. Aus und vorbei.« »Es gibt noch ein paar andere Sachen, die aus und vorbei sind.« Sie steuerte auf die Tür der Schenke zu, und die Menge machte ihr mitfühlend Platz.

»Im Interesse des Haussegens«, bemerkte der Magier mit seiner präzisen, trockenen Stimme, »könnnten wir das Spiel vielleicht fortsetzen...« Er machte eine Handbewegung, und der Flammenopal lag einsam auf dem rohen Holztisch und schimmerte scharlachrot und golden. Dov blieb stehen und vermied es, Rion in das betroffene Gesicht zu schauen. Sie hatte gewiß nicht erwartet, die Anteilnahme des Magiers zu erregen, aber vielleicht konnte sie etwas daraus machen. Wenn sie ihn in ein Gespräch verwickeln konnte, bestand auch die Chance, ihn zu irgendeinem Handel zu überreden. Er war kein Sterblicher, aber das würde keinen Unterschied machen. Sie setzte sich wieder hin.

»Vielleicht könnten wir, wenn du dafür sorgst, daß es sich für uns lohnt.«

»Dov«, zischte Rion. »wir haben nichts mehr.« Sie brachte ihn zum Schweigen, die Augen noch immer auf den Magier geheftet.

»Für Glücksspiele hast du nichts übrig?« fragte der Zauberer.

»Jedenfalls viel weniger als für Geschicklichkeitswettkämpfe.«

»Aha.«

»Zum Beispiel«, sie lehnte sich nach vorn, stützte die Ellbogen auf und studierte die rußgeschwärzte Decke, »hast du damit geprahlt, daß es ein paar Dinge gibt, die Sterbliche einfach nicht fertigbringen. Wenn ich nun wirklich etwas davon hätte...«

»Dann würdest du Gold aus Blei machen?«

Die trockene Stimme roch förmlich nach Erheiterung.

Dov zuckte die Achseln. »Fordere ich dich vielleicht heraus, ehrliches Eisen zu verwandeln, das du nicht berühren darfst, damit du deine Zauberkraft nicht verlierst? Nein, ich dachte an etwas, das sich ohne magische Unterstützung erledigen läßt.«

»Dann lohnt es wohl kaum das Wetten.«

»Wie wäre es mit einer Durchquerung der Turgianischen Marschen an einem einzigen Tag?« Dov hob die Stimme, damit der Pöbel im Wirtshaus ihre Worte hören und bezeugen konnte. Das Rückgrat des Magiers versteifte sich merklich.

»Das kannst du nicht. Kein Sterblicher kann es.«

»Ich tue es – für meinen Opal und zehn Goldstücke.«

»Mach's nicht!«, sprudelte Rion heraus. »Kein Stein ist so ein Wagnis wert. Du kommst nie lebendig heraus. Weißt du denn nicht, was für Scheusale in den Sümpfen lauern?«

»Natürlich weiß ich es, genausogut wie du. Peitschenpflanzen, Werfuchse, Treibsand, Vampirbäume. Stimmt es?« fragte sie den Magier.

»Eine grobe Schätzung. Die Vampire sind eine Legende, und du hast vergessen, die Fallenspinnen zu erwähnen.«

Dov wurde blaß. Sie haßte Spinnen und hatte sie unbekümmert vergessen.

»Du siehst, wie unmöglich es ist!«, meinte der Magier.

»Diese guten Leute hier haben mein Angebot gehört und auch, daß du gesagt hast, ich könnte es nicht schaffen!«, erwiderte Dov.

»Sollen sie auch hören, wie du vor einer bloßen Sterblichen kneifst?«

Langsam schüttelte der Magier den Kopf. »Wenn du überlebst und die Zeit nicht überschreitest, gehört der Opal dir... und das Gold auch.«

Morgendämmerung sickerte schwach und gelb durch die versprengten Bäume am Rande der Turgiam'schen Marschen, als Dov die Schnürbänder ihrer Rennstiefel neu festzurrte und das Messer in seiner versteckten Scheide prüfte. Rion trat von einem Fuß auf den anderen und hielt mit sichtlicher Anstrengung den Mund. »Es ist ja nicht so, daß ich noch nie in den Marschen gewesen wäre!«, fuhr sie in ihrer Rede fort. »Als ich für den alten Hammach drüben in Deever den Kurier spielte, habe ich sie dauernd als Abkürzung benutzt. Die meisten Scheusale sind nicht halb so übel wie ihr Ruf.« Sie richtete sich auf, schüttelte das Lederwams bequemer zurecht und begann eine abschließende Inspektion ihrer Gürteltaschen. »Hör zu, Dov...«

»Hör du lieber zu. Vielleicht habe ich an Kondition verloren, seit ich mich mit dir und deinen verrückten Handelsplänen eingelassen habe. Aber ich kann immer noch schneller rennen als alles, was in diesen Sümpfen haust. Was glaubst du wohl, warum man die Dingere Sumpfkriecher nennt? Bestimmt nicht, weil sie so schnell sind. Außerdem kenne ich ein paar Tricks.«

»Das ist ja das Problem. Du kannst einen Sumpfkriecher nicht an der Nase herumführen wie ein menschliches Opfer. Du glaubst, du legst den Magier herein, aber er ist es, der dich erwischt hat, und nicht umgekehrt.«

Wie von diesen Worten herbeigezaubert, kam der Magier, wie am Vortag in staubigen Purpur gekleidet, über das Gras geschritten. Die Stimme, die aus der verdunkelten Kapuze

ertönte, war spröde wie uraltes Pergament.

»Mensch, du bist entweder tollkühn oder etwas Besonderes, möglicherweise beides. Ich werde dich bei Sonnenuntergang auf der anderen Seite der Marschen erwarten. Ob du dort an kommst, ist freilich etwas ganz anderes.« Dann verschwand er mit der üblichen Rauchwolke.

»Dov, es ist nur ein Spiel für ihn«, beharrte Rion. »Wahrscheinlich hat er uns nur um deinen Opal betrogen, um dich zu dieser albernen Wette zu zwingen. Der Stein ist nicht dein Leben wert.« «Um so besser. Erinnerst du dich, wie du Eis nach Verbourg geschafft hast, nur weil Rainold sagte, es sei unmöglich? Die fünf Goldsäcke waren schön, aber du hättest es auch so getan.«

»Ich habe ja auch nicht riskiert, von einem Werfuchs gefressen zu werden!«

Dov lachte. »Rion, ich verspreche dir, wenn mich da draußen irgend etwas frisst, dann kein Werfuchs. Er könnte mich gar nicht fangen, und wenn er sich noch soviel Mühe gäbe.« Sie sprang leichtfüßig über den Grenzstreifen des Sumpfes und rief zurück: »Sie haben nämlich keine Füße!«

Den Vormittag über kam Dov gut voran. Sie hielt sich an das Netz von Wildpfaden, die die Marschen durchzogen. Mühelos umging sie die Treibsandlöcher mit ihrer Decke aus leichter Erde und dem sicheren, saugenden Tod darunter. Die Sonne stieg höher und schien fahl durch dichter werdende Wolken. So verlassen der Sumpf auch aussen mochte, er wimmelte von heimtückischem, fleischfressendem Leben; kein Ort für Unaufmerksame. Bei ein paar Dornbüschchen sah sie einen zusammengerollten Werfuchs. Zuerst erregte sein Winseln, dessen Tonfall Raubtiere in die Falle locken sollte, ihr Mitleid. Er sah ganz wie ein kleines, verletztes Tier aus, als er sie aus glänzenden, bittenden Augen ansah, die giftigen Saugballen vorsichtig unter den pelzigen Flanken verborgen. Sie lachte über seine geheuchelte Wehrlosigkeit und ging weiter.

Mit den Peitschenpflanzen stand die Sache anders. Sie hatte eben ihr Mittagessen beendet, saß auf einer Salzgrasinsel und gratulierte sich zu der hervorragenden Zeit, die sie bisher gutgemacht hatte. Als sie von dem Hügelchen hinunterstieg, verdrehte sie sich im schlüpfrigen Gras den Knöchel und stolperte in ein Gewirr von Zweigen. Es dauerte einen Augenblick, bis sie merkte, daß der Griff um Arme und Haare kein Zufall war.

Inzwischen wurde sie bereits energisch festgehalten. Dov trat heftig mit dem Stiefel nach dem Gestüpp. »Laß mich los, du blöde Pflanze!« Die geschmeidigen Ranken umzingelten sie, fest und elastisch und viel zu stark, als daß sie sie hätte zerreißen können. Sie fühlte ein leichtes, unwiderstehliches Ziehen auf den Hauptstamm zu.

»So etwas Dummes!« keuchte sie. Gerade wenn alles so gut lief, sollte sie von einer Pflanze gefressen werden! Sie wand sich in den Zweigen und spürte, wie sie nachgaben und dann gleich wieder fester anzogen. Sie wurde leicht in die Höhe gehoben und ihre Füße rutschten ohne Halt zu finden über die trockene Erde. Ein Blick auf den Stamm zeigte ihr eine pulsierende Ausbuchtung, die aus der dunkelbraunen Rinde herauswuchs. Ein rosagezackter Schlitz öffnete und dehnte sich, gierig gekräuselt. Dov begriff, daß sie schnell handeln mußte und hob das rechte Knie, um das Messer aus der Scheide zu reißen. Die Pflanze nutzte diese Bewegung aus, Dov näher heranzuziehen. Das Mädchen machte einen Satz auf den Stamm zu und riß sich dabei los, denn die Pflanze war nur darauf

ingerichtet, andere Lebewesen an der Flucht zu hindern, nicht aber, sie abzuwehren. Schreiend stieß Dov der Peitschenpflanze das Messer ins rötliche Herz. Zweige peitschten mit jäher, zerrender Gewalt auf sie ein. Dann fielen die Ranken von ihr ab, während die Pflanze die Luft mit pfeifenden Klagelauten erfüllte. Dov richtete sich auf, vor Glück ganz benommen. Die Pflanze war nur auf Widerstand vorbereitet, und Dovs Direktangriff hatte dem Mädchen das Leben gerettet. Den Messergriff immer noch fest umklammernd, rannte Dov, bis ihr Atem in schmerzhaften Stößen ging und sie die Qual der Pflanze nicht mehr hören konnte. Sie lief gebeugt, ihre Seiten stachen und wogten, aber obwohl ihre Schenkel zitterten, hielt sie sich auf den Beinen. Allmählich beruhigte sich ihr Atem, und sie prüfte ihre Klinge, bevor sie sie wieder einsteckte. Auf dem Metall fand sich keine Spur von Pflanzensaft, aber trotzdem wischte sie es sorgfältig an einem Büschel Kräutergras ab.

Von da ab bewegte sie sich vorsichtiger. Ihre Stimmung hatte sich verdüstert. Die Wolkendecke hielt die Hitze ab, und etwas später wurde es kühl. Dov marschierte energisch weiter, Trab-und-Lauf, wie sie es gelernt hatte, und die sportliche Übung hielt sie warm. Sie begann sich zu überlegen, daß sie die Wette vielleicht doch gewinnen könnte, und wäre es nur, um die Nacht nicht in den Marschen zubringen zu müssen. Es würde lange dauern, bis sie sich noch einmal über deren Gefahren lustig machte. Sie sah das erdbraune Plasmagebilde, das in seinem rohen Graben lag, erst als es zu spät war und sie schon die unnatürlich glatte Böschung hinunterrutschte. Wumm! Sie prallte so hart auf den Untergrund auf, daß ihre Zähne aufeinanderschlügen. Lautlos schlossen sich die Backen der Falle um ihren rechten Oberschenkel.

Dov schob sich auf den Ellbogen hoch. Von der Wucht des Sturzes dröhnten ihr die Ohren. Es erinnerte sie unangenehm an die Zeit, als Rion sie herausgefordert hatte, den Eissee von Whelan zu überqueren (den Ursprung des Eises, das sie nach Verbourg geschafft hatten) und sie sich zwei Rippen gebrochen hatte, als sie auf der unnachgiebigen Eisfläche hingefallen war.

Dort, wo sie gestürzt war, stach es in ihrer Hüfte, aber die Plasmafalle hielt sie so fest, daß sie sich nicht auf die andere Seite rollen und so den Schmerz lindern konnte. Es gelang ihr jedoch, sich aufzusetzen, sich umzusehen und voller Grauen zu begreifen, wo sie steckte. Zum ersten Mal dachte Dov, daß Rion recht und sie ihr Leben leichtfertig aufs Spiel gesetzt hatte. Das hier entsprach nicht ihrer Vorstellung von einem angemessenen Ende – einsam im Bau einer Fallenspinne zu sterben. Sie hatte geglaubt, den Magier überlisten zu können, indem sie sich auf ihr Glück und ihre magere Erfahrung verließ, unterstützt durch grenzenloses Selbstvertrauen. Aber aus dieser Falle konnte sie sich nicht herausreden. Das Rollen von Donner veranlaßte sie, zum Himmel aufzublicken. Das alles und dann noch ein drohendes Gewitter! dachte sie angewidert. Die seichte Grube, in der sie lag, würde sie kaum vor Wind oder Regen schützen.

Dov würgte ein zorniges Aufschluchzen hinunter, das sowohl ihr selbst als auch der halblebendigen Falle galt, und stach mit den Fingern danach. Das Plasmawesen gab unter dem Stoß nach, aber seine rauen Saugnäpfe packten ihre Lederhosen nur noch fester. Wenn sie etwas dazwischenschlieben könnte, war sie vielleicht imstande, den Griff zu lockern, aber sie hatte kein Schmiermittel, das es ihr leichter gemacht hätte und kam auch

nicht an das im Stiefelaufschlag des eingeklemmten Beins versteckte Messer heran. Wieder ein Donnerschlag. »Ach, hör auf!« schrie Dov, deren Fingerspitzen anfingen, sich genauso aufzureiben wie ihre Geduld. »Wenn du nicht helfen kannst, dann halt deine verdammte Nase aus der Sache heraus!«

»Was sagst du da?« polterte eine Stimme von oben.

Sie schielte hinauf. »Das hast du nicht gesagt.«

»O doch, Kleine. Hast du denn nie von Kronk gehört, dem großen und ruhmreichen Sturm-gott?«

»Sturm-gott, na und? Ich darf wohl nicht annehmen, daß du mich aus diesem verfluchten Ding hier herausholen kannst, bevor seine Besitzerin mich einsammeln kommt?«

Fallenspinnen sollten, so behaupteten die wenigen, die eine Begegnung mit ihnen überlebt hatten, zehn Beine und die Größe eines Molosserhundes haben und Fleischfresser sein.

»Ha!« rollte der Donner. »Als ob du groß genug wärst, überhaupt von mir beachtet zu werden.«

Dov machte die Lippen schmal, um ein Lächeln zu verbergen. Was konnte nach Rion und dem Magier noch schwierig dabei sein, mit einer simplen Wettergottheit fertig zu werden?

»Natürlich«, stimmte sie zu. »Ich bin nur eine unbedeutende Sterbliche, kaum der Beachtung wert. Aber du bist ja wohl auch kein richtiger Sturm-gott.«

Donner rollte über den Himmel, der sich verdunkelte. Wolken ballten sich zusammen, um sich vor die Sonne zu schieben. »Kein richtiger Sturm-gott? Ich werde dir zeigen, wer hier richtig ist!« Dov wartete, bis der Lärm sich gelegt hatte und man ihre Stimme hören konnte. »Ich bin nur ein schwacher Mensch, der nichts von den Taten der Mächtigen weiß. Aber ich bin immer davon ausgegangen, daß echte Götter Dinge tun wie zum Beispiel Berge spalten oder Meere versetzen. Du könntest nicht einmal etwas so Kleines wie mich versetzen.«

»Dich versetzen? Ein armseliges kleines Fleischbröckchen wie dich? Ich habe ganze Heere vor mir hergefegt! Nichts leichter als das.«

Ohne Vorwarnung traf sie der Wind und trieb ihr das Blut in die Wangen. Aber das Plasmawesen war im Boden der Grube sicher verankert, und selbst Kronks gezielte Böen konnten es nicht losreißen. Endlich ließ der Sturm so weit nach, daß sie rufen konnte: »O großer Kronk, jetzt glaube ich an deine Macht. Es steht meinesgleichen nicht an, die Götter herauszufordern. Bestraf mich für meine Schamlosigkeit nach deinem Willen – verbrenne mich, donnere auf mich hernieder...«

Die ersten paar Regentropfen trafen sie wie Kieselsteine. Weitere fielen, stürzten sich auf sie und stachen in Gesicht und Arme, genügten jedoch nicht, ihre Lederhosen so durchzuweichen, daß sie glitschig wurden. Wasser begann von ihrer Nase zu tropfen. Dov warf den Kopf zurück. »O mächtiger Kronk, tu mit mir, was dir beliebt, nur bitte nicht das! Tu alles, nur mach mich nicht naß!«

»Naß? Ich werde dir zeigen, was naß ist!«

Der Regen kam in Schwaden, und sie war schnell völlig durchweicht. Dov hielt die Hände auf, um mit ihrem Inhalt den eingeklemmten Schenkel zu bespritzen. Unter dem aufweichenden Plasmawesen glitt das Leder ein Stück zur Seite. Die Grube füllte sich langsam mit Wasser, und Dovs Finger schoben sich unter die Backen der Falle. Nur noch

ein paar Sekunden.

Halbschwimmend stemmte sie sich gegen die Wand der Grube und schaute auf. Über sich sah sie schwarz und haarig die Fallenspinne stehen und mit den Kinnbacken klappern. Entsetzen schüttelte sie. Sie hatte ihr Spiel gespielt, sich auf Kronks Stolz und Dummheit sowie auf seine rohe Kraft verlassen — und verloren. Über ihr ragte der Tod, insektenhaft und übelriechend. »Verflucht sollst du sein, Kronk, altes Regenfaß!« kreischte sie. »Du bist nichts weiter als ein schwächlicher Scharlatan! Du hast mich immer noch nicht bewegt!«

Die Antwort war ein Sturzbach, der sie auf einer Flutwelle nach oben hob. Dov stemmte sich ein letztes Mal gegen die Falle, die von ihrem Bein abglitt. Sie hielt die Luft an, krümmte sich unter Wasser und griff nach ihrem Stiefelmesser. Das Wasser spülte sie an den Rand der Grube. Im selben Augenblick sprang die Spinne hinunter und begann auf sie zuzuwaten.

Als sie sich mühsam aufrichtete, rutschte das Ungeheuer im glitschigen Schlamm aus und versank in einer Windmühle tobender Beine. Sie zögerte einen Augenblick, sah dann aber ein, daß die Spinne, selbst wenn es Dov gelang, aus der Grube herauszuklettern, bald wieder auf die Füße kommen und sie verfolgen würde. Auf diese Art konnte sie nicht entkommen. Sie mußte die Spinne an Ort und Stelle erledigen wie die Peitschenpflanze. Trotz des Gestankes eines völlig durchnäßten Tieres von unreinlicher Lebensweise zwang sich Dov, näher heranzugehen. Der nasse, kugelförmige Leib glänzte wie eine mit vielfach verschlungenen roten Adern überkrustete, obszöne Perle. Ein haariges Bein traf sie unterhalb des Zwerchfells. Sie rang nach Atem und spuckte Galle, packte jedoch das ekelreregende Glied mit der freien Hand und ließ ihr Ziel nicht aus den Augen. Als merke die Fallenspinne Dovs Absicht, schlug sie mit verdoppelter Wut um sich. Sie schnappte mit den giftigen Fängen und mühte sich, an Dov heranzukommen. Diese schlängelte sich noch näher und rammte die Klinge in den entblößten Bauch. Ein schneller, ruckartiger Schnitt quer durch die empfindlichen, ungeschützten, lebenswichtigen Körperteile, und die Riesenspinne verfiel in Zuckungen. Schon spülte der Regen ihr Blut von Dovs Klinge. Das Mädchen stand zitternd da und konnte es kaum fassen, wie schnell das Geschöpf den Tod gefunden hatte.

Lange Augenblicke später steckte Dov das Messer ein und wischte sich mit Regenwasser vermischt Tränen der Erleichterung vom Gesicht. Sie begann über die Wohltaten eines sinnvoll inszenierten Wettergottheit-Kultes nachzudenken. Zuvor aber ein kleiner Versuch...

»O würdiger Sturm-gott! O großer Kronk! Höre die Worte einer kleinen Sterblichen! Wahrlich wärest du mächtig auf Erden, hättest du nicht einen kleinen Fehler. Deine andächtigen Verehrer werden es ungeheuer satt bekommen, ständig naß zu sein. Ein Jammer, daß du nicht die Macht hast, zu beenden, was du angefangen hast!«

Regenbogen grüßten sie, als sie lachend weiterrannte, um sich ihren Flammenopal zurückzuholen.

## L. D. WOELTJEN

*Für gewöhnlich mache ich mir nichts aus Geschichten über Diebe; im Kampf zwischen Gesetz und Chaos stehe ich fast immer auf Seiten des Gesetzes. Aber ich bin jederzeit bereit, alle meine ungeschriebenen Gesetze und Vorurteile für einen Autor über Bord zu werfen, der es fertigbringt, mich weiterblättern zu lassen, und für eine Gestalt, die meine Aufmerksamkeit derart fesselt, daß ich wirklich weiterlesen möchte, anstatt nur pflichtschuldigst Manuskriptseiten umzuwenden. Ein solcher Autor, weiblich oder männlich, kann auch eine Heldenin haben, die eine Hexe ist oder ein Haremstmädchen oder sogar ein Roß.*

*Über Linda Woeltjen weiß ich nur, daß sie in ›Windschwester‹ mit der anrührenden Erzählung ›Um so schlimmer‹ vertreten ist, und daß sie eine ganz eigene Art hat, mit einer Handlung und ihren Figuren umzugehen. – MZB.*

## Stirb wie ein Mann

Er wird meine Hand nehmen, dachte Arista und versuchte sich loszureißen, als er sie am Kragen packte.

»Ich hab gesehn, wie er Euch die Hand in den Geldbeutel gesteckt hat«, rief der Straßenhändler beinahe fröhlich. »Hackt ihm die Hand ab, das ist Euer Recht. Das Gesetz sagt es.« Sie sah, wie der von ihr als Opfer Auserkorene ganz leicht die Hand auf den Schwertgriff legte. Sie schluckte hart und überlegte, ob sie ihre Verkleidung abwerfen sollte. Sicher würde er einer Frau gegenüber nachsichtiger sein.

»Bitte«, flehte sie, und ihre Hand tastete nach der Vorderseite ihres Hemdes. Der Mann, der sie ertappt hatte, achtete nicht darauf.

»Es ist doch nur ein Junge«, sagte er zu dem Händler. »Pack du mir lieber meine Einkäufe zusammen.« Mit finsterer Miene folgte der Händler den Anweisungen seines Kunden. Erst jetzt bemerkte Arista die Menschenmenge, die zusammengelaufen war, um ihre Bestrafung zu sehen. Auch in ihren Gesichtern stand Enttäuschung. Sie blickte sich in der Menge um, bis sie zwei zerlumpte Kinder entdeckte, die sich durch das Gedränge schoben. Taz, ihr Freund und Mentor, hielt seine kleine Schwester an der Hand. Auf Aristas fragenden Blick zuckte er die Achseln und biß sich auf die Lippen.

Das winzige Mädchen neben Taz riß weit die Augen auf, als sie Arista erkannte, von einem erbosten Fremden am Kragen gepackt und von giftig blickenden Städtern umringt. »Oh, Rista«, jammerte Anja, bevor ihr Bruder ihr den Mund zuhielt und so die letzte Silbe erstickte. »Rist, ist das dein Name?« fragte ihr Ergreifer.<sup>4</sup>

Er hielt sich wie ein Soldat, trug jedoch keine Uniform. »Genau der richtige Name für einen Taschendieb.« »Und wenn's mit rechten Dingen zugeinge, war das auch alles, was man ihm lassen sollte«, knurrte der Händler und reichte dem Soldaten ein Bündel. Er hielt die Hand auf und erhielt zwei der Silbermünzen, die Arista diese mißliche Lage eingebrockt hatten. Sie ließ den Kopf hängen und hoffte, wenn sie Reue zeigte, würde sie mit ein paar Fußtritten davonkommen.

Plötzlich gab der Soldat Aristas Hemdkragen einen Ruck. Sie sah zu ihm auf und wartete darauf, beschimpft oder verprügelt zu werden.

»Also«, sagte er boshaft grinsend, »schuldest du mir eine Hand.« Die Menge hatte sich zu zerstreuen begonnen, aber diese Worte veranlaßten mehrere Leute, stehenzubleiben und sich hoffnungsvoll umzuschauen. »Ich denke, ich habe mehr davon, wenn sie an deinem Knochengestell von Körper dranbleibt. Komm mit, Junge.«

Ohne sich um das Murren der Zuschauer zu kümmern, schleppte der Soldat Arista, die er immer noch am Hemd festhielt, die Straße hinunter bis zum Stall. Er stieß sie durch die Stalltür, daß sie stolperte und über den mit Stroh bestreuten Boden rutschte. Mit dumpfem

---

<sup>4</sup> Rist = Hand–oder Fußgelenk (A. d.Ü.)

Knall landete sie an einer Boxwand neben einem Proviantstapel. Der Mann legte das Bündel des Händlers neben den Stoß. »Wir reiten bei Sonnenaufgang, Rist«, erklärte er und brachte ihr dann einen Armvoll großer Lederbeutel. »Fang an, diese Satteltaschen zu füllen.«

»Jawohl«, sie suchte nach einem passenden Titel, »Gebieter.« Er schnaubte, kniete neben ihr nieder und zeigte ihr, wie die Satteltaschen gepackt werden mußten. Sie betrachtete den vielen Proviant, den er bereitgelegt hatte. »Das reicht ja für ein ganzes Heer!« rief Arista. Der Soldat lachte laut. »Nur ein Spähtrupp, Junge. Draußen in den Bergen warten meine Kameraden auf diesen Nachschub. Paß also auf, was du tust.«

Arista hatte bis zur Erschöpfung gearbeitet, um das getrocknete Fleisch, das Dörrobst und die Hartkuchen in den Satteltaschen zu verstauen. Sie mußte so dringend schlafen, daß der Gedanke an Flucht gar nicht aufkam. Zusammengerollt lag sie im Stroh und achtete kaum darauf, daß der Soldat gleich daneben seine Schlafdecken ausbreitete.

Als jemand sie an der Schulter packte und wachrüttelte, dachte Arista, es wäre der Soldat, der weitere Arbeit für sie hatte. Sie schlug die Augen auf, aber im Stall war es dunkel.

»Ich bin's, Rista«, sagte die dunkle Gestalt, die neben ihr hockte, mit Taz' Stimme.

»Komm schnell! Er ist auf den Abritt gegangen. Jetzt kannst du fliehen.«

Taz zupfte sie am Ärmel, aber Arista streifte seine Hand ab. »Nein, Taz. Das hier ist meine Chance, aus der Stadt hinauszukommen.«

»Aber du warst hier in Sicherheit. Die Leute, denen du weggerannt bist, haben dich bisher nicht gefunden. Es sind jetzt schon sechs Monate. Glaubst du, daß sie dich immer noch suchen?« »Wahrscheinlich nicht, aber es kann immer sein, daß mich jemand erkennt.

Wenn ich von hier fortgehe, kann ich frei sein. Ich werde euch vermissen, dich und Anja und die anderen, aber ich habe immer vorgehabt, die Stadt bei der ersten Gelegenheit zu verlassen.«

Sie hörten Schritte von draußen.

»Geh schnell«, flüsterte Arista. Sie fühlte, wie Taz ihren Arm drückte und lauschte dann, wie er sich im Dunkeln an dem Soldaten vorbeischlich. Wenn der Mann etwas hörte, hielt er es wahrscheinlich für die Stallkatze oder die Mäuse, die sie jagte. Arista lag still, als der Mann sich wieder auf seinen Schlafdecken niederließ.

*Ich werde Taz vermissen*, dachte sie. Er hatte Arista an dem Tag gefunden, an dem sie fortgelaufen war. Sie hatte sich in einer Gasse versteckt, wenn auch nicht aus Angst vor Verfolgung. Ihre Schwiegereltern würden froh sein, sie loszusein. Aber sie hatte nie über die Flucht aus dem Haus hinausgedacht. Als sie jetzt, in die Lumpen einer Dienstmagd gekleidet, auf der Straße stand, wußte Arista nicht, wohin sie gehen sollte. Was sollte sie essen? Wo würde sie schlafen?

Durch die Gasse, in die Arista sich geflüchtet hatte, kam ein zehnjähriger Junge, gefolgt von einem kleinen Mädchen. Er war auf der Suche nach verwertbaren Abfällen und fand es lustig, unter dem Fortgeworfenen eine junge Frau zu finden. Er war ihr Freund geworden, hatte ihr zu essen gegeben und sie eingeladen, bei seiner Familie zu wohnen. Familie! Arista mußte lachen, wenn sie daran dachte, wie sie zum ersten Mal den Haufen Straßengören gesehen hatte, die von Taz behütet wurden. Es waren ältere Kinder als er darunter, aber Taz war der Klügste. Er diente der Gruppe als Anführer, verteilte Pflichten

und wachte über ihre Ausführung. Kinder, die niedlich, aber rührend aussahen, wie Anja, gingen betteln. Wer flinke Finger hatte, stahl. Die Redegewandten verkauften den Teil der Beute, den die Kinder nicht selbst brauchen konnten. Schnellfüßige Jungen vermieteten sich für Botengänge. Taz brachte Arista bei, wie ein Junge zu gehen und aufzutreten. Er half ihr, einen losen Anzug zu finden, der den kleinen Busen und die fraulichen Hüften versteckte. Er zwang Arista, als Junge zu leben, schalt sie aus, wenn sie zierlich in die Hand hustete und machte sich lustig, wenn sie sich zu höflich ausdrückte. Außerdem prüfte Taz ihre Fähigkeiten und stellte fest, daß sie über Schnelligkeit und Geschick eines erstklassigen Taschendiebes verfügte.

Taz schickte die anderen Kinder an ihre Aufgaben, während er selbst bei Anja blieb. Das kleine Mädchen jammerte herzzerreißend, und Taz hielt Augen und Ohren offen. Er entdeckte Opfer für die Diebe, fand Kunden für die Läufer und paßte auf, ob es irgendwo Ärger gab. Auch heute hätte Taz Arista längst geholfen, ihrer Gefangenschaft zu entkommen, wäre das Opfer nicht ein Ziel gewesen, das nicht Taz ausgesucht hatte. *Taz hätte nie zugelassen, daß ich einen Soldaten zu berauben versuchte*, gestand Arista sich ein. *Er nimmt nur fette Kaufleute und alte Witwen. Ich hätte ihm wenigstens sagen sollen, was ich vorhatte. Er hätte irgendeinen Auflauf inszenieren und mir beim Wegrennen helfen können.*

Arista hatte selbst schon bei mehreren Rettungsversuchen mitgemacht. Taz hätte zum Beispiel ein Paket von der Bude des Händlers auf Anja fallen lassen können. Sie hätte geschrien wie am Spieß und so die Aufmerksamkeit von Arista abgelenkt. *Ich bin ein törichtes Risiko eingegangen*, dachte Arista. Sie erinnerte sich an den Anblick eines bestraften Diebes, dessen abgehackte Hand im Staub lag. *Trotzdem werde ich diese Chance nutzen, um endlich aus der Stadt herauszukommen*. Sie lächelte in die Dunkelheit. Die Sonne ging gerade erst auf, als der Soldat sie aus dem Schlaf rüttelte. Sie rieb sich die Augen und versuchte aufzuwachen. Blinzeln schaute sie auf vier bereits mit den von ihr gefüllten Satteltaschen beladene Maultiere.

»Ein Straßengör wie du wird wohl kaum reiten können«, sagte der Soldat.

Sie schüttelte den Kopf.

»Diese Tiere sind langsame, ungeschickte Geschöpfe. Halt dich nur fest, ich führe dich.« Er half ihr, auf den Rücken des am leichtesten beladenen Maultiers zu klettern. »Ich glaube nicht, daß er unter dir zusammenbrechen wird«, lachte er. »Wie alt bist du?« »Zwölf«, log sie. Taz hatte ihr beigebracht, daß es sicherer war, sich als zwölfjähriger Junge anstatt als Mädchen von fünfzehn auf der Straße herumzutreiben.

»Na, dann hast du ja noch viel Zeit zum Wachsen.« Er sah zu ihr auf und schien sich etwas zu fragen. Sie fragte sich, ob er ihre Verkleidung durchschaut hatte.

»Da, wo ich herkomme, gibt es wenig Rotköpfe«, meinte er endlich. »Und die wenigen, die wir haben, na ja, die sind wie Könige.«

»Darum bist du hier nicht daran gewöhnt, wie? Sonst hättest du mir das hier abgehackt«, erwiderte sie und hob die schuldige Hand.

»Kinder mit Kupferhaaren sind in dieser Stadt so gewöhnlich wie kleine Münzen.«

Er konnte sich nicht lange genug aufgehalten haben, um festzustellen, daß das nicht ganz stimmte. Jetzt bestieg er sein Pferd. Bald würden sie die Stadt und Aristas Vergangenheit

hinter sich gelassen haben. Für immer, hoffte sie.

Nein, sie bedauerte diesen Wink des Schicksals nicht. Vielleicht würde sie Taz und Anja vermissen, aber dafür war sie in Sicherheit. Die Tage der Angst davor, erkannt und zu ihrer Familie zurückgeschickt zu werden, waren vorüber.

Auch den Namen Arista ließ sie mit der Stadt zurück. Jetzt war sie Rist, ein Dieb, ein Diener, oder, wenn sie es geschickt anfing, vielleicht ein Fechtlehrling.

Arista verbrachte ihren ersten Reisetag zusammengeduckt auf dem Rücken des Maultiers, an dessen Hals sie sich klammerte, während sie von einer Seite auf die andere geschüttelt wurde. »Sitz gerade«, kommandierte der Soldat, »halt dich mit den Beinen fest und bleib im Gleichgewicht. Sieh mich an.« Arista beobachtete, wie der Mann sich auf dem Pferderücken zurechtsetzte. Er ließ es so einfach aussehen. Sie versuchte seine Haltung nachzuahmen, hielt den Rücken gerade und merkte auf einmal, daß sie anfing hinunterzurutschen. Sie packte eine Handvoll Widerrist und schlängelte sich in ihre ursprüngliche Stellung zurück.

»Schätze, ich bin kein Reitlehrer«, bekannte ihr Gefährte. Sie fuhr fort, ihm zuzusehen. Es lag Anmut in der Art, wie er auf seinem Pferd saß und es nur mit kleinsten Bewegungen lenkte. Eigentlich ist er ein gutaussehender Mann, dachte sie, nachdem sie einen Teil der Furcht vor ihm verloren hatte. Er war dunkel wie die Männer der Küstenstämme, mit Augen, so graublau, wie sie sich das Meer vorstellte. Ich wette, er hat den Ozean gesehen und Berge und Wüsten...

»Gebieter?« sagte sie und imitierte den Tonfall, den ihr kleiner Bruder immer benutzt hatte, um seinen Hauslehrer Larvin um Abenteuergeschichten anzubetteln.

Der Soldat drehte sich zu ihr um. »Erzähl mir von den Orten, wo du gewesen bist.« Sichtlich geschmeichelt warf der Reiter sich in die Brust und holte tief Atem. Er erinnerte Rist einen Augenblick an die öffentlichen Redner, die an Straßenecken standen und im Auftrag des Königs sprachen. Bald merkte sie, daß er kein Geschichtenerzähler war. Seine Liste von Fahrten zu Eisgebirgen, durch Wüsten des Westens und über unendliche Meere blieb öd und farblos. Statt zu beschreiben, wo er gewesen war, zählte er die Männer auf, die er getötet und die Methoden, die er dabei angewendet hatte. Nur einmal weckte er wirklich ihr Interesse.

»Als ich in den Seekolonien kämpfte, habe ich auch einmal einer Kriegerin aus den Nassen Ländern gegenübergestanden. Sie hat ihr Leben nicht billig verkauft, das kann ich dir sagen. Bis dahin hatte ich immer gedacht, Frauenheere wären eine Legende.« »Du meinst, Frauen kämpfen? Genau wie Männer?«

»Vielleicht nicht genausogut wie Männer«, prahlte er, »aber sie geben sich alle Mühe. Diese eine war die einzige Schwertkämpferin, mit der ich selbst je gefochten habe, aber seitdem habe ich in anderen Heeren auch welche gesehen. Sogar mit einigen zusammen gedient. Sie reisen meist in Gruppen und bleiben auf dem Marsch unter sich.

Aber wo war ich stehengeblieben?« fragte der Soldat und nahm seine Aufzählung von Leben, dem er ein Ende gesetzt hatte, wieder auf. Rist wollte ihn nicht mißtrauisch machen, indem sie weiter nach den Kriegerinnen fragte. Sie hatte auch in Larvins Geschichten von ihnen gehört. Also können auch Frauen kämpfen, dachte sie mit einem Hochgefühl, dessen Grund ihr selbst nicht klar war.

Als der Soldat endlich mit der Liste seiner Tötungen fertig war, erinnerte sich Rist wieder an ihren kleinen Bruder und versuchte, die erregende Faszination, die jede Gefahr auf ihn ausühte, nachzuspielen.

»Und auf welche Abenteuer ziehen wir jetzt aus?« fragte sie ihren Gefährten.

»Keine Schatzsuche, Junge«, erwiderte dieser lachend. »Wir retten auch keine schönen Jungfrauen, so leid es mir tut, und kämpfen nicht mit Drachen, falls du dir so etwas vorgestellt hast.« Sein Gesicht wurde ernst.

»Weißt du, was ein Söldner ist, Junge?«

Rist schüttelte den Kopf.

»Wir sind Soldaten, aber nicht die Sorte, die du aus der Stadt kennst, woher du kommst. Wir verschreiben niemandem unsere Seele für eine Uniform und die Ehre, unserem Land dienen zu dürfen. Wir vermieten unsere Schwerter der Seite, die uns das meiste dafür bezahlt.«

Bevor Rist eine Antwort auf diese Erläuterung einfiel, wechselte der Mann das Thema. »Paß auf, du siehst schon viel mehr nach einem Reiter aus. Vielleicht lasse ich dich morgen einmal mein Pferd ausprobieren.« »Dürfte ich dann auch einmal dein Schwert versuchen?« bettelte Rist eifrig.

»Ganz wie ich selbst als Junge«, lachte der Mann. »Warum nicht?«

Der »Gebieter« – obwohl beide wußten, daß der Titel nichts weiter bedeutete als einen schmeichelhaften Scherz – hielt sein Wort. Als sie anhielten, um zu essen, nahm er sein Schwert heraus und gab es Rist.

»Du solltest wenigstens die Grundbegriffe kennen«, gab er zu. »Wenn man uns zwingt zu kämpfen, mußt du dich vielleicht verteidigen.«

Rist gefiel das Gefühl des Schwertgriffs in ihren Fingern, aber die Waffe kam ihr zu schwer vor. Als sie sie nach seinen Anweisungen schwang, knackte irgend etwas in ihren Handgelenken. Sie zuckte vor Schmerz zusammen, aber nachdem ihr Lehrer die Knochen abgetastet und die Hand ein paarmal hin und her geschnellt hatte, beruhigte er sie.

»Nichts Ernstes«, meinte er und riß einen Lappen in Streifen, mit denen er den schmerzenden Rist fest umwickelte. »Das kommt manchmal vor. Mein Schwert ist zu schwer für dich, vor allem bei diesen dünnen Handgelenken. Schmal wie bei einer Frau«, bemerkte er.

Rist wandte den Blick ab, und der Mann gab ihr einen Klaps auf die Schulter. »Kein Grund, sich zu schämen, Junge. Du wächst ja noch. Wenn du mit meinem Schwert arbeitest, werden die Handgelenke vielleicht sogar kräftiger. Du mußt nur darauf achten, daß du sie dir beim Üben jedesmal bandagierst, und zwar so fest wie jetzt. Das Umwickeln gibt ihnen einen gewissen Halt.« Rist beschwatzte ihn, sie jedesmal, wenn sie anhielten, mit dem Schwert üben zu lassen. Der Körper tat ihr vom Reiten und von der Arbeit mit dem Schwert weh, aber sie gab nicht auf. Als sie am fünften Tag das Lager erreichten, hatten ihr Geschick und ihre Entschlossenheit auf ihren Lehrer Eindruck gemacht.

»Nenn mich hier nicht ›Gebieter‹«, warnte er sie, als sie ins Lager ritten. »Ich bin nur einer von den Männern. Nenn den Hauptmann ›Hauptmann‹ und halt dich im übrigen an die Namen.« Bei diesen Worten nickte er einem untersetzten alten Mann zu, der ihnen

entgegenkam. Als der Mann näher trat und bei ihrem Gefährten stehenblieb, merkte Rist, daß er erst in mittleren Jahren stand. Die Furchen, die sein Gesicht durchzogen, ließen ihn älter aussehen. Sie konnte nicht sagen, wo die Narben aufhörten und die Falten begannen. Das graue Haar war ungekämmt und das Kinn zeigte einen mehrtägigen Stoppelbart. Der Mann entsprach nicht dem, was Rist sich unter einem Offizier vorgestellt hatte, aber er sprach mit Autorität. »Hast du den Proviant bekommen?« fragte er kurz. »Jawohl, aber der Preis war höher als erwartet, Hauptmann. An diesem Auftrag werden wir nicht viel verdienen«, beschwerte sich der Soldat.

»Und darum hast du gleich noch einen weiteren Mund zum Füttern mitgebracht?« erkundigte sich der Anführer grimmig. »Woher hast du das Kind?«

»He, Pell«, rief einer der Soldaten, die herbeigekommen waren, um die Maultiere abzuladen, »ich wußte gar nicht, daß dein Geschmack in diese Richtung geht!«

Pell warf dem Witzbold einen giftigen Blick zu. Er fand die Bemerkung nicht lustig. Dann antwortete er dem Hauptmann. »Hab den Jungen erwischt, als er mir in die Börse langte. Sie wollten, daß ich ihm die Hand abhacke.« Seine Lippen verzogen sich zu einer höhnischen Grimasse des Widerwillens. »Und das nennen diese Preisbetrüger dann Gerechtigkeit!«

»Barbarisch«, sagte der Hauptmann kopfschüttelnd. Er trat hinüber zu Rist, die sich mit den Stricken abmühte, die die Ladung ihres Reittiers festhielten.

»Na gut, Sohn«, meinte der Hauptmann und musterte sie einmal von Kopf bis Fuß, »du bist jetzt Soldat. Halt die Hände schön fleißig bei der Arbeit, verstanden?«

Rist nickte, schnüffelte und wischte sich die Nase mit dem Handrücken ab. Das war eine der aufreizendsten Angewohnheiten ihres Bruders gewesen.

Der Hauptmann drehte sich um und ging. »Komm mal her, Vidow«, flüsterte Pell dem Witzbold von vorhin zu, sobald der Hauptmann außer Hörweite war, »laß den Jungen abladen. Ich möchte dir von dieser Hure erzählen, die ich in der Stadt – äh –, er unterbrach sich, als er merkte, daß Rist die Ohren spitzte, »die ich ›besucht‹ habe.« »Ich wußte ja, daß ich mich zum Nachschubfassen hätte melden sollen«, knurrte Vidow. Rists Pflichten im Lager ließen ihr wenig Freizeit, aber so müde sie auch war, zwang sie sich doch zum täglichen Üben. Oft sah ihr Faron, einer der jüngeren Männer, zu, wenn sie die Übungen durchging, die Peli ihr gezeigt hatte. Dieses Publikum machte Rist nervös. Hatte er an ihrer Schwertarbeit etwas auszusetzen oder durchschaute er ihre Verkleidung? Eines Tages, als sie gerade versuchte, ihre Fußarbeit mit den Schwüngen der Klinge, die Pell ihr überlassen hatte, in Einklang zu bringen, trat Faron auf sie zu.

»Ich bewundere deinen Fleiß«, meinte er. »Du machst wirklich Fortschritte, Junge. Glaubst du, daß du jetzt soweit bist, es auch mit dem Schild zu versuchen?« Faron hielt ihr seinen Schild hin, seitlich, so daß sie den linken Arm durch die Riemen stecken konnte.

Zuerst achtete Rist auf Abstand zwischen Faron und sich, als er sich hinter sie postierte und mit dem eigenen Körper die Bewegungen vorgab, die sie ausführen sollte.

»Vorstoßen, mit dem Schild abfangen, Ausgangsstellung, Schild senken, vorstoßen«, deklamierte Faron, während er ihre Arme und Beine in die entsprechende Stellung brachte. Sie entspannte sich, als sie merkte, daß die Rolle des Lehrers Faron faszinierte.

Danach machte ihr der Unterricht Vergnügen. Eine Gelegenheit mehr, die Fechtkunst zu erlernen.

Vielleicht werde ich so gut, daß ich auch Söldnerin werden kann, malte sie sich aus. Dann brauchte ich nicht zu stehlen, um zu leben. Ich könnte einen ordentlichen Sold verdienen und gleichzeitig die Welt sehen. Erinnerungen an Stunden, die sie versteckt im Wandschrank ihres Bruders zugebracht hatte, stiegen in ihr auf. Ihre Mutter hatte ihr Interesse an den Geschichten des alten Larvin nicht gebilligt. Jungen durften ihre Zeit mit Geschichten von Heldenabenteuern vergeuden. Mädchen hatten praktische Dinge zu lernen. Was nützt es mir jetzt, daß ich sticken kann? fragte sie sich und schaute auf ihre schmuddligen, von Blasen bedeckten Hände.

Während sie im Lager ihrer Arbeit nachging, lauschte Rist den Reden der Männer und stellte ihnen, wenn sie es wagte, Fragen. Die Kämpfer prahlten alle gern mit ihren Großtaten. Sie hörte ihnen genau zu und ergriff jede Gelegenheit, sie zu bitten, die Schwerttechnik, um die es gerade ging, vorzuführen oder eine Methode der Spurensuche, die jemand erwähnt hatte, zu erläutern.

»Und was genau sollen wir nun eigentlich hier machen?« fragte sie eines Morgens Faron, als sie sich von einem gespielten Zweikampf ausruhten.

»Wir«, Faron betonte das Wort, um sie daran zu erinnern, daß sie ja für diesen Ausflug nicht bezahlt wurde, »sind von Baron Dusert gemietet worden, um die Straße zu bewachen. Der Baron beabsichtigt, die Stadt Bergfeste zu belagern und den dortigen Regenten abzusetzen. Unsere Aufgabe ist es, den Herrn der Feste daran zu hindern, Bündnisse mit anderen zu schließen, bevor Dusert seine Truppen einmarschieren lassen kann.« »Und welchen Anspruch hat der Baron auf die Stadt?« erkundigte sie sich.

»Er hat ein Heer – das ist alles, was er braucht«, erwiderte Faron. Als er merkte, daß Rist seine Bemerkung nicht witzig fand, wurde er ernst. »Es ist sogar sein eigener Bruder, den er stürzen will. Ihr Vater teilte sein Königreich unter die Söhne auf, anstatt seinem Ältesten, dem Baron, alles zu geben.«

»Lohnt es sich denn überhaupt für ihn, seinem Bruder einen so unbedeutenden Ort wie Bergfeste zu mißgönnen?« fragte Rist ohne nachzudenken.

»Und seit wann verstehst du etwas von Politik?« neckte Faron. »Der Baron ist einfach gierig. Er beschuldigt seinen Bruder, einen Aufstand zu planen.«

»Weiß der Herr der Feste, was ihm bevorsteht?« »Dusert hofft, daß er das nicht tut«, entgegnete Faron. »Aber für den Fall, daß der Herr der Feste davon Wind bekommt, läßt der Baron alle Routen von Bergfeste herunter von Söldnereinheiten wie unserer bewachen.«

»Wenn sie also Boten nach...« sie unterbrach sich, weil sie sich scheute, den Namen des Landes zu nennen, das sie hervorgebracht hatte, »wenn sie also Hilfe bei ihren Verbündeten anfordern wollen –«

»Dann halten wir sie auf«, antwortete Faron und zog sich lächelnd mit den Fingern einen Strich über den Hals. Sie war erschüttert über soviel Blutgier.

»Ist das nicht eine recht unwürdige Angelegenheit, für die ihr da euer Leben riskiert?« fragte Rist endlich. »Arbeit ist Arbeit«, war seine einzige Antwort.

Ich werde die Männer nie verstehen, dachte sie. Wie kann ich nur so tun, als wäre ich

einer? Ich mag vielleicht als Junge durchgehen, aber als Mann? Zu ihrer Erziehung, das wurde ihr jetzt klar, hatte doch mehr gehört als Kochen und Nähen. Ihre Mutter hatte sie gelehrt, das Leben zu achten. Die Aufgabe einer Frau war es, Leben auf die Welt zu bringen, es zu nähren und zu beschützen. Eine Frau mußte den Krieg hassen. Und trotzdem mußte sie bereit sein, Mann und Söhne fortzuschicken, damit sie ihr Leben für ihr Land gaben.

Plötzlich war Rist ganz verwirrt. Die Vorstellung, Soldatin zu werden, hatte etwas Aufregendes gehabt. Sie hatte vor lauter Freude an der Schwertkunst vergessen, daß deren wahrer Zweck der Tod war. Man hatte sie nicht von der Wiege an gelehrt, tapfer zu sein, nach der Vernichtung eines Gegners zu dürsten, den Tod als etwas Ruhmreiches zu betrachten.

Ich weiß jetzt, wie man mit einem Schwert umgeht, dachte sie, aber könnte ich es jetzt wirklich führen?

Am nächsten Tag meldete der Späher eine kleine Truppe, ein halbes Dutzend Reiter, die aus dem Osten, von Bergfeste, herunterkamen. »Keine Gnade, Männer!« befahl der Hauptmann, als sie vom Lager aufbrachen. »Wenn nur einer entkommt, werden wir uns gegen ein ganzes Heer wehren müssen.« Allein im Lager konnte Rist das hohe Wiehern verängstigter Pferde hören, das Rufen der Männer, das Klirren von Stahl. Sie war froh, daß sie das Gefecht nicht mitansehen mußte. Vielleicht habe ich Pell zu gern, dachte sie. Ich will nicht, daß er stirbt.

Mehrere lange Stunden vergingen, bevor die Männer zurückkehrten. Auch ohne Erfahrung wußte Rist, daß etwas nicht in Ordnung war. Als die anderen allmählich eintrafen, fühlte sie Erleichterung, auch wenn sie zerschlagen aussahen und überall mit Blut bespritzt waren. Sie sah, wie man einen Verletzten halb trug, halb auf die Lichtung schleifte und machte sich daran, bei der Versorgung der Verwundeten zu helfen.

»Pell!« rief sie, als der Soldat auf die Lichtung stolperte. »Bist du verletzt?«

»Nein!« grollte er. Seine Augen blitzten vor Zorn. »Ein Hinterhalt!« schrie er aufgebracht den Hauptmann an. »Warum hat der Späher den zweiten Trupp übersehen?«

»Er hat für seinen Irrtum bezahlt«, antwortete der Hauptmann ruhig und wischte sich das Blut vom Arm, um festzustellen, wieviel davon sein eigenes war. »Sie müssen vermutet haben, daß die Straße bewacht wurde. Die zweite Gruppe hielt sich absichtlich zurück.«

»Insgesamt haben wir drei Leute verloren, Hauptmann«, meldete Vidow. »Zwei weitere sind ernstlich verwundet.« »Immerhin haben wir uns wacker geschlagen«, meinte Faron. »Nur einer oder zwei sind mit heiler Haut davongekommen.« »Es braucht nur ein einziger zu überleben, um uns den Untergang zu bringen«, erinnerte der Hauptmann. »Höchstens zwei Tage, dann sind sie wieder da, um uns zu erledigen.« »Wenn ich mit dem Verband hier fertig bin, fange ich sofort an, das Lager abzubauen«, bot Rist an.

»Laß nur, Kleiner. Wir gehen hier nicht weg«, erwiderte der Hauptmann.

»Aber...« wollte sie einwenden. Fells wütender Blick ließ sie verstummen.

Später, als sie das Abendessen kochte, gesellte sich Faron zu ihr. »Hör zu, Junge«, sagte er gelassen und stocherte mit einem Stock im Feuer herum. »Niemand macht dir einen Vorwurf, wenn du wegläufst. Das ist nicht dein Kampf, und du bist fast noch ein Kind. Nimm dir heute nacht eins von den Maultieren und verschwinde.«

»Ihr werdet alle sterben«, sagte sie und machte ihre Stimme kalt, um nicht in Tränen auszubrechen. »Warum?«

»Das ist unsere Arbeit.«

»Damit irgendein gieriger Baron ein paar Tage mehr Zeit hat, seinem Bruder die Erbschaft zu stehlen? Lohnt es sich, dafür sein Leben zu opfern?«

»Still«, zischte er. »Rede nicht unser Schicksal herbei. Bis es soweit ist, weiß keiner gewiß, was kommen wird.«

»Antworte mir«, beharrte sie. »Ist die Habgier dieses Barons diesen Einsatz wert?«

»Nein. Aber unsere Ehre. Ein Mann lebt nach seinen Vorstellungen von Tapferkeit, und manchmal stirbt er auch danach. Das ist es, was einen Mann ausmacht. Eines Tages wirst du es verstehen.«

Nein, das werde ich nicht, dachte sie. Das ist etwas, das ich niemals verstehen werde.

Rist versuchte nicht fortzugehen.

Ich weiß, wie man mit dem Schwert umgeht, dachte sie. Ich kann kämpfen, und aus Liebe zu Pell und aus Treue zu Faron werde ich kämpfen, denn das sind Dinge, für die es sich zu sterben lohnt.

Als Faron sah, daß Rist nicht gegangen war, brachte er sie zu der Straße, auf der das Gefecht stattgefunden hatte. Zuerst dachte sie, er habe vor, sie mit dem Anblick der hingemetzelten, stinkenden Leichen abzuschrecken. Aber Faron führte sie mitten unter die Toten und kümmerte sich nicht darum, daß sie die Augen abwendete. Der junge Soldat bückte sich zu einer der leblosen Gestalten herunter und nahm dem Toten das Schwert ab. »Hier, versuch dieses Schwert«, sagte er und reichte es ihr. Rist schwang es ein paarmal hin und her, aber sie fanden beide, daß es für sie zu schwer war. Nachdem sie mehrere andere ausprobiert hatten, stießen sie schließlich auf eines, das leichter war. Es hatte einem Jüngling gehört, der wahrscheinlich ein oder zwei Jahre älter als Rists wirkliches Alter gewesen war. »Soll ich mir auch einen Schild suchen?« fragte sie. »Nein, Kind. Wir haben nicht genug Zeit, um dir beizubringen, wie man richtig damit umgeht. Er würde dich nur behindern. Du wirst heute ausreichend beschäftigt sein, nur zu lernen, wie du dieses Stecheisen führen mußt. Es ist fein geschmiedet«, erklärte Faron. »Ich wette, der Junge war ein Verwandter des Herrn der Stadt. Vielleicht sogar ein Sohn. Eine Gesandtschaft wie diese braucht ein Mitglied der herrschenden Familie als Beweis dafür, daß sie es ernst meint.«

Faron und auch Pell halfen Rist, mit dem neuen Schwert zu üben. Pell erinnerte sie daran, sich die Handgelenke zu umwickeln. Sie versorgte außerdem die Kranken und bereitete die Mahlzeit, von der sie alle wußten, daß es ihre letzte gemeinsame sein würde. Die Morgendämmerung brach an, und die acht Männer entfernten sich, um den Angreifern, von denen sie wußten, daß sie kommen würden, einen Hinterhalt zu legen. Vielleicht brachte ihnen die Überraschung den Vorteil, den sie zum Überleben brauchten. Da sie im ersten Gefecht die Pferde verloren hatten, mußten sie, um bessere Chancen zu haben, die Gegner aus dem Sattel werfen. Zu diesem Zweck spannten sie einen Stolperdraht über die Straße.

Mehrere Stunden vergingen, bevor das Geräusch galoppierender Hufe ankündigte, daß der Kampf beginnen würde. Zwei Dutzend Reiter kamen die Straße hinunter. Im letzten

Augenblick wurde der Draht hochgezogen. Die beiden Leitpferde stürzten vornüber und warfen ihre Reiter in die Luft. Die nachfolgenden Reihen konnten ihre Tiere nicht schnell genug zügeln. Drei weitere Pferdepaare fielen. Das Knäuel aus Menschen und Tieren zwang den gesamten Trupp zum Absteigen. Bevor die verwirrten Krieger noch reagieren konnten, stürzten sich acht Mann aus dem Hinterhalt auf sie. Eigentlich waren es nur sieben, denn Rist hielt sich zuerst zurück.

Zwei ihrer Kameraden sah sie fallen und den Hauptmann mit fast abgetrenntem Kopf niedersinken, bevor Rist sich ebenfalls ins Gefecht stürzte. Verzweifelt und ohne daß ihr noch Zeit blieb, sich an das Gelernte zu erinnern, kämpfte sie um ihr Leben. Mit vorgestrecktem Schwert fing sie die Schläge ihres Angreifers ab. Ihr Mangel an Übung erwies sich als für ihn verhängnisvoll. Ihre Bewegungen waren so ungeschickt, daß der Soldat in seiner Aufmerksamkeit nachließ und auf ihren jähnen Vorstoß nicht gefaßt war. Der Mann riß die Augen auf, als er sich aufgespißt fand und stolperte auf sie zu. Rist sprang zurück und ließ das Schwert los.

Sie stand da und starrte ihn an, als er starb. Dann kniete sie, ohne auf das zur Erde strömende Blut zu achten, neben dem Toten nieder und zerrte die Klinge aus seinem Körper. Als sie sie wiederhatte, blickte sie sich um. Nur Pell kämpfte noch, umringt von Gegnern. Eine Handvoll Klingen hackte gleichzeitig auf ihn ein. Rist schrie auf und merkte sofort, daß ihr Schrei die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt hatte. Sie floh in die Bäume.

»Laßt ihn laufen«, befahl jemand. »Es ist nur ein Junge. Wir haben unsere Rache, und die Straße ist wieder sicher.« Aber Rist rannte weiter, bis sie die Lichtung erreicht hatte. Sie fand eine halbvolle Satteltasche und stopfte das Schwert hinein, das sie immer noch umklammert hielt. Hastig warf sie dem Maultier das Gepäck über, schlang einen Wasserschlauch um die Schultern und stieg auf.

*Drei Tage nach Süden geritten und kein Anzeichen von Verfolgung*, dachte Rist, als der Waldpfad eine Hauptstraße kreuzte. Ich glaube, ich bin jetzt sicher und brauche mich nicht mehr zu verstecken. Auf den Straßen komme ich schneller vorwärts.

Das Grauen des Kampfes hatte sie aus ihrem Kopf verdrängt. Er war gewesen, wie sie es erwartet hatte, eher häßlicher, aber nicht schrecklich genug, ihren Ehrgeiz zu dämpfen. Von dem Augenblick an, als Pell ihr das Schwert in die Hand gelegt hatte, war es ihr Wunsch gewesen, selbst eine Kämpferin zu werden. Sie brauchte eine Ausbildung, und in den Tagen ihrer Flucht vor den Männern von Bergfeste hatte sie sich auch entschieden, wo sie diese Ausbildung bekommen wollte. Der alte Larvin hatte ihrem Bruder Geschichten von Kriegerinnen aus einem Königreich in den südlichen Sümpfen erzählt. Pell hatte ihre Heimat die Nassen Länder genannt.

*Ich werde dieses Reich finden, gelobte Rist, und bei den Schwertkämpferinnen lernen. Dort werde ich erfahren, wie man kämpft und wie man, wenn es wirklich nötig ist, stirbt wie eine Frau.*

Rist drängte das Maultier auf die Straße und machte sich auf den Weg nach Süden. Ihre Maskerade als Junge war vorbei.

## BRUCE D.ARTHURS

*Ich kenne Bruce Arthurs oder, wie ihn die Fans von Phoenix, Arizona, gern nennen. B. D., schon lange, nämlich seitdem ich an Cons in Phoenix teilnehme, einem Ort mit wundervollem Klima und einem schönen Zoo und botanischem Garten.*

*Bruces erste Story (›Einhornblut‹ in ›Wolfsschwester‹) nahm sogar auf meiner Schreibmaschine ihren Anfang, als Bruce und seine Frau (meine gute Freundin Margaret Hildebrand) uns vor ein paar Jahren in Greenwalls besuchten.*

*Dieses Jahr nun, ich hatte gerade erst mit dem Auswählen angefangen, schickte mir Bruce eine lange und verwinkelte Abenteuergeschichte, die mich aus irgendeinem Grund nicht so recht fesselte. Bestimmt verkauft er sie an jemand anderen, und ich werde nach ihr Ausschau halten; aber für dieses Buch hier konnte ich sie nicht brauchen und schickte sie ihm, wenn auch ungern, zurück.*

*Daraufhin bekam ich von Bruce dieses bittere kleine Meisterwerk einer Fabel – Phantasie oder Allegorie. Alles, was eine hartgesottene Herausgeberin wie mich schlucken lässt, ist ziemlich ungewöhnlich, und ich bin stolz darauf, es Ihnen jetzt vorzustellen. – MZB*

## Der Tod und die Häßliche

In den Jahren, wenn der Schnee nur leicht auf die fernen Berge fällt, fließt der Fluß Gorquin langsam, und das Wasser steht niedrig in seinem Bett. In Tümpeln bleibt Wasser zurück und stagniert. Angewärmt von den länger werdenden Tagen, wächst das langsame Wasser der Untiefen dunkel zu, und Abschaum setzt sich um die Ränder.

An kühlen Morgen kann man eine dünne, stinkende Ausdünstung sehen, die von der Wasseroberfläche aufsteigt. Der leichte Nebel treibt davon und schwebt nach Easur, Rist, En und den anderen Dörfern und Städten am Gorquin.

In solchen Jahren beobachtet man die kleinen Kinder mit besonderer Sorgfalt auf Anzeichen von Fieber, Schwindel, Übelkeit, denn das sind die ersten Symptome des Knochenbrechfiebers. Man erzählte sich, daß der Tod in einem schwarzen Boot den Gorquin hinabfuhr. Hochgewachsen, bleich, dunkelhaarig, reiste er im prächtigen Gewand eines Edelmannes. Schwarze Opale zierten die Ringe an seinen Fingern, und schwarze Diamanten besetzten den Griff des langen Messers mit der schmalen Klinge an seiner Seite.

Es hieß, daß er in die Häuser trat, in denen Kinder, am Knochenbrechfieber erkrankt, darniederlagen; weder Schloß noch Riegel konnten sein Eindringen hindern. Und der Tod stand vor den fiebrigen Kindern, lächelte und zog das Messer aus der Scheide; und er stieß die dünne Klinge, die keine Wunden verursacht, in ihre Knochen und Gelenke. Und die Kinder schrien und starben.

Die beiden Söhne und die Tochter Durs, eines Fischers aus Easur, lagen krank am Fieber. Die Tochter, Resti, war wach, und vor Fieber und Furcht klapperten ihre Zähne. Sie war alt genug, Geschichten vom Tod und seinem Messer gehört zu haben. Sie versuchte, in der Dunkelheit vor ihr etwas zu sehen. Sie konnte den unruhigen Schlaf ihrer Brüder auf der anderen Seite der Kammer hören, und im Nebenraum ganz leise das Schnarchen ihres Vaters, der endlich schlief, nachdem er sie alle den ganzen Tag gepflegt hatte.

Die Nachtwolken zogen am Mond vorbei, der den einfachen, aber sauberen Raum mit seinen blassen Strahlen erleuchtete. Vor ihr stand der Tod, der Tod mit seinem juwelenbesetzten Messer, das er in der juwelenbesetzten Hand hielt. Mit kalten Fingern schob er ihren Kopf zurück und trat ein wenig zur Seite, damit der Mond ihr Gesicht beschien. Ein angewiderter Laut drang aus der Tiefe seiner Kehle.

Resti wußte, was er sah. »Schweingesicht« nannten sie andere Kinder, mit ihrer aufgestülpten Nase, den vorquellenden Augen, den schlaffen Lippen, die die schiefen Zähne nicht verbergen konnten, dem dünnen, strähnigen Haar. Ihr Körper unter den Decken war vierschrötig und dick, und das verbogene Rückgrat hob eine Schulter höher als die andere. »Eine wie dich will ich nicht«, flüsterte der Tod und wandte sich ab. Vor Herzweh schloß Resti die Augen. Selbst der Tod verschmähte sie... Eine Träne rollte ihr die schweißbedeckte Wange hinunter. Ross, ihr ältester Bruder, fing an zu schreien, als

das Messer des Todes sich in ihn hineinbohrte, wieder und wieder. Resti warf die Decken zurück, stolperte auf die Füße, schwankte vorwärts. Mit fiebergeschwächten Händen griff sie nach dem Tod. Kaum unterbrach der Tod sein Werk, um sie mit kalter, eisharter Hand fortzuschleudern.

Resti kippte gegen ihr eigenes Bett und sackte daneben zusammen. Das Letzte, was sie in dieser Nacht wahrnahm, war ihr Vater, der hereinstürzte, die Arme in hoffnungslosem Trost nach Ross ausgestreckt, mitten durch den Tod, den er nicht sehen konnte.

Später begann auch Fren zu schreien. Aber Resti war bewußtlos und konnte ihn nicht hören.

Dur hatte das Boot aus dem Hafen hinaus aufs offene Meer gesteuert, weit fort von den anderen Fischerbooten. Die beschwerten Säcke mit seinen Söhnen lagen auf Deck. Im sonnenfunkelnden Wasser verlangsamte das Boot seine Fahrt, als er das Segel einholte. Resti war immer noch schwach, aber das Fieber war vorbei. Ihr Kopf war klar, wenn auch schwer.

»Resti.« Ihr Vater rief sie, und sie half ihm, die Säcke über die Reling zu hieven, einen nach dem anderen. Die dunklen Gestalten sanken unter die Wasseroberfläche und verschwanden schnell. Dur starnte noch lange in die Tiefe hinab, als die Säcke längst nicht mehr sichtbar waren. Dann seufzte er und wandte sich Resti zu. »Wenn ich sterbe«, begann er, »und zu deiner Mutter und deinen Brüdern gehe, wird dieses Boot dir gehören.« Ein paar lange Sekunden betrachtete er die verwachsene Gestalt seiner Tochter. »Du wirst niemanden haben, mit dem du es teilen kannst, keinen Gatten, der es für dich bemannst. Es ist Zeit, daß du mit dem Meer umzugehen lernst.«

Dur starb, als Resti sechzehn war, über Bord gespült, als eine Bö sie erfaßte, ehe sie den sicheren Hafen erreichten. Inzwischen hatte das Mädchen gelernt, das Boot zu handhaben, Fische zu fangen, auf dem Markt zu feilschen. Jahrelanges Netzeeinholen und an Ruder und Segel ihren Mann zu stehen hatten ihrer unersetzen Gestalt kräftige Muskeln verliehen.

An den Festtagen des Jahres, in dem sie achtzehn geworden war, hatte sie ihren Fang verkauft und war auf dem Weg nach ihrer Wohnung. Die Straßen waren überfüllt von Feiernden in ihren buntesten und besten Kleidern, und die Kinder liefen ohne Aufsicht. »Seekuh! Eine Seekuh ist aus dem Wasser gestiegen!« schrie ein Kind und deutete auf sie. Die anderen Kinder in der Runde lachten. »Seekuh! Seekuh!« grölten sie.

Resti drehte sich hastig um und trat in eine kleine Gasse. Auch nach so viel Jahren hatte sie sich nie an den Spott und das Hinterherrufen gewöhnen können. Hinter ihr verklang das Geschrei, als sie durch die engen, finsternen Hintergassen lief. Sie kam an einer Stelle vorbei, an der das Gäßchen sich vorübergehend erweiterte und in einen kleinen Hof übergang. Eine Gruppe unbekannter Männer saß vor einer Tür und ließ eine Flasche kreisen. Ihre lauten Reden verstummten, als Resti in den Hof trat, und sie starnten die Vorbeigehende an. Sie hörte Gemurmel und einen Ausbruch rohen Gelächters, als sie auf der anderen Seite wieder in das Gäßchen einbog.

Einen Augenblick später hörte sie die schnellen Schritte hinter sich. Ein Blick zeigte ihr die herankommenden Männer. Sie rannte kreuz und quer durch das Labyrinth kleiner Gäßchen, aber sie konnte die Männer nicht abschütteln.

Der Atem ging ihr aus und sie blieb stehen, drehte sich um und griff nach dem Fischermesser am Gürtel.

Die Flasche prallte gegen ihren Arm, sprang zurück und zersplitterte auf dem Kopfsteinpflaster. Das Messer entglitt den betäubten Fingern, dann waren die Männer über ihr.

Zwei packten sie an den Armen, ein dritter warf ihr seine Jacke über den Kopf und hielt sie dort fest, erstickte ihre Schreie und Bisse. Zwei weitere ergriffen ihre Beine und zwangen sie auseinander. Der sechste tastete und zerrte ungeschickt an ihren Hosen herum und schmiß sie dann mit dem Messer auf. Alle lachten. Ein reißender Schmerz zwischen ihren Beinen, auf ihr ein schweres, grunzendes Gewicht, lange Sekunden schmerzhafter Stöße, dann ein Strom heißer Flüssigkeit in ihr.

»Ich hab gesagt, ich könnte die häßlichste Frau am ganzen Gorquin reiten«, sagte der Mann und zog sich lachend aus ihr zurück. »Wer ist der nächste?«

Resti nannte den Säugling Perle. Das Kind war von vollkommener Gestalt, ausgenommen einen braunen Streifen in der blauen Iris des linken Auges. Andere Leute schauten mißbilligend, als Resti Perle jeden Tag auf dem Boot mitnahm. Sie kümmerte sich nicht um die Blicke. Der Spott der Kinder wurde unwichtig.

Perle tat ihre ersten Schritte auf dem schwankenden Deck des Bootes. Das erste Wort, das sie sprach, war »Fisch«. Als Perle drei war, sank das Wasser im Gorquin und floß träge, und an kühlen Morgen stieg ein dünner Nebel von seiner Oberfläche auf.

Resti saß stumm in der unbeleuchteten Kammer und lauschte auf Perles rastloses Hin- und Herwälzen. Durch das Fenster schien der helle Mond und spiegelte sich in der Furcht in Restis Augen, blitzte von der Klinge des Messers in ihrer Hand. Durch die verschlossene und verriegelte Tür trat der Tod. Resti stand auf, um sich zwischen die dunkle Gestalt und Perle zu stellen.

Der Tod würdigte Resti kaum eines Blickes und ging weiter. Ihr Messer hob sich und schlitzte ihm die Brust auf. Lautlos und ohne Widerstand schnitt die Klinge durch den dunklen Stoff und das dunkle Unbekannte darunter. Harmlos. Keine Spur eines Risses oder Schnittes. Resti trat zurück und stieß nach der Stelle, wo das Herz des Todes sein mußte, wenn er ein Herz hatte.

Wieder glitt die Klinge in ihn hinein und blieb stecken, als Restis Faust gegen die Brust des Todes hämmerte. Der Tod ächzte, Überraschung im bleichen Gesicht. Er packte Restis Arm und preßte mit kalter Kraft ihr Handgelenk zusammen. Das Messer entfiel ihren Fingern, durch den Tod hindurch und auf den Boden.

Sie kämpfte gegen den eisigen Griff. Der Tod schleuderte sie zur Seite, gegen einen Stuhl, der zerbrach, als sie hinfiel und auf ihn stürzte. Sie kroch über den Boden, schnappte nach einem der dunkelgekleideten Beine, biß hinein wie ein Raubtier. Der Tod brüllte vor Schmerz, als ein Geschmack wie blutiges Eis Restis Mund überflutete. Er packte sie bei den Schultern und warf sie mit aller Gewalt an die Wand. Resti sackte betäubt und fast bewußtlos am Boden zusammen. Kaum nahm sie wahr, daß die dunkle Gestalt zu Perles Bett hinüberhinkte.

Der Schneider war gerade fertig damit, das Leinentuch eng um den kleinen Körper zu

nähen, als jemand in der kleinen Menschenansammlung draußen Resti zurückkommen sah. Das strähnige Haar klebte ihr eng am breiten Schädel, und Wasser rann aus den durchnäßten Kleidern, während sie langsam, wie blind, die Straße heraufkam. Auch ihre Augen waren naß, wenn auch nicht vom Fluß- oder Meerwasser.

Schweigend teilte sich die Menge und ließ Resti ins Haus gehen. Als sie eintrat, erhob sich der Schneider.

»Er wollte mich nicht haben«, erklärte Resti stumpf. »Ich hielt den Stein fest und sprang in die tiefste Stelle des Gorquin, und dennoch wollte er mich nicht. Ich erwachte im Seichten, das Gesicht aus dem Wasser, immer noch lebendig, Atem noch in mir.« Der Schneider sammelte Nadel und Faden ein, den Ballen aus dunklem Stoff. »Es warten noch andere Kinder auf mich«, sagte er und ging.

Die Zeit der Krankheit ging vorbei. Im folgenden Jahr stand der Gorquin nicht niedriger als gewöhnlich, ebenso im Jahr darauf und im nächsten.

Resti, so schien es, vergrub sich in ihrer Arbeit. Der gewöhnliche Betrieb eines Ein-Mann-Fischerbootes allein genügte, um die Stunden des Tages auszufüllen, aber sie tat noch mehr. Sie begann, ein größeres Netz zu benutzen und mühsam den Fang an Bord zu hieven. Als ihr auch dieses Netz zu leicht wurde, vertauschte sie es mit einem noch größeren.

Die anderen Fischer tippten sich an die Stirn und nannten sie verrückt, als sie am Heck ihres Bootes ein langes Ruderblatt befestigte. Wenn sie abends mit vollen Segeln heimkehrten, kamen sie immer wieder an Resti vorbei, die ihr Ruder hin und her bewegte und von Schweiß triefte, während das Ruder das schwere, unbeholfene Boot durch das Wasser schob. Wenn sie dann ihren Fang verkauft hatte, stapfte sie schwerfällig zu ihrer Wohnung und sank in einen bleiernen Schlaf der Erschöpfung. Ihre Arme und der größte Teil des Körpers wurden wulstig und knotig mit Muskeln. Für andere Menschen sah sie grotesker und häßlicher aus als je zuvor.

Festzeit. Wieder wimmelte es auf den Straßen von Easur von Händlern, Besuchern, Schaustellern und Pöbel. Resti war unterwegs zu ihrer Wohnung, tief in ihre ganz persönlichen Gedanken versunken. Viele, die sie erblickten, scheuteten vor ihr zurück und machten Platz.

Ein Mann, der sich im Gehen mit einem anderen unterhielt, stieß sie mit der Schulter an. »Verfluchte –« begann er und brach ab, als er auf sie hinabsah. Er stieß ein rohes, bellendes Gelächter aus und setzte seinen Weg fort.

Resti verharrte bewegungslos. Vielleicht hatten sieben Jahre diesen Anflug von Grau in seinen Bart gebracht, diese Falten um seine Augen gelegt. Aber »vielleicht« hieß nicht »sicher«. Doch eines seiner blauen Augen hatte einen braunen Streifen. Sie folgte den beiden Männern zu einer mehrere Straßen entfernten Schenke. Drinnen war es verräuchert und nur schwach erleuchtet. Einige der Männer kannten sie aus den Docks. Als sie den Ausdruck in ihren Augen sahen, verstummten sie. Der Mann, dem sie nachgegangen war, stand an der Theke und hob einen Bierkrug an die Lippen. Sie trat hinter ihn und sprach. »Ich habe dich auch erkannt.«

Langsam drehte er sich um. Er war groß, fast einen Kopf größer als Resti, und hatte kräftige Muskeln. Sein Gesicht verzog sich zu einer höhnischen Grimasse. »Was willst du

von mir... Bucklige?«

»Sag mir den Namen deiner Tochter«, erwiederte Resti. Er starrte sie ein paar Sekunden verständnislos an, lachte dann auf und knallte ihr den Krug gegen die Schläfe. Sie stolperte zurück und packte ihn vorn am Hemd. Über das eine Auge lief Blut. Als sie sich gefaßt hatte, riß sie ihn hoch und schleuderte ihn gegen einen Tisch.

Mit dem Messer in der Hand kam er auf sie zu. Die Klinge brannte an ihren Rippen. Sie klemmte den Arm mit dem Messer unter ihren eigenen Arm und zerrte mit der anderen Hand seinen Ellbogen quer über ihre Brust. Er schrie auf, als die Sehnen zerrissen. Resti stieß ihn zurück, schlang dann die Arme um seine Brust und drückte zu. Ihre Arm- und Schultermuskeln ächzten vor Anstrengung.

Ein leiser, heiserer Schrei entrang sich dem Mund des Mannes, als ihm die Luft aus den Lungen gepreßt wurde. Seine Rippen gaben ein Geräusch wie knackende Knöchel von sich, als sie splitterten. Mit lauterem Knacken brach seine Wirbelsäule. Die Augen rollten nach hinten, und er sackte in Restis Armen zusammen. Resti ließ den Körper zu Boden fallen und stand keuchend davor. Blut durchtränkte ihre Seite und tropfte von ihrem Gesicht auf den Toten. »Jetzt bin ich bereit«, flüsterte sie. »Jetzt.«

Im nächsten Jahr stand der Gorquin niedrig. Nachts wanderte Resti durch die leeren Straßen von Easur und horchte auf die Geräusche der Kranken und Ruhelosen, achtete auf das Licht einsamer Kerzen, bei denen Eltern über ihre Kinder wachten. Sie traf den Tod in der Nähe der Docks.

»Ich kann dich berühren«, sagte sie zu ihm und vertrat ihm den Weg. »Ich kann dich verletzen.«

»Du hast keinen Grund, mich aufzuhalten«, erwiederte die dunkle Gestalt.

»Mein Grund ist die Erinnerung.«

»Ich bin stark.«

»Auch ich bin stark«, sagte sie und griff an.

Der Tod lag auf der Straße. Er wand sich und keuchte vor Schmerz, als er seine nutzlosen Beine zu bewegen versuchte. »Du hast dem Tod das Rückgrat gebrochen«, stöhnte er. »Ein allzu geringer Lohn für mein Herz.« Resti atmete schwer.

Verzweifelt rang der Tod die Hände. »Dann habe Mitleid«, sagte er, »und mach ein Ende.« Mit beiden Händen hielt er ihr, den Griff nach vorn, sein juwelenbesetztes Messer hin. Langsam griff Resti danach.

Wie eine Schlange schlug der Tod zu. Das Messer fiel zu Boden. Er packte ihre Hand. Bevor sie sich wehren konnte, hatte ihr der Tod den in seiner Hand verborgenen Gegenstand an den Finger gesteckt.

Als der Tod sie losließ, sprang sie zurück und starrte den schwarzen Opalring an ihrer Hand an. Sie zerrte und drehte, aber der Ring saß fest.

Der Tod lag flach am Boden. Er lachte leise auf und starb. Resti sah zu, wie Kleidung und Fleisch des Todes sich in blassem Rauch auflösten. Ein Skelett aus Eis, auf der Straße hingestreckt, schmolz rasch in der warmen Nachtluft.

Sie drehte sich um und ging fort, die leere Straße hinunter zu ihrer Wohnung.

Als sie an einer Häuserreihe vorbeikam, sah sie das Licht und hielt an. Geräuschlos

schlich sie zum Fenster und lauschte dem mühsamen Atmen dahinter.  
Bei ihrer Berührung öffnete sich die Tür, und sie trat ein, vorüber an der Mutter des Kindes, die bei der Kerze saß. Lange Augenblicke ruhte ihr Blick auf dem kleinen Kind. Endlich beugte sie sich hinab und drückte ihren Mund auf die kleinen Lippen.  
Man erzählt sich, daß zur Zeit des Knochenbrechfiebers der Tod in einem schwarzen Boot mit langem Ruderblatt den Gorquin hinabfährt. Der Tod ist mißgestaltet, grotesk und hat ein Narbengesicht. Er trägt einen schwarzen Opalring an der Hand und ein scharfes Fischermesser an der Seite, und er ist eine Frau. Aber das Messer kommt nie aus der Scheide. Und die Kinder sterben sanft im Schlaf.

## DEBORAH M. VOGEL

*Es ist merkwürdig, sich klarzumachen, daß ich Romanautorin wurde, weil mir das Geschick oder die Kunst fehlte, Kurzgeschichten zu schreiben. Ich glaube, daß das vielen so geht. Auch wenn es vielleicht schwer zu glauben ist, eine Geschichte läßt sich viel leichter in 65000 Worten erzählen als in 5000.*

*Kürze ist das Allerschwierigste. (Hören Sie sich eine beliebige politische Rede an.) Und die literarische Form der Kurzgeschichte ist die schwierigste überhaupt.*

*Aber obwohl ich finde, daß die Kurzgeschichte, die elegant formulierte Darstellung einer in lesbaren Figuren verkörperten Idee, die bedeutendste literarische Leistung in unserem Genre ist, habe ich selten etwas derartiges zustande gebracht; neunzig Prozent meiner eigenen Kurzgeschichten waren das Papier nicht wert, auf dem sie gedruckt wurden, und überlebten zum Glück die kurzlebigen Schundblätter nicht, in denen sie erschienen.*

*Für den Durchschnittsautor ist es freilich einträglicher, längere Erzählungen zu schreiben, weil man ja immer nach Worten bezahlt wird. Darum muß ich jedes Jahr fünfzehn bis zwanzig Stories mit 8000 und mehr Worten ablehnen und bin immer bereit, für eine gute Geschichte von 1500 Worten, oder darunter, Platz zu schaffen.*

*Deborah Vogel schickte ihre Story gerade noch rechtzeitig. Sie ist die Tochter von Barbara Armistead, deren Erzählung »On The Trail« in dem Band »Free Amazons of Darkover« erschien.*

*Das klingt nach einem guten Anfang. Außerdem versuche ich immer, eine Anthologie mit etwas Kurzem und Witzigem zu beenden ...mit einem netten kleinen Schnörkel am Schwanz. Und darum ist die Geschichte auch ein gutes Ende für unsere diesjährige Runde. — MZB*

## Blutsteine

Das Feuer beleuchtete ihr Gesicht beim Tanzen. Die Nacht war kalt, mit einer winzigen Ahnung von Winterschnee. Ein Tropfen Blut fiel neben den glühenden Kohlen in den weißen Sand. Der Tanz ging weiter, und bald fiel ein zweiter Blutstropfen neben den ersten. Auf der anderen Seite des Feuers wuchs die Gier im Gesicht des dort sitzenden Mannes. Er hielt einen kleinen weißen Stein in der Hand, der von innerem Feuer glitzerte. Und immer noch tanzte die Frau.

Ein dritter und ein vierter Blutstropfen landete im Sand. Die Nacht wurde kälter; am Himmel stieg langsam ein fahler Mond auf. Die Frau glänzte vor Anstrengung, aber ihr Tanzen ließ nicht nach.

Endlich lagen sechs Blutstropfen im Sand. Der Tanz wurde langsamer, und die Frau begann im Takt mit den Schritten ein Lied. Immer zögernder bewegte sie sich, immer lauter sang sie. Dann regte sie sich nicht mehr. Mit gesenktem Kopf stand sie am Rande des Sandes, dem Feuer gegenüber.

Nun hob sie die Hand, sank in die Knie und setzte langsam den Finger mitten auf den ersten roten Tropfen, der jetzt ein schimmernder Stein war.

»Macht«, sagte sie leise. Dann sprach die Hexe den Wahren Namen des Mannes aus. Sie griff zum nächsten Stein. »Frau«, sagte sie und wiederholte den Namen. Beim dritten: »Reichtum«, beim vierten: »Stärke«, beim fünften: »Treue«, und jedesmal schien sein Wahrer Name zu zögern und unter den Bäumen widerzuhalten. Und beim sechsten Stein sprach sie nur zweimal den Namen aus.

Langsam hockte sie sich auf die Fersen und betrachtete das Ergebnis ihrer Mühen. Auf der anderen Seite des Feuers lächelte der Mann triumphierend.

»Gib sie mir«, sagte er. Die Hexe sah ihn mit ausdruckslosem Gesicht an.

»Zuerst«, antwortete sie, »mußt du mir meine Seele wiedergeben.«

Der Mann lachte rauh. Über das Feuer warf er den glänzenden weißen Stein. Er flog über den Kopf der Hexe und in die kalte Nacht hinter ihr. Ihr Gesicht veränderte sich nicht. Sie raffte die Blutsteine auf und reichte sie dem Mann. Dann stand sie auf und verließ das Feuer. Unter den Bäumen am Rand der Lichtung hob sie den glühenden Stein auf und preßte ihn ganz, ganz sanft an ihre Brust. Der Stein verschmolz mit ihrem Körper, und das Glühen stand jetzt in ihren Augen. Wieder lachte der Mann, als auch er sich erhob und vom Feuer entfernte. In seiner Hand brannten die roten Steine und strahlten von innen heraus. Schnell band er sein Pferd los und schwang sich in den Sattel. Drüben vom Waldrand sprach die Hexe. »Ich muß dir etwas Wichtiges sagen.« Ihre Stimme war leise. »Dann sag es, Weib! Was brauche ich über diese Steine zu wissen, außer daß ich mit ihnen meinem Bruder den Thron, das Leben und die Gattin wegnehmen und über die Treue seiner besten Männer gebieten kann?« Er warf den Kopf in den Nacken und lachte

laut auf. »Und der Narr wird mich nicht daran hindern können!«

»Es ist, wie du sagst, Mann«, fuhr die Hexe fort, »aber vergiß eines nicht.« Sie begann langsam zu verschwinden und lächelte ein unendlich glückliches Lächeln. »Wenn du den sechsten Blutstein anrufst, wird seine Macht dir das Fleisch von den Knochen fressen und deine Seele trinken.«

Der Mann schnaubte verächtlich. »Dann brauche ich nur den sechsten Stein nicht zu benutzen und werde sicher sein.«

Die Hexe verschwand völlig vor seinen Augen, aber ihr Lachen hing noch in der kalten Luft der Lichtung. »Dann sag mir noch eines, Mann: welcher Stein ist der sechste?«